Schiller Album.

Schiller-Album

zur

hundertjährigen Feier

der

Geburt des Dichters.

Eine Festgabe der Freunde Schiller's

in der neuen Welt.

Philadelphia.
Schäfer und Koradi.
1859.

Schiller-Album

zur

hundertjährigen Feier

der

Geburt des Dichters.

Eine Festgabe der Freunde Schiller's

in der neuen Welt.

Philadelphia.
Schäfer und Koradi.
1859.

Schnellpressen=Druck von King und Baird,
No. 607 Sansomstraße, Philadelphia.

Vorrede der Herausgeber.

Als wir im Frühjahre die Idee faßten, ein Schiller-Album zur hundertjährigen Geburtsfeier unsers großen deutschen Dichters herauszugeben, da schwebte uns wohl vor, daß diese Feier eine großartige und in den weitesten Kreisen, wo immer Deutsche in größerer Anzahl sich eine Heimath begründet, deutsche Sprache und Literatur Eingang und Anerkennung gefunden, begangene sein würde. Aber unsere Hoffnungen und Erwartungen sind weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben. Die Schiller-Jubiläums-Feier verspricht, wenn nur ein Theil der festbegründeten Annahmen sich verwirklichen, eine glänzende, in ihren Dimensionen alles, was bis jetzt dagewesen, übertreffende zu werden. Nicht nur in unserem und des Dichters altem Vaterlande, nicht nur in der alten Welt überhaupt, auch in der neuen Welt werden Tausende und Hundert-Tausende diesen Tag festlich begehen.

In den Ver. Staaten von Nord-Amerika sprechen unsere deutschen Zeitungen von Hunderten von Schiller-Committeen und es scheint, als ob in allen bedeutenderen Städten der Union ein Schiller-Fest am 10. Novbr., je nach Verhältniß der ihnen innewohnenden deutschen Bevölkerung, abgehalten werden wird. Die großen Städte, wie New York, Philadelphia u. s. w., haben sogar eine zwei- und dreitägige Feier (vom 9. bis zum 11. Novbr.) in Aussicht.

Im Angesicht dieser erfreulichen, dem deutschen Nationalgefühl zur Ehre gereichenden Thatsachen, ist uns einestheils der Gedanke, durch die frühzeitige Ankündigung unsers Unternehmens, auch einen kleinen Anstoß zu dieser Bewegung gegeben zu haben, ein wohlthuender, anderntheils fühlen wir uns etwas beklommen, mit unsrer anspruchslosen Festgabe zu dieser großartigen Feier hervorzutreten. — Die allgemeine Lebensrichtung in den Ver. Staaten ist, wie bekannt, eine mehr praktische und materielle; die meisten ihrer Adoptiv-Bürger müssen in der ersten Zeit hart für ihre Existenz kämpfen und daher mag es kommen, daß von manchen derselben, welche im alten Vaterlande auf dem literarischen Gebiete thätig waren und sich Anerkennung erworben hatten, die nöthige Muße und die rechte Stimmung nicht gefunden wurde, um das vorliegeude „Album" mit ihren Beiträgen zu bereichern. Nichtsdestoweniger hoffen wir, unserm Hauptzwecke nach Kräften nachgekommen zu sein, indem wir unsern nachsichtigen Lesern einen Kranz von poetischen und prosaischen Aufsätzen als ein Fest-Denkmal zur Verherrlichung

unsers großen National-Dichters liefern, worin dieselben ihren Liebling in seinen verschiedenen Seiten, als Mensch, als Dichter, als einen der Unsrigen, wie als unsern großen Lehrer und unser nachahmungswerthes Vorbild dargestellt finden. — Sollten einzelne Schilderungen seines persönlichen Wesens und Alltags-Lebens hie und da einen kleinen Anstoß erregen, so gingen wir von der Ansicht aus, daß der große Dichter, je genauer wir ihn seinem innern und äußern Wesen nach kennen lernen, nur um so fester und bleibender der Unsrige, uns nur um so lieber wird. — Gern ergriffen wir die uns von befreundeter Hand gebotene Gelegenheit, unserem Album eine Anzahl der im Fremdenbuche des Schiller-Hauses in Weimar niedergeschriebenen, meist aus gehobener, begeisterter Stimmung hervorgegangenen Geistes-Erzeugnisse berühmter Deutscher, größtentheils noch ungedruckt, einzuverleiben und ebenso dachten wir, durch Aufnahme der beiden gediegenen Skizzen „Friedrich der Große von Schwaben" und „Aus dem Leben deutscher Dichter-Dioskuren," sowie mehrerer anderer uns passend erscheinender Aufsätze, die, obwohl früher gedruckt, doch den meisten Lesern, hier in Nord-Amerika namentlich, noch unbekannt sein werden, im Interesse unsrer Abnehmer zu handeln.

Einigen der Original-Artikel, obgleich nicht genau unserm Plane und unsrer Absicht entsprechend, glaubten wir, die Aufnahme umsoweniger versagen zu dürfen, als dieselben, durch die Herausgabe des Albums hervorgerufen, in ihrer Tendenz deutsches Wesen und Wirken darzustellen und zur Geltung zu bringen, doch gewissermaßen den Ideen Schiller's entspringen.

Dagegen bitten wir diejenigen unsrer geehrten Einsender, deren Beiträge, trotz der liberalen Ansichten unserer Redaktions-Committee, als in ein oder anderer Weise nicht passend, nicht Aufnahme finden konnten, um ihre gütige Entschuldigung. In der Ausstattung haben wir uns bemüht, etwas, dem schönen Zwecke Würdiges zu liefern. — Leider haben sich, trotz der Sorgfalt unserer Redaktion, dennoch einige Druckfehler mit eingeschlichen; glücklicherweise, meist nicht sinnentstellende. — Und nun lassen wir unsere Festgabe ihren Weg in die weite Welt, diesseits und jenseits des Oceans antreten.

Möge sie allseitig eine freundliche Aufnahme und nachsichtige Beurtheilung finden und ihren Zweck, ein Denkmal unserem großen Dichterliebling zu sein, nicht verfehlen.

Philadelphia, Ende October 1859. Die Herausgeber

Schäfer & Koradi.

Dedication.

Die wir von heimischen Gestaden
Ausgingen in die ferne Welt,
Zum Feste sind wir heut geladen,
Das uns ein edler Geist bestellt;
Er weilt nicht mehr in Erdenlanden,
Das äußre Auge sieht ihn nicht;
Er flog, von allen ird'schen Banden
Befreit, empor zum ew'gen Licht.

Doch seines Wandelns lichte Spuren
Verfolgen wir mit ernstem Sinn,
Sie ziehn durch helle Blumenfluren,
Sie ziehn durch dunkle Haine hin;
Auf Wohl und Weh, auf Sieg und Ringen,
Auf Haß, auf Lieb' im Dornenkranz,
Auf Völkerkampf, auf Freiheitsdringen
Warf er der Dichtung Himmelsglanz.

Vom Vaterland sind wir gezogen
In schwankem Schiff auf dunklem Meer,
Da ging am hohen Himmelsbogen,
Ein Prachtgestirn, er vor uns her;
Es tauchte bei der Seele Sehnen
Vergangne Lust in Wehmuth auf,
Sein Strahl fiel hell in unsre Thränen
Und lichter schien der Zukunft Lauf.

An's Vaterland, an's theure, schließe
Dich an mit deiner ganzen Kraft,
Daß dir und ihm zur Lust ersprieße
Des Lebens Baum in vollem Saft!
Wer hat nicht oft dies Wort empfunden,
Wer seinen Stachel nicht gefühlt,
Wenn mancher Sturm in schweren Stunden
Die Brust dem Fremdling hat durchwühlt?

Doch ist es nicht die Scholle Erde,
Die uns die Heimath heilig macht;
Nicht was am väterlichen Herde
Im Kindesspiel um uns gelacht;
Es ist des Vaterlands Vermächtniß,
Der Geistesbildung edle Saat;
Dem weihen wir ein stolz Gedächtniß
Und halten's dankbarlich zu Rath.

D'rum bleibt auch Er uns unvergessen,
Um den uns Jubelfeier schaart,
Der geistbeschwingt die Welt durchmessen
Und Erd' und Himmel hat gepaart;
Ein Gast aus lichten Regionen
Reicht er verklärt uns seine Hand,
Der Freiheit Herold vor den Thronen,
Der Schönheit Welt sein Vaterland.

Und eine Schaar von Lichtgestalten
Umringt ihn heut, ein Geisterchor,
Sie sind sein Werk, sein Schöpferwalten
Führt sie durch's goldne Zauberthor;
Da stehen Helden stolzen Blickes,
Glänzt manches Aug' in Lieb' und Huld,
Und er, von Höhen des Geschickes,
Reicht Kronen hier, straft dort die Schuld.

Oft, wenn das Ohr dem Sänger lauschte,
Der uns das starke Herz bezwang,
Wenn Schmerz mit Wonne in uns tauschte
Bei seiner Harfe Wunderklang,
Wenn er mit Meisterwort gezeuget
Von dem, was innigst Alle rührt—
Wer hätte sich ihm nicht gebeugel,
Wer nicht sein Szepter gern verspürt?

D'rum wo auch unsre Pfade ziehen,
Im Herzen tragen wir ihn mit,
Ob uns des Glückes Sterne fliehen,
Ob Sehnsucht folge jedem Schritt,
Ob wir der Heimath ferne wallen—
Ihn nimmt uns keines Schicksals Tück',
Ja, jeder Glocke ernstes Schallen
Ruft seinen Namen uns zurück.

Und heute treten wir zusammen
Und feiern froh den Jubeltag,
Erwärmt von seines Geistes Flammen
Giebt Jeder, was er geben mag;
Er mag uns oft die Seele laben,
Den Gott aus Gottesfülle speis't;
Wir sind nicht stolz auf unsre Gaben,
Doch stolz, daß er der Unsre heißt.

Den zehnten November 1859.

Johann Christoph Friedrich Schiller.

Am 11.*) November 1759 wurde **Schiller** geboren. Ein Jahrhundert ist hingegangen und der Name Schiller glänzt am Himmel der Litteratur, ein Stern erster Größe, viele andere mit seinen Strahlen verdunkelnd. An ihn ist bleibend, wie sonst an wenige, der Aufschwung der deutschen Litteratur während der zwei letzten Generationen geknüpft und unberechenbar ist der Einfluß, den Schiller's Genius auf die gesammte Bildung der Deutschen ausgeübt hat.

Große geschichtliche Namen bringen uns auf's Lebendigste den Fortschritt der Zeiten, den Umschwung der Dinge, die Kämpfe und das Streben des Geistes zum Bewußtsein. Sie lassen uns zugleich fühlen die Macht, welche einzelne ausgezeichnete Individuen, wie Könige mit dem Scepter im Reich der Ideen waltend, auf Mitwelt und Nachwelt ausüben; wir empfinden in der Erinnerung an die von ihnen ausgegangene Wirkung die Herrscherwürde der Intelligenz, die Gewalt der Gedanken, und wir werden unwillkührlich durch Bande der Dankbarkeit an diejenigen geknüpft, die nicht etwa auf gewaltsamen Wegen erschütternd auf den Gang weltgeschichtlicher Ereignisse einwirkten, sondern durch die stille und doch so tiefgehende Wirkung des Wortes und des Gedankens auf uns und die Welt, geistig anregend, die Bildung fördernd ihr Uebergewicht beurkundeten.

Wir mögen in vielen und in sehr wesentlichen Punkten uns von dem gefeierten Dichterfürsten, der vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickte, geschieden wissen, wir mögen selbst mit Schmerz an die tiefe Kluft denken, die seine und unsere Weltanschauung in den entschiedensten Punkten trennt, aber, so weit wir an höherer literarischer Bildung eines Antheils uns bewußt werden, haben wir Alle in jüngeren Jahren mehr oder minder unter dem Einfluß des Schiller'schen Genius gestanden und die jugendliche Begeisterung, mit der wir dem Fluge seiner Phantasie folgten oder dem Klange seiner krystallenen Sprache lauschten, hat in uns nicht nur den Sinn des Schönen geweckt, nicht nur die ästhetische Seite an uns belebt und gebildet, nicht nur eine Fülle geistigen Genusses uns gewährt, sondern wir haben Ideen und Anschauungen aufgenommen, die, so Vieles auch später sich abklären oder umgestalten mußte, ein

*) Wir können von dem Streite, ob am 10. oder 11., hier füglich absehen. Der Ansicht, daß es der 11. sei, ist auch der gründlichste, eingehendste Biograph Schiller's, **K. Hoffmeister**, beigetreten in Folge der überzeugenden actenmäßigen Mittheilungen **Gustav Schwab's** in dessen so anziehend geschriebenem **Leben Schiller's**. S. Schiller's Leben für den weitern Kreis seiner Leser von K. Hoffmeister, ergänzt und herausgegeben von **Heinrich Viehoff**, Thl. I, 1846.

Ferment im Gang unserer Entwickelung wurden und der Einfluß war nicht blos ein flüchtiges ästhetisches Schwelgen, sondern er zieht sich durch unser ganzes Wesen, unsere gesammte Bildung hindurch. Keiner war mehr und ist mehr der Liebling der strebsamen deutschen Jugend als Schiller und kein anderer vermag in ihr ein stärkeres Bewußtsein des litterarischen Glanzes des Vaterlandes zu wecken als er.

Näher fühlen wir uns Schiller auch um der Kürze der Zeit willen, die ihn von uns trennt. Es ist wenig mehr als ein halbes Jahrhundert hingegangen, seit die Kunde seines Hinscheidens durch Deutschland drang. Es leben ihrer noch Viele, die wir seine Zeitgenossen, wie unsere Zeitgenossen nennen können. Das macht uns die Glanzperiode der deutschen Nationallitteratur, die an die Namen eines Goethe, Schiller, Klopstock, Lessing, Herder, J. P. Fr. Richter u. A. geknüpft ist, in eigenthümlicher Weise bedeutsam. Die Weltbetrachtung, auf der ein Shakespeare oder ein Racine oder ein Cervantez stand, liegt uns schon unendlich ferner, als die der deutschen Classiker. Wir haben oft Mühe, ein genügendes Verständniß der Dichtungen jener Fremden, viel mehr des ganzen Geistes der Zeit, durch den auch sie beherrscht wurden, zu gewinnen. Wie viel näher ist uns die große Periode unserer deutschen Litteratur gerückt, wie viel unmittelbarer, nachhaltiger der Einfluß, den sie auf uns äußert.

Und doch — wie mächtig der Umschwung der Dinge während der letzten hundert Jahre! Der siebenjährige Krieg tobte und Friedrich II. erwarb sich blutige Lorbeeren, als der kleine Schiller dort zu Marbach in seiner Wiege lag. Noch ging das alte heilige römisch-deutsche Reich den alten Gang und Wer hätte gedacht, daß es dem Ende seiner Tage so nahe sei? Aber es wehte bereits ein fremder unheimlicher Geist durch die Welt. Französische Frivolität drang ein in die Kreise der Gebildeten, J. J. Rousseau predigte in poetischer Beredsamkeit dem verbildeten Geschlecht ein bedenkliches Evangelium der reinen Natürlichkeit, Voltaire schmeichelte in Sanssoucy und spottete über dasselbe und über viel größere Dinge; bald trat Joseph II. als Revolutionär auf den Thron der Habsburger, dem Papste sandte man die Jesuiten nach Hause und er selbst verkannte für eine Zeit seine treuesten Söhne; England eroberte ein neues Reich in Ostindien, da es im Kampfe gegen die Freiheit in der neuen Welt erlag und in Frankreich sammelte sich Zündstoff für das Gewitter, dessen Blitze den Bau des Staates von der Spitze bis zum Fundament erschütterten und die Völker Europa's von Lissabon bis Moskau in Brand setzten. Das war die Zeit, in der Schiller dem Leben entgegenwuchs. Ueberall die Vorzeichen der Umwälzung, der Drang einer neuen Epoche, die unter gewaltigen Wehen in die Welt trat; überall scharfe Gegensätze, für die es keine Lösung zu geben schien. Das Alte und das Neue stand unvermittelt neben einander. Die französische Republik hat Schiller zu ihrem Ehrenbürger gemacht. Franz II. als römischer Kaiser hat ihn in den Adelsstand des Reiches erho-

ben.*) Charakteristischer Widerspruch, bezeichnend für die Zeit und ihre Katastrophen.

Man hat das letzte Jahrhundert als eine Zeit der Charakterlosigkeit, der Seelenlosigkeit tief heruntergesetzt. Namentlich hat **Thomas Carlyle** es sich zum Geschäft gemacht, es an den Pranger zu stellen. Es war das Jahrhundert des Zersetzens, in welchem nicht zufällig die Chemie ihre weitgreifendsten Entdeckungen machte, Kant die Kritik der reinen Vernunft schrieb und in Frankreich der morsche Staat aus den Fugen ging. Die Welt war in einer culturgeschichtlichen Mauserung begriffen und das ist ein Zustand der allgemeinen Verstimmung. Es war eine Zeit ohne Schwung und ohne Glauben, weil ohne Festigkeit der Grundsätze und ohne ein neues, klares, ideales Ziel. Vom alten Bau war vollends die Tünche und Schminke gefallen. Wilde Kräfte, des zerrissenen Gängelbandes los geworden, warfen im Uebermuthe rohe Bausteine planlos zusammen und die Welt sollte sich neu daraus und besser erbauen. So gestalteten sich die Verhältnisse besonders in Frankreich, wo der Katholizismus unter den Gebildeten als eine fortgesetzte Lüge, die Sittenlosigkeit als anständiges Geständniß galt. Die Zerrüttung des Staatshaushaltes war die Folge dieses Zustandes, die schwache Decke, die noch den Bau getragen, war längst unterhöhlt und mit ihrem Zusammenbrechen öffnete der Vulkan seine Esse und warf seine Laven aus. An Sympathien mit den Revolutionsgelüsten hatte es in Deutschland nicht gefehlt, so wenig als an Anlässen dazu. Aber die Verhältnisse waren andere, der gesammte Nationalgeist ein anderer. Eine Revolution des Staates war in Deutschland nicht möglich, aber eine Revolution des Volksgeistes begann damals und sie geht heute noch fort. Es ist ein ganz anderes Bewußtsein, von dem die Nation heute getragen ist. Und mächtiger und tiefer hat in den letzten hundert Jahren Niemand auf die Deutschen gewirkt als ihre Dichter. Sie sprachen zum Gemüthe und regten es in seiner Tiefe an. Sie weckten ein Gefühl seiner geistigen Kraft, sie haben mehr patriotischen Stolz in den Deutschen geweckt als irgend andere Helden. Das ist grunddeutsch, daß die Sänger unserem Volke die Fackel trugen und für sie giebt es im Bewußtsein des Volkes kein Nord oder Süd, West oder Ost, sie sind eben Deutsche. An dieser ruhigeren Umgestaltung des vaterländischen Geistes und Lebens hat Keiner größeren Antheil als Schiller.

Wenn jene Periode des Zersetzens, des Kritizismus, die der Aufklärung

*) Jenes geschah, obwohl sogar Schillers Name dabei grundfalsch geschrieben war, am 26. August 1792 durch die Nationalversammlung. Mit ihm wurde das republikanische Bürgerrecht auch ertheilt an **Thomas Payne**, **Joseph Priestley**, **Wilh. Wilberfroce**, **Joachim Heinrich Campe**, **U. Pestalozzi**, **Klopstock**, **Kosciusko** und **Georg Washington**. Seltsame Gesellschaft! Die Acten hiezu hat **Gustav Schwab** ermittelt. Die Erhebung in den Adelsstand geschah am 7. September 1802. Das Adelsdiplom s. in Friedr. Cast's historisch-genealog. Adelsbuch des Königreichs Württemberg.

genannt wird, so besagt das an sich nur, daß der traditionelle Dogmatismus der scheinbar unbefangenen Reflexion, dem baren Verstandesurtheil weichen mußte. Dieses Verstandesurtheil warf sich auf als die supreme Richterin aller Erkenntniß, als die absolute Vernunft. Was sich dem Ellenmaß des Verstandes nicht anpassen wollte, mußte verloren sein und wäre es das Unendliche selbst gewesen. Und doch war in den „vernünftigen Gedanken", die damals als eine litterarische Schwemme über Alles, Gott und Welt, sich ergossen, nicht mehr Vernunft, als Fettaugen auf einer Spitalsuppe. Der Verstand kann mit hausbackenen Witzen das Höchste herabziehen und überall die Rechenexempel seines platten Widerspruchsgeistes hinstellen, es giebt für ihn nichts Großes, er vernimmt nicht die ewigen Mächte, er weiß von keiner Idealität und behandelt die größten Factoren der Weltgeschichte mit oberflächlicher Willkühr. Dieser Tendenz des Spottens und Spöttelns bot jene Zeit nur allzuviel Material. So viel Herkömmliches in Religion und Sitte, Kirche und Staat, wollte sich noch halten, leere gespenstische Schatten für die Meisten, daraus die Seele, das Leben längst entflohen war. Man sollte noch ehren und verehren, woran man keinen Glauben mehr hatte, und doch war es ein vergebliches Streben, an die Stelle der gesunkenen Größen Größeres zu setzen. **Rousseau** sprach als ein Apostel der Menschlichkeit und schickte seine eigenen Kinder in's Findelhaus. **Voltaire** errang im Calas'schen Proceß einen Triumph des Rechts und der Gerechtigkeit, aber welches Unrecht that er am Heiligen und Göttlichen! Die **Encyklopädisten** vindicirten sich das Recht des Priesterthums und seiner Weihen im Dienst der Natur, und doch war ihnen der Mensch nur ein Stück Fleisch mit seltsamen Phänomenen. Auf das Princip der Natürlichkeit gründete **Basedow** seine Erziehungsprincipien und machte eine Carricatur aus einer Wahrheit. **Lessing** zankte sich mit „Pastor Göze", schalt auf die Orthodoxisten, ohne selbst mit den Orthodoxen etwas gemein zu haben, wollte lieber den ungestillten Drang nach Wissen als das Wissen selbst und starb ohne etwas Gewisses. Das war das Jahrhundert, in welchem neben der Freigeisterei und Aufklärung her die Betrügereien des vielgefeierten **Cagliostro** gingen, in welchem der Mesmerismus auf bisher ungeahnte Kräfte und Tiefen des psychischen Lebens hinwies, und **Joseph** II. zum wahren Spott auf seine eigenen Aufklärungstendenzen die Gottesleugner mit gesetzlichen Stockprügeln heimsuchte, ein „Postulat der praktischen Vernunft". Und das war auch die Zeit, in welcher die glühende Seele **Zinzendorf's** „nur Eine Passion kannte, nämlich Jesus", in welcher ein **Bengel** das Nahen des tausendjährigen Reiches zu verspüren glaubte, ein **Klopstock** den Messias besang und ein **Gellert** das Bild kindlich-einfältigen Glaubens, christlich-edeln Lebens der leichtsinnigen Welt darstellte. Aus diesen Gegensätzen heraus lebte die deutsche Litteratur auf und ihre Heroen sind von denselben nach verschiedenen Seiten berührt worden. Schiller war mächtig von ihnen ergriffen. In Goethe's Seele spiegel-

ten sie sich mannigfaltiger ab, aber er wußte seine Persönlichkeit davon frei zu halten und stand in seiner Weise über ihnen. Beide haben dem flachen Verstandesregiment, das Alles zu nivellisiren drohte, und einer Scheinnatürlichkeit mit genialer Kraft die ideale Wahrheit im Kunstgebilde der Dichtung gegenübergestellt, der Nation aus einem schlaffen Conventionalismus herausgeholfen und die antike classische Anschauung mit dem Geiste der Neuzeit vermählt.

Der Proceß, durch welchen die Zeit hindurch ging und noch hindurch geht, wurde besonders für Schiller selbst die ernsteste Schule und er rang sich aus ihm heraus als Dichter, aber ohne eine abgerundete, ihn selbst befriedigende Weltanschauung zu gewinnen. Seine Seele kam aus dem Streite um die Wahrheit nicht hinaus, und wenn Göthe von sich sagte, daß er von sehr wenigen seiner vielen Lebenstage rühmen könne, daß sie wahrhaft glücklich gewesen, so galt das noch viel mehr von Schiller, der auch äußerlich weniger begünstigt und innerlich gar nicht angethan war, sich die Dinge zurecht zu legen. Und doch schrieb er schon 1783 an Frau von Wolzogen: „Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unsterblichen Ruhmes so gut, als ein Gallakleid ein Frauenzimmer, gekitzelt hat. Jetzt ist mir Alles gleich——wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu leben."

Ein Blick auf den äußeren und inneren Entwicklungsgang Schiller's lehrt, wie so ganz von verschiedenartigen Seiten her Ansichten, Persönlichkeiten, Verhältnisse im entgegengesetzten Sinne auf ihn einwirkten und er an einer Zwiespaltigkeit seines eigenen Wesens so tief litt, daß selbst der dichterische Genius in ihm dadurch Noth leiden mußte. Aus dem Elternhause, wo fromme alte Sitte noch gegolten hatte, tritt er 1773 in die herzogliche Militairschule. An bedeutsamen Umgebungen hatte es nicht gefehlt schon in der frühesten Jugend. Von Marbach waren die Eltern nach Lorch gezogen; dort lag gegenüber der Hohenstaufen und im Kloster bei Lorch selbst wandelte man zwischen den Gräbern des alten Kaiserhauses. Diesen Stellen bewahrte Schiller treu ein besonders freundliches Andenken. Ein Geistlicher des Ortes, Moser, schwebte Schiller stets vor als ein Ideal ächter, kindlicher Frömmigkeit und wahrer Pastoralwürde und zwischen die Rohheiten der „Räuber" hinein hat er ihm aus innerer Achtung ein Denkmal gesetzt. In Ludwigsburg und auf der Solitüde lebte der Jüngling im Anblick fürstlicher Pracht, und Kunstgenüsse verschiedener Art, wie nur eine solche Umgebung sie gewähren konnte, mußten anregend und befruchtend auf seine Phantasie einwirken. Seinem eigenen Wunsche, den er damals mit Vorliebe hegte, entgegen mußte er in die Militairschule eintreten. Das Schicksal seines Lebens war entschieden. Hier machte er umsonst Versuche, der Jurisprudenz Reize abzugewinnen. Es war für ihn labor improbus. Später in der Akademie zu Stuttgart griff er zur Medicin, aber auch dieser Schritt geschah invita Minerva. Schiller war

nicht zum Fachmenschen geboren. Das war aber eine Zeit des jugendlichen Gährens und Brausens und gerade dem strengen Reglement, der gemessenen und aufgezwungenen Steifheit des Lehrinstituts gegenüber regte sich gewaltig der Drang nach Freiheit. Auf den inneren Menschen wirkten die Umgebungen schlimm genug. Eine große Anzahl junger Köpfe lebte da zusammen, darunter waren viele höchst begabte. Es war keine Familie, vielmehr eine Kaserne. Alle haßten die pedantische Zucht, unter der Keiner mehr leiden mußte, als der zur Geniefreiheit von Haus aus gestempelte Schiller. Auf das Gemüth wurde wenig gewirkt, der innere Mensch ging leer aus, wo Alles, selbst Beten und Tellerwechseln, auf endloses Commando ging. Die heilsamen Einflüsse des Familienlebens waren abgeschnitten und viel Rohheit machte sich breit. Die jungen Leute wußten wohl genug, daß der Herzog, der ihnen so Vieles verbot, sich selbst Alles erlaubt hatte. Man wurde erbittert und brach innerlich mit Vielem, was unter erwärmender Pflege sittlichen Halt, dem ganzen Leben bleibenden Gehalt hätte geben können. In Schiller wachte dem Druck gegenüber sein Selbst auf bis zum Trotze. Die einseitige Strenge und Ueberwachung führte von selbst zur Lüge und jugendlichen Racheſtreichen. Die deutschen Dichter waren in der Akademie verboten. Um so größer der Reiz und Genuß, sie zu lesen. Die Religion war ein tägliches Paradestück und man exercirte es durch. Aber die seelenlose Formalität machte sie den leichtsinnigen Jünglingen zur Last. Daneben fand sich Schiller von Rousseau, von Lessing, von Göthe's Werther und Götz mächtig angezogen. Alles wirkte zusammen, den Drang der Freiheit zu wecken und dem tausendfachen Zwang gegenüber die Natur und Natürlichkeit zu stellen. Und die Ideen der Freiheit, des natürlichen Menschenrechtes lagen ja damals in der Atmosphäre, obwohl sie nur jenseits des Meeres eine Heimstätte schon damals gefunden hatten. Die französische Revolution sollte kommen. Sie spielte schon in vielen jugendlichen Köpfen ihr Vorspiel. Man brach innerlich mit der conventionellen Sitte, man fand den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn Mephistopheles sagt: „Es schleppen sich Gesetz und Rechte als eine ew'ge Krankheit fort," man sah der Ungerechtigkeit so viel in allen Verhältnissen zwischen Herrschern und Unterthanen, den Menschen heruntergewürdigt, und Recht und Gesetz mußte die Hand dazu bieten. Zu dem Allem konnte Schiller sich nicht etwa bloß passiv oder kritisch verhalten. Es gewann in seiner Seele Gestalt und fand Leiblichkeit in den „Räubern," die einem jugendlichen Geschlecht, dem Derbheit für Kraft gilt, völlig entsprachen und jedenfalls leuchtende Funken genialen Feuers sprühten. Es war ein Vulkan, der in ungestümem Ausbruch grobe Schlacken auswirft.

Aber mit dieser Zerfallenheit mit der Welt, neben diesem Streben, dem Bestehenden den Krieg auf Leben und Tod zu erklären und bei der unverhehlten Ansicht, daß der Mensch gut wäre, würden ihn die Umstände nicht schlecht

machen, würde das Unrecht unter dem Trugschein des Rechts ihn nicht entwürdigen, litt Schiller an innerer Zerfallenheit. Noch in den ersten Jahren der Akademie ringt er um das Gut seines Glaubens, Luther's Bibelübersetzung zieht ihn noch immer an, und ob auch das sprachliche Interesse mit unterläuft, so ist er noch religiös angeregt und so frühe treibt ihn der Gedanke an, Moses episch zu verherrlichen. Das Klopstock'sche Pathos empfand er noch in voller Stärke, heilige Schauer überwältigen oft, namentlich bei feierlichem Gottesdienst, seine Seele, und die Lust, dem geistlichen Stande sich zu widmen, tauchte wieder auf. Aber die Zweifel, die von allen Seiten den alten frommen Glauben wie Wogenspiel umdrängten, bedrängten auch Schiller's Seele. Leicht wurde es ihm dabei nicht; er konnte nicht eben hübsch ordentlich liegen lassen, was ihm nicht paßte, wie Göthe, der mit dem Untergang des Glaubens doch nur ein ästhetisches und praktisches Mitleiden hatte. Schiller war in der Tiefe seines Wesens ein unendlich ernsterer Mensch als Göthe, und die Grundstimmung des Mannes, der der Freude Jubelhymne gesungen hat, war tragisch. Wir haben aus der akademischen Zeit noch ein Sonntagsmorgengebet Schiller's vom Jahre 1776 oder 1777, wo er aus der Noth seiner Seele heraus spricht: „Oft hüllte banger Zweifel meine Seele in Nacht ein; oft ängstete sich mein Herz, Gott! du weißt es, und rang nach himmlischer Erleuchtung von dir. Du hast mich zu trüben Tagen aufbehalten, mein Schöpfer! zu Tagen, wo der Aberglaube zu meiner Rechten rast und der Unglaube zu meiner Linken spottet. Da stehe ich und schwanke oft im Sturme und ach! das schwankende Rohr würde zerknicken, wenn du es nicht emporhieltest, mächtiger Erhalter deiner Geschöpfe, Vater derer, die dich suchen. Ach, mein Gott! so erhalte mein Herz in Ruhe, daß es fähig sei, dich o Gott! und den du gesandt hast, Jesum Christum, zu erkennen; denn nur dies ist Wahrheit, die das Herz stärkt und die Seele erhebt. —"*)

Der Erfolg der „Räuber" entschied Schiller's Bestimmung für die dramatische Dichtung. Das entsprach völlig seiner Natur, die stets Wirklichkeit und Ideen in ihrem Widerspruche sich gegenüber stellte. Die „Bretter, die die Welt bedeuten," geben Raum, die Contraste in der Gestalt des Lebens, in vielfacher Verwickelung zur lebendigsten Anschauung zu bringen. Die Reflexion, das kritische Verhalten gegen Zustände und Nothstände kann da zu Recht kommen. Die ideale Vorstellung verkörpert sich im Helden. So sehen wir das in „Fiesco," der ein politisches Heldenthum, aber leider in Gestalt eines moralisch haltungslosen Genies verherrlicht; in „Cabale und Liebe," darin viel wilde Gluth, aber aus dem Boden gegebener Wirklichkeit flammt.

Als Schiller von Stuttgart 1782 nach Mannheim zog, brach er nicht nur gewaltsam mit seinen äußeren Verhältnissen, er hatte auch innerlich mit Vielem, das ihm die Heimath gegeben, bereits gebrochen. Er zürnte poetisch dem Un-

*) S. Hoffmeister's Nachlese zu Schiller's Werken IV, p. 28 ff.

recht, darunter die Welt seufzt, aber er selbst war innerlich locker und lose geworden und eben darin lag ein Widerspruch, an welchem Schiller selbst schwer litt. Er setzte sich hinaus über Begriffe der Tugend und Reinheit, die ihm nur conventionelle Sache zu sein schienen. Der Schiffbruch des Glaubens hatte das Sinken der sittlichen Persönlichkeit zur Folge; ein chaotischer Zustand, an dem es für Schiller selbst in die Länge nichts Befriedigendes gab und er kehrte aus diesen Verirrungen zurück, ohne das verlorene Gut des Glaubens seiner Jugend wieder zu finden.*) Aber mit dem sittlichen Charakter läuterte sich auch sein Kunstsinn. Edle Frauen mußten einen veredelnden Einfluß auf ihn äußern und er dankte es dem Geschlechte in der herrlichen poetischen Gabe „**Würde der Frauen.**" Wollten wir sagen, was Schiller's Religion damals war, wir müßten das Schöne, die Kunst nennen†) und nebenbei Ideale von Staatsverfassungen und Zuständen der Gesellschaft überhaupt, für die er und viele Jüngere der Zeit schwärmten. „Marquis Posa" im "**Don Carlos**" stellt uns ein solches Ideal hin, der Kosmopolitiker gegenüber dem Despoten. Aber im Hintergrunde dieses Kosmopolitismus stehen Abstractionen, die überall an der gegebenen Wirklichkeit ihre Hohlheit offenbaren. Posa ist eben doch ein liebenswürdiger Schwärmer. Wer vergißt das aber nicht über der Fülle der Phantasie und über der glänzenden Form, mit der uns das Drama besticht? Der Fortschritt lag jedoch darin, daß im „**Don Carlos**" der Dichter nicht mehr nur über die Mißstände des öffentlichen und Privatlebens sein zürnendes Gericht ergehen läßt, wie besonders in den „**Räubern**" und „**Cabale und Liebe,**" sondern daß er construirt, aufbauet.

Unter mannigfaltigem Wechsel seines Aufenthaltsortes und unter Berührung mit der größeren Welt und vielen bedeutenden Persönlichkeiten war Schiller in eine neue, mildere Phase seines Entwickelungsganges eingetreten. Eine übersprudelnde Naturkraft hatte in exaltirter Weise sich stürmisch gegen die gegebenen Zustände der Welt verhalten. Die Fülle der Kraft ersetzte aber nicht den Mangel des edleren Maaßes und eines tieferen Gehaltes. Der Dichter erlitt aber auch mannigfachen unangenehmen Druck der Verhältnisse, die er sich selbst gestaltet hatte. Er wurde selbst ungewiß, wohin er sich wenden sollte; nach der Flucht aus Stuttgart war er sogar mit dem Gedanken umgegangen, nach Amerika überzusiedeln.§ Dazu sollte es nicht kommen. Unthätiger Ruhe konnte Schiller sich auch nicht hingeben. Aus dieser Periode haben wir aber als bedeutendste dichterische Arbeit nur den „Geisterseher" zu nennen, worin mit ergreifender Lebendigkeit die Schwäche der Seele aufgedeckt wird, durch einen ungeläuterten Drang nach Erkenntniß dem Aberglauben selbst bei sonstiger hoher Bildung anheimzufallen. Zugleich züchtigt Schiller die Umtriebe der Jesuiten an den Höfen. Tieck nannte das Buch „den Torso eines vortrefflichen Romans." Es ist aus zeitgeschichtlichen Zuständen erwachsen. Der Dichter wandte sich aber

*) S. Hoffmeister's oben citirtes Leben Schiller's I, 93.

†) Aus dieser Stimmung, die noch durch das einseitige Studium der griechischen Dichter auf längere Zeit genährt wurde, gingen die gegen das Christenthum an sich, weniger gegen gewisse steife Handhabungen desselben äußerst ungerechten Götter Griechenland's hervor. Sie waren gar nicht nur „eine poetische Grille."

§) In einem Briefe vom Jahre 1782 sagt er: „Wenn Amerika frei wird, so ist es ausgemacht, daß ich hingehe. In meinen Adern siedet Etwas — ich möchte gerne in dieser holperigen Welt einige Sprünge machen, von denen man erzählen soll." Was wäre wohl aus dem Dichter in Amerika geworden?

damals ernstlich dem Studium der Geschichte und der Philosophie zu. Bei jenem zogen den geborenen Dramatiker am meisten die drastischen Partien an, Rebellionen gegen unerträgliche Gewalt, der Conflict neuer Tendenzen gegen altherkömmliches Recht, das edle Aufwallen eines gesunden Rechts- und Freiheitsgefühles gegen Despotismus, der Conflict tüchtiger, energischer Individualitäten mit den bestehenden Mächten, Biographien kräftiger Charaktere. Wir brauchen die Früchte dieser historischen Studien nicht zu nennen. Sie sind freilich durch den Fortschritt der Forschungen seither überflügelt. Aber der Dichter hat ernst vor der Pflicht des Geschichtschreibers sich gebeugt. Er wollte gründlich und wahr zu Werke gehen. Mehr schadete ihm dabei sein sonstiger Standpunkt, sein ganzes Verhältniß zu den größten Factoren des Weltlebens. Freiheit, Menschenrechte und Humanität waren ihm die wesentlichsten Gesichtspunkte. Aber, obwohl er durch's Lehren erst zu lernen hatte, konnte er doch mit Ehren 1788 zum Professor der Geschichte an der Universität Jena ernannt werden. Wir freuen uns des Abschlusses eines unsteten Lebens und des Aufbaues am eigenen Herde und an der Seite einer Gattin, die den Genius zu ehren, den viel kränkelnden Mann zu behandeln wußte.

Dem Dichter erwuchs aus dem geschichtlichen Studium für die Zukunft unendlich mehr Vortheil als aus dem philosophischen. Aber ein gewisser grübelnder, sinnender Verstand lief neben der Phantasie in Schiller her. Er litt durch eine stete Reflexionssucht, er mußte sich Begriffe zerlegen und wollte den Sachen auf den Grund sehen. Diese trockene Seite stand in Schiller neben dem Pathos, mit diesem unvermittelt. Er hatte einen gewissen, Gegensätze scharf unterscheidenden und contrastirenden Scharfsinn. Es gelang ihm Manches in der **Moralphilosophie** auf dem Wege psychologischer Zersetzung. Er that manchen guten Griff und leuchtenden Blick in der **Aesthetik**, folgend oft mehr einem richtigen Instincte, als einem consequenten Raisonnement aus wahren Grundprincipien. Seine Terminologie, z. B. des Naiven und des Sentimentalischen in der Dichtung, müssen wir heutzutage schon wieder übersetzen, um ihn recht zu fassen. Aber das **Kant**'sche System war der Alp, der ihn drückte. Wir möchten sagen, es vernagelte ihm die halbe Welt. Ein consequenter Systematiker wurde Schiller doch nicht. Es war gegen die Natur, daß eine in sich so reiche Natur in die Jacke eines speculativen Systems sollte gespannt werden. Und gewiß unter allen metaphysischen Systemen ist keines poesieloser als das Kant'sche. Schiller mußte, so sehr es in seiner Natur lag, sich vom Einzelnen zum Allgemeinen zu erheben und sich begreiflich klar zu werden, von diesem Incubus befreit werden. Er fühlte es selbst und es trat eine gewisse Abneigung gegen die Speculation bei ihm ein. Dies geschah in der ersten Hälfte der neunziger Jahre. „Es ist hohe Zeit," schreibt er, „daß ich für eine Weile die philosophische Bude schließe. Das Herz schmachtet nach einem betastlichen Gegenstande." Namentlich war er von **Fichte** stets unangenehm berührt und hat dessen subjectiven Idealismus in der Xenie gegeißelt:

Ich bin Ich und setze mich selbst, und setz' ich mich selber
Als nicht gesetzt, nun gut! hab' ich ein Nicht-Ich gesetzt.

So gewann denn der Trieb der Dichtung wieder die Oberhand über den philosophischen Dilettantismus. Ernster, gemessener, innerlich besser balancirt ging Schiller in den letzten bedeutungsvollsten Abschnitt seines kurzen Lebens ein. Der Mann, der mehr als andere nach der ganzen Naturrichtung von ihm geschieden war, und doch ihm am nächsten trat und auf den **Dichter** we-

nigstens auf's Vortheilhafteste einwirkte, war **Goethe**. Sie lernten sich nicht erst jetzt kennen. Aber sie erkannten erst recht, was sie einander sein konnten. Goethe's Einfluß war freilich überwiegend. Ueber die speculativen Strebungen Schiller's hat er später zu **Eckermann** gesagt: „Es ist betrübend, wie ein so außerordentlich begabter Mensch sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm Nichts helfen konnten." Sobald Schiller sich selbst, seine großartige Dichternatur in ihrer Unmittelbarkeit gab, traten diese beiden hochbegabten Geister, trotz aller Differenz des Geistes, sich näher. Goethe hatte den gegebenen Culturverhältnissen den Kampf nie erklärt, er floh vor dem Conflict mit der Wirklichkeit des äußeren Daseins, er zürnte den **poetischen** Sünden, dem irrenden Geschmack der Zeit, und blieb auch darin Aesthetiker. Sein „*Faust*," in welchem Goethe jenem dunklen Drange jugendlicher Genialität, die aus der Schranke gegebener Weltbedingungen in's Unendliche, Unbegrenzte vergeblich hinausringt und worin zugleich jene tiefsinnige, forschende, speculative Seite des deutschen Geistes und ihre Schranke sich spiegelt, in seiner Weise dichterische Gestalt verleiht, ist kein Revolutionär des Staates. Schiller lief Sturm wider das Unrecht, das die Menschheit litt und wider Gewalten, die der Weltgeschichte oder vielmehr seiner idealistischen Theorie von ihr im Wege standen. Als die französische Revolution ihren Schwefeldunst und ihre Blutströme ergoß, mußte Schiller einen unendlichen härteren Stoß seines Innern erleiden, woraus eine bekannte Stelle der „**Glocke**" sich erklärt, als Goethe, der sich in seiner Richtung nur bestärkt sah. Es wirkte Vieles zusammen, daß Beide sich näher kommen konnten. Schiller wurde sich bei seiner reflectirenden Natur des Unterschiedes zwischen Goethe und ihm selbst auf's Klarste bewußt; er erkannte, wie **Gervinus** sagt, der Goethe'schen Dichtung theoretisch den Vorzug im Gebiete der Kunst zu und näherte sich ihr praktisch. Goethe fühlt sich seiner Seite intensiv angeregt, nicht nur durch die hellen Flammen eines Brudergenius, sondern auch durch die seiner eigenen Art diametral entgegen gesetzte Geistesrichtung Schiller's, der reflectirend sich der instinctiv schaffenden Geistesthätigkeit bemächtigte, Phantasie und Idee auf diesem Wege sonderte, neben das Bild gerne den Gedanken stellte, wovon die „**Glocke**" das frappanteste, aber glücklichste Beispiel liefert, und vom Einzelnen überall zum Begriff verallgemeinernd emporstieg.*)

Wie ein lange hinter der Schranke des Dammes anschwellender Strom endlich seine ganze Fülle mit einer Fluth ergießt, so strömte jetzt mit erneuter Kraft nach der poetischen Ebbe der dichterische Quell in Schiller. Allein im Sommer 1795 entstanden vierzig größere und kleinere Gedichte. Ueberhaupt gehört zum Bedeutendsten nicht nur aus Schiller's Productionen, sondern aus

*) Charakteristisch ist die Art, wie zwischen Beiden ein näheres Verhältniß sich knüpfte. Sie waren aus der Versammlung einer naturforschenden Gesellschaft in Jena weggegangen und setzten ihr Gespräch in Schiller's Wohnung fort. Goethe trug die Metamorphose der Pflanze lebhaft vor und half sich dabei zeichnend. Schiller sah zu, schüttelte den Kopf und sagte: „Das ist keine **Erfahrung**, das ist eine **Idee**." Goethe stutzte etwas verdrießlich, nahm sich aber zusammen und sagte: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen und sie sogar mit Augen sehe." Er wurde ganz unglücklich durch die Erwiederung Schiller's: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? Denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letzteren, daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren kann." Das Gespräch zog sich fort und sie waren einander näher gekommen durch den „vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Object und Subject." Von da an trat ein intimeres Verhältniß ein. S. Goethe's Annalen zum Jahre 1794.

unserer ganzen poetischen Litteratur, was er ihr gab in dem letzten Jahrzehend seines Lebens. Was er aus der Schule des Forschens mitgebracht oder was ihm als Gewisses im Wechsel des Lebens geblieben war, das faßte er jetzt als Juwel in's Gold der Dichtung und die an sich trockensten Begriffe gewannen Leben und Wärme im Gewande der herrlichsten Sprache. Man fühlt es, daß er aus innerer Ergriffenheit dabei redet, so in den „**Worten des Glaubens,**" so „**die Hoffnung.**" Oft spricht sich eine ungestillte Sehnsucht aus, die nicht im Irdischen ihre Befriedigung findet; so „**der Pilgrim.**" Besonders wird auch an die Schranke des menschlichen Wissens erinnert und das Herz in sein Recht eingesetzt, so in dem Distichon „**Einem jungen Freunde, als er sich der Weltweisheit widmet,**'" oder in jenem mit der Ueberschrift „**Menschliches Wissen.**" Ueberall tritt vor uns ein edles Maaß, eine große Freiheit in der Behandlung des Gegenstandes. Die Erfahrung des Lebens ist über die Excentricitäten der Jugend und der Poet über den Philosophen und Theoretiker Herr geworden. Ueber Alles haben aber die **Balladen** die herrliche Dichterkraft Schiller's an's Licht gebracht und ihn zum bleibenden Liebling der Nation gemacht. In glänzendster Diction, drastischer Lebendigkeit führen sie uns in's tiefste Miterleben ergreifender Situationen und es ist das Leben, es ist der Mensch überhaupt, der bald im Kampf mit furchtbaren Elementen erliegt, bald das Walten einer heiligen höheren Macht anerkennen, bald einen Widerstreit des Triebes und der Pflicht durchkämpfen muß, was uns aus diesen Erzählungen anspricht und uns oft tragisch stimmt; so **der Taucher, der Handschuh, der Gang nach dem Eisenhammer, die Bürgschaft, der Kampf mit dem Drachen** und andere. In dem Meisterwerk „**Glocke,**" einem culturhistorischen Gedichte, das sinnig und geistvoll Didactisches an malerische Schilderung eines zu den ernstesten Seiten des Lebens in so enger Beziehung stehenden Handwerksgeschäftes anknüpft, hallen alle freudigen und ernsten Töne des Lebens wieder. **W. v. Humboldt**, der Schiller so nahe befreundet war, sagt, dieses Gedicht durchlaufe die Tonleiter aller menschlichen Empfindungen. Auch an den „**Spaziergang**" muß hier erinnert werden. So vieler anderen Dichtungsarten, in denen Schiller in eigenthümlicher Weise glänzte, der **Parabeln**, der **Epigramme**, der **Räthsel**, sei hier nur vorübergehend gedacht. Das Bedeutentste aber, was er der Litteratur gab, bleiben die **dramatischen Werke** dieser Periode des zur Reife gelangten Genius, vor Allem die **Wallenstein'sche Trilogie**, der deutschen Tragödie Krone.

Ungern nur versagen wir uns ein genaues Eingehen in die Charakteristik dieser herrlichen Dichterwerke. Sie alle ließ uns der Dichter, eine reiche poetische Erbschaft, als er am 9. Mai 1805 hingerafft wurde; „er hatte," wie **Goethe** von ihm sagte, „die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte nicht empfunden. — Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen."

Und doch ist darüber gestritten worden, ob Schiller ein Dichtergenie gewesen sei. Aber der Proceß der Geschichte selbst übt Kritik und scheidet auf litterarischem Felde Spreu und Waizen. Gewiß bleibt, Schiller war und ist unter allen ihren Dichtern der Liebling der Nation. Einseitige Goethe-Anbeter mußten von dem Altmeister selbst das Spottwörtlein hören, er erlaube sich, zu behaupten, daß Schiller allerdings ein Dichter gewesen sei und zwar ein sehr großer. Man sagt, Schiller habe nie mit spielender Leichtigkeit gedichtet. Das ist halb wahr; das Falsche daran ist, wenn man sich denkt, Schiller habe Mühe gehabt, poetisch zu erzeugen. Keineswegs, vielmehr wurde

ihm der Andrang schöpferischer Gebilde zur Last. Die Geburten seines Geistes, wenn er sich productiv äußerte, wie in den letzten Lebensjahren, drängten einander. Er konnte sich nicht auf Zeiten des Assimilirens, Sammelns einlassen. Er lebte dann nur, wenn er producirte, wie er auch von sich selbst sagt, daß, wenn er ein unternommenes Werk zur Vollendung geführt habe, so sei er bei der nunmehrigen Freiheit schlimmer daran, als bei der vorherigen Sclaverei. In solchen Perioden war er wirklich unglücklich, bis sich wieder ein Stoff fand — und er fand sich für ihn leicht—, der sich unter seinen Händen bald zum poetischen Gebilde gestaltete. An der Energie, die seine Seele kennzeichnet, an diesem mächtigen Streben und Wollen participirte der dichterische Genius. Eben damit ist es ganz übereinstimmend, daß er allerdings, wenn die Begeisterung ihn ergriff, ein mächtiges Ringen seines Geistes erleben mußte. Er war dann in einer tiefen Erschütterung seines ganzen Wesens begriffen, wie er denn auch nicht leicht am Schreibtische saß, sondern, sich nur über ihn auf einen Arm gestützt hinlehnend, niederschrieb und die tiefe Erregung des Innern sich auch seinem Aeußeren mittheilte. Und dieses Aeußere, der Körper — welch ein elendes Bauwerk, welch eine schmerzvolle Hülle war er bei steten, entkräftenden Krankheitszuständen für den Feuergeist, der in ihm weilte! Der Körper litt dabei, und durch den Geist, wenn Schiller sich dem Drange seiner schaffenden Geisteskräfte überließ. So sagt er: „Mit meiner Gesundheit geht es noch nicht besser. Ich fürchte, ich muß die lebhaften Bewegungen büßen, in die mein Poetisiren mich versetzte. Zum Philosophiren ist schon der halbe Mensch genug und die andere Hälfte kann ausruhen. Aber die Musen saugen einen aus." Bei ihm ging aber das tiefsinnige, abstracte Denken und die erzeugende Phantasiethätigkeit noch neben der innigsten Theilnahme des Gemüthes am Gegenstande her. Daher liebt er die symbolisirende, allegorisirende Weise der Darstellung, obwohl nur „das **Mädchen** aus der **Fremde**" eine reine Allegorie ist. Ideen treten bei Schiller vor uns in Bildersprache. Daher dienen ihm auch mythologische Formen so gerne zur Einkleidung. Es ist nicht sowohl ein innerliches Erleben, eine Zuständlichkeit, als eine Wahrheit, der Gedanke, der uns in poetischer Gestalt verklärt vor die Seele gestellt wird. Damit ist auch der grundwesentliche Unterschied zwischen Goethe und Schiller angedeutet.

Treten wir der ganzen Persönlichkeit Schiller's näher, so wissen wir recht wohl, daß zwischen dem poetischen Genius und zwischem dem gegebenen Ich eine feine Grenzlinie gezogen ist. Was der dichtende Geist aus geheimnißvoller Werkstätte an's Licht fördert, ist von der Persönlichkeit des Dichters wohl zu trennen, nur wollen wir die Einheit des Individuums darüber nicht vergessen. Die Dichtung ist ein Exponent des Individuums, das Individuum in seiner Totalität ein Exponent seiner Zeit und der in ihr herrschenden Geistesströmung. Das macht uns große, hochbegabte Menschen doppelt bedeutsam, es ist das Allgemeine, was sich concentrirt, wie in einem Focus gesammelt in ihnen abspiegelt. Wir sitzen nicht zu Gericht über ihren persönlichen sittlichen Werth oder Unwerth. Aber wir wollen uns über die Prinzipien ihrer Lebensanschauung und über die Grundzüge ihres Charakters orientiren. Denn das ist es, was durch ihre ganze geistige Productivität hindurchströmt, das ist es, wodurch sie auf Mitwelt und Nachwelt, angethan mit außerordentlicher Begabung, eingewirkt haben.

Gerade bei Schiller kann man den Menschen am wenigsten vom Dichter trennen; denn es ist ein ethischer Zug, der sich in allen seinen Dichtungen,

und in den bedeutendsten am allermeisten, geltend macht. Schiller dichtete nicht nur, weil er gemäß dem Worte: Est Deus in nobis, agitante calescimus illo, eben dichten mußte. Nein, wir sagen es, ohne dem Genius zu nahe zu treten, ihn trieb ein ethisches Prinzip. Dieses ethische Prinzip mag verfehlt gewesen sein und war es besonders in der stürmischen, für Beides, den Genius und den Charakter, unreifen Lebensperiode, aber es bezeichnet die ganze Persönlichkeit. Schiller konnte nicht bloß contemplativ der Welt gegenüberstehen. Er konnte nicht nur durch ihre Eindrücke innerlich gestimmt werden und in lyrischem Ergusse die Eindrücke und die Stimmung sich objectiviren, um Beides dadurch wieder von sich los zu schälen, aus sich zu entlassen. Es lag in ihm eine mächtige, drangvolle Energie und dieses stoische Sollen und Wollen seiner Natur, wodurch er vornweg zum praktischen Kantianer gestempelt war, charakterisirt sein ganzes Wesen, zieht sich durch seine ganze Person hindurch und ist auch in den vollendetsten Producten seines Geistes unverkennbar. Durch jene revolutionäre Jugendtendenz, durch seine philantropische Richtung, durch seinen Kosmopolitismus ist er in verschiedenartiger Weise mit allgemeineren Strömungen der in mächtiger Gährung begriffenen Zeit verknüpft. Aber sein ethisches Wollen mußte naturgemäß Leiblichkeit nur im Reiche der Poesie finden. Gerade diese moralisirende Tendenz Schiller's hat gedient, ihn einer Menge von Bewunderern zugänglicher und liebenswürdiger zu machen. Vor Allem wird die Jugend ergriffen von einer Gerechtigkeit, wie sie in den „**Räubern**" waltet, angezogen von der schwärmerischen Humanität eines „**Posa**". Wir fühlen es selbst dem Dichter ab, welch' tiefe sittliche Entrüstung aus ihm spricht, er selbst und seine sittliche Weltanschauung redet zu uns aus der Hülle dramatischer Gestalten.

Und was ist nun die sittliche Grundidee, die uns in Schiller überall entgegentritt? **Rosenkranz** hat gesagt *): „Eine einzige Idee beherrscht Schiller, die Idee des Staates, näher die Idee des Staates, in welchem die ethische Freiheit als das Ziel aller Bestrebungen durch die ästhetische vermittelt wird." Nur ist das Wort Staat hier nicht im engen diplomatischen Sinne zu nehmen. Schiller trug ein Ideal der Humanität in sich und er hatte einen unverwüstlichen Glauben an den Menschen, dem er ein Sollen und Wollen des Guten zutraute, so wie er ihn fand. Er ist auch hier ein Geistesverwandter **Kant's**, nur daß er das radikale Böse des Königsberger Philosophen weniger in seinen praktischen Consequenzen anerkannte. Das dürfen wir sagen trotz dem Distichon:

> Setzet immer voraus, daß der Mensch im Ganzen das Rechte
> will; im Einzelnen nur rechnet mir niemals darauf.

Er ist aber auch eben nach derselben Seite hin ein Exponent seiner Zeit, in der die Anerkennung der unveräußerlichen Menschenrechte sich auf politischem Gebiete Bahn brach und der Begriff der Freiheit und Gleichheit unter die Reihen der herrschenden Zeitideen eintrat. Wie in **Goethe** ein angebornes aristokratisches Element vorwaltet, so in Schiller ein edles demokratisches. Er ist durchdrungen vom Gefühle der Würde der menschlichen Natur, er grollt mit ergrimmtem Gemüthe jeder Unterdrückung, jedem Unrecht. Er leitet aus solchen äußerlichen Zuständen das Sinken der bessern Natur des

*) In der Schrift: **Goethe und seine Werke**; Vorrede zur ersten Auflage, p. X. S. Auflage von 1856. Und an andern Orten.

Menschen gern ab und erwartet daher von einer freieren, gerechteren, der Zeitbildung entsprechenden Gestaltung der bürgerlichen Zustände ein Hervortreten der bessern Natur des Menschen, der aber dann im Gefühle seiner persönlichen Dignität auch ein von edleren Motiven bewegtes Wesen würde. Daher lassen uns Worte wie diese: „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittert nicht" ganz in die Denkart Schiller's hineinschauen. Was Schiller im Laufe seiner Jugendjahre um sich sah, die Härten eines brutalen Despotismus, die Mißhandlung der Edelsten, die der Tyrannei zum Opfer fielen, der Druck, den sein eigener, in Genialität aufstrebender Geist erleiden mußte, die großen politischen Erschütterungen der Zeit, zugleich die Einflüsse der französischen Litteratur, besonders Rousseau's, die Erhebung der deutschen Litteratur, an der er selbst so innigst betheiligt war, das sich Vordrängen der bürgerlichen und staatlichen Interessen gegenüber den kirchlichen, die ganze schon herauf dämmernde Umgestaltung des Verhältnisses zwischen Fürsten und Völkern, zwischen Adel und Bürgerthum, —das Alles wirkte mächtig auf Schiller's Seele und er stand auf den Grundanschauungen des Rechtes, der Gerechtigkeit, der Billigkeit, der Menschenwürde. Er gab mehr um's Naturrecht, von welchem Goethe im *Faust* als „vom Recht, das mit uns geboren ist" nur einen Mephistopheles raisonniren läßt, als um's Statutenbuch und um Privilegien mit Brief und Siegel. Schiller wittert Morgenluft einer neuen Zeit. Vieles freilich gehört aus diesem Gebiete mehr in die jüngere Periode des Dichters. Aber es blieb, ob auch Manches sich an ihm später mäßigte und milderte, unter mannigfachen äußeren Einflüssen, der Grundzug seiner Seele. Während Goethe sich gegen das Freiheitsstreben der Zeit kalt, ja abstoßend verhielt, ging Schiller tief ein in diese Strömung unserer weltgeschichtlichen Epoche. Jener sah auf dem Leichenfeld der Geschichte die Geister der klassischen Vergangenheit in verklärter Gestalt aufsteigen und sie reichten seinem Genius die Bruderhand. Schiller sympathisirte auch in der Geschichte am meisten mit den Bewegungen der Freiheit und mit ihren Trägern, wandte sein Angesicht mehr der Zukunft entgegen und hoffte auf ein schöneres, freieres, edleres Leben der Menschheit. Er ist ein Herold der Freiheit und ein Prophet einer neuen Gestaltung des staatlichen und bürgerlichen Lebens geworden. Goethe schloß sich an die gegebene Welt an, wie er sie fand, und er wußte ihr den poetischen Silberblick abzugewinnen. Wo er das nicht konnte, da verschloß er sich gegen sie und zog sich zürück. Ihm war der Werdeprozeß der Geschichte genug und er hielt Nichts auf's Theoretisiren und Dreingreifen. Ganz anders Schiller in seiner idealistischen Richtung. Goethe schließt sich mit der Natur zusammen, auch in seiner Geschichtsbetrachtung ist es ihm nicht um das Thun und Kämpfen, sondern um die Offenbarung der schönen Natur zu thun. Darum stand ihm das klassische Alterthum, eine Welt der Schönheit, im Geiste so nahe. Schiller liest mit warmem Gefühle aus der Geschichte das Leiden, Ringen, Streben der Menschheit heraus und schließt sich daran innigst an. Goethe steht auf Natur und Welt, wie sie sind. Schiller schaut eine bessere Welt, eine veredelte Menschheit. Er ist ein Humanitarier. Goethe verklärt uns das Sein und Erleben. Schiller ist es, der dem S t r e b e n und der T h a t die poetische Weihe giebt. So ist denn Goethe mehr lyrisch, Schiller mehr dramatisch gerichtet.

Eben in dieser Thatkräftigkeit, in diesem edlen, sittlichen Streben, in der warmen Theilnahme am Kampf und Ringen der Menschheit, liegt es, warum

Schiller so unendlich populär unter uns wurde. Er sprach in köstlichen Worten aus, was die Zeit und ihren Geist bewegte, und wirkte dadurch begeisternd auf ein neues, heranwachsendes Geschlecht. Ganz unberechenbar ist der Einfluß, den er eben dadurch auf Deutschland ausgeübt hat. Die Erhebung der deutschen Nationallitteratur weckte in den Deutschen ein neues Gefühl ihrer geistigen Kraft, Eigenthümlichkeit, Würde. Eben dadurch erwachte durch sie ein stärkeres Nationalbewußtsein. Und Hand in Hand mit den allgemeinen Bildungsfortschritten der Zeit schritt der Geist der bürgerlichen Freiheit vorwärts und ein Umschwung der Dinge trat ein, der ohne Revolution viel bessere Früchte für die staatlichen Zustände des Vaterlandes getragen hat, als eine Revolution sie je hätte tragen können. Dabei muß Schiller's eigenthümlicher Genius besonders in Rechnung gebracht werden. Viel faßlicher als Goethe sprach er in lieblichster Form Ideen aus, die ganz dem Zeitbewußtsein entsprachen, besonders die vorwärts strebende Jugend fand sich von ihm angeregt, und er gab ihrer hochgehenden Stimmung den vollkommensten Ausdruck. Daher wird Schiller's Name besonders in jeder Periode politischer Freiheitsbewegungen wieder und wieder gefeiert werden.

Gegenüber einer in neuester Zeit beliebten sittenlosen Tendenz, die sich mit grobem Sensualismus im Felde der Poesie aufgeworfen hat, muß gerade auch an die streng moralische Weltanschauung Schiller's erinnert werden. Sie tritt uns in seinen bedeutendsten Schöpfungen am entschiedensten und kräftigsten entgegen. Es ist ein tiefes, ob auch in Manchem irregehendes Rechtsgefühl, das sich schon in den „**Räubern**“ ausspricht. Ueberall aber finden wir ein heiliges Walten, eine gerecht ausmessende Macht über den menschlichen Verhältnissen anerkannt. Und Wer hat diese ewige Gottesmacht und ihr lohnendes und rächendes Hereingreifen in der Menschen Handeln und Ringen ergreifender dargestellt als Schiller? Er befriedigte sich darum auch gar nicht mit dem Gedanken, daß jeder ächten Dichtung an sich tief ethischer Gehalt zukomme, sondern er sah es besonders als eine Hauptaufgabe des Dramatikers an, den sittlichen Zweck im Auge zu behalten, wie er schon 1784 eine Abhandlung schrieb, deren Haupttheile unter dem Titel: „**Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet**“ jetzt seinen Werken einverleibt sind. Er geht von dem Gedanken aus, daß die staatlichen Gesetze zur Aufrechthaltung eines gesitteten, humanen Volkslebens unzureichend seien; ihnen muß unerläßlich der Einfluß der Religion und der der Moral zur Seite gehen. Hier nun haben „die Bretter, die die Welt bedeuten“, eine bedeutungsvolle Aufgabe. Die Bühne war ihm ein „sittlich-religiöses Institut“. Gleich in seinen ersten dramatischen Werken tritt er auf als Censor der Culturzustände der Zeit, als Kritiker des socialen Daseins, und schleudert Blitze gegen die conventionell legitimirten Gesellschaftsübel und Frevel an der menschlichen Natur. Schiller, der sich so gerne mit dem Gedanken getragen hatte, Prediger zu werden, sah gerne die Bühne an als eine Kanzel und wir dürfen nicht zweifeln, daß dieser Gedanke ihn überall in seinem dramatischen Dichten unablässig begleitete, auch als er aufgehört hatte, die Kunst nur als Mittel für andere Zwecke anzusehen. Gewiß, er idealisirte sich dabei ein Theater, wie es nirgends ist, und ein Volk, das auf einer andern Bildungsstufe steht, als das in Wirklichkeit vorhandene. Aber dies sittliche Streben verdient der eklatanten Gleichgültigkeit gegenüber, mit welcher neueste Poeten das moralische Gefühl verletzen und eben in diesem Sichhinwegsetzen über den sittlichen Standpunkt ihre freie

Genialität offenbaren wollen, die höchste Anerkennung. Hier sei noch an Schiller's „**Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen**" erinnert*) obwohl Schiller selbst die Aufgabe, die er sich stellte, mehr nur andeutet, ihr mehr nur vorzuarbeiten sucht, als sie löst. Ebenso sei erinnert an die Skizze: „**Ueber den moralischen Werth ästhetischer Sitten**". Der philosophische Standpunkt, den Schiller auch hier einnimmt, ist längst überwunden. Aber der Ernst der Gesinnung, der sich da ausspricht, bleibt das Beachtenswerthe. Ueberhaupt zog sich ein gewisser Ernst durch Schiller's ganzes Wesen. Der Dichter der **Hymne an die Freude** hatte kein freudenvolles Leben. Neben Stunden vorübergehender glücklicher Erregung ging eine in Sehnsuchtsklagen lautwerdende, trübe Stimmung her. Der Gang seines Lebens war nicht leicht. Und der Gang seines Innern war ein stetes Ringen nach Wahrheit, Licht, Glück, Frieden. Es war die Offenbarung eigener, innerer Zerrissenheit und des tiefsten Unbefriedigtseins, wenn er klagte, daß die Ideale zerronnen seien. Und wie ungenügend ist, was ihm dafür noch übrig blieb! Ja, er konnte überhaupt zweifeln, ob sich Lebensglück und strenge Tugend verbinden lasse und er stand ringend in der Kluft zwischen dem Realen und dem Idealen, ohne eine Versöhnung zu finden. Welch' ein innerer Zwiespalt spricht sich z. B. in dem Gedichte „**Resignation**" aus. Zudem wirkten schmerzliche Erfahrungen von außen tief auf ihn ein und seine idealisirenden Anschauungen vom Menschen erlitten durch Ereignisse, wie die französische Revolution mit ihren Gräueln, harte Stöße. Er nahm keinen Anstand, offen seine innere Empörung über Thaten des Unrechts auszusprechen, wie er einmal bei Anhören der Erzählung einer niederträchtigen Handlung eines in Jena angesehenen Mannes unverholen sagte: „Es ist zu verwundern, daß solche Menschen nicht im Gefühle ihrer Nichtswürdigkeit augenblicklich verwesen." Ueberhaupt galten die Begriffe der Ehrenhaftigkeit, der Aufrichtigkeit, der Treue, der Rechtlichkeit, der Freundschaft bei ihm Alles. Welche Ehre macht dem Dichter der Anlaß, unter welchem die „**Hymne an die Freude**" entstand; er hatte einen verhungernden Studenten, den er in verzweiflungsvollster Lage fand, durch plötzliche Hülfe und Ermunterung vom letzten Schritt zurückgehalten, er sammelte für ihn im fröhlichen Freundeskreise eine reichliche Summe und im Entzücken über diese freundliche Wendung der Sache sang er jene Hymne, bei der die, die Schiller's Gemüth kannten, nie dachten, daß das Wort „diesen Kuß der ganzen Welt" nur eine leere Phrase gewesen sei. Ueberhaupt war sein inneres Leben und sein Stehen und Wandeln unter seinen Umgebungen voll der lieblichsten Züge. Der Mann, der so gerne im Gebiete des Erhabenen weilte und schöpferisch wirkte, liebte Nichts mehr, als kindlich mit Kindern zu sein und glücklicher war er im Spiele mit ihnen, als auf den stolzen Höhen des Ruhmes. Darum fühlte er es auch, daß was „ein kindlich Gemüth in Einfalt übt", mehr des Lichtes und mehr des Friedens in sich trägt, als alles Wissen, zu dem der Verstand auf den Sprossen der logischen Leiter empor zu steigen vermag.

---

*) Zuerst in den **Horen** von 1795, in drei Theilen.

Rede von Gustav Schwab,

gehalten bei

Enthüllung der Schiller-Statue zu Stuttgart 1839.

Bewunderungsvoll, in ehrerbietige Betrachtung, aber auch in innige Lust versenkt, stehen wir Tausende vor dem enthüllten Bilde des hohen Dichters, des tiefsinnigen Lehrers der Völker, des Arbeiters am Bau der Ewigkeiten, des theuern Volksgenossen, der unser Stolz und unsre Liebe ist. Dank den Hunderttausenden vom Palast bis zur Hütte, in Deutschland und jenseits seiner Grenzen, deren Unterstützung die Erfüllung unserer Sehnsucht, seine Gestalt in der frühesten Heimat seines Geistes zu schauen, unsers Wunsches, ihn hier der Nation und der Welt darstellen zu dürfen, möglich gemacht hat; Dank dem größten Bildner unserer Zeit, Thorwaldsen, den die Schwester der Dichtkunst begeistert hat, sein Aetherbild zu schaffen, den seine Verehrung des Dichters getrieben, das Geschaffene uns als Geschenk zu überlassen, dieses Bild, das jetzt, kunstreich im Erz festgehalten, auf uns niederblickt, und uns den Herrlichen, dessen großer Geist in seinen Werken unter uns wohnt und wirkt, in Leiblichkeit wiedergegeben.

Aber das Haupt umgoß ihm mit Anmuth Pallas Athene,
Daß er höher erscheint und völliger; auch von dem Scheitel
Goß sie geringeltes Haar, wie die purpurne Blüt' Hyakinthos.
Und so entstieg er der Form, an Gestalt Unsterblichen ähnlich.

Es sind welche unter uns, die den Verklärten gekannt, die ihm in Freundschaft, die ihm in zärtlicher Liebe verbunden waren, ja in deren Adern sein Blut fließt. Sie erfreuen sich des Wiedersehens in diesem Augenblick: es ist, wie man das Wiedersehen eines seligen Geistes sich vorstellt. Doch auch unter uns andern ist keiner, der nicht das wohlbekannte Bild des Dichters im Herzen mitgebracht hätte, der es nicht hier belebt, verschönt, verherrlicht wiederfände.

Ja, bei diesem Anblick wird uns klar, warum wir ihn bewundern, warum wir an seinem Munde hängen, warum wir ihn lieben. Dieses Bild ist mit der Anmuth beseelt, die er selbst von der angeborenen Würde als freies Erzeugniß des Willens forderte; dieses Bild sagt uns, was in ihm war und was er aus sich gemacht hat; die ernste Milde dieser ganzen Erscheinung bestätigt uns die goldene Wahrheit seines Mundes, daß Strenge gegen sich selbst, mit Weichheit gegen andere verbunden, den wahrhaft vortrefflichen Charakter ausmacht; diese Züge lassen uns „das genialische Geheimniß" ahnen, wie man der Welt „willkommen und angenehm ist."

Diese Stirn versetzt uns in die geistige Werkstätte, aus der jene gediegenen Kunstwerke hervorgegangen sind, die den empfänglichen Leser mit der „hohen Gleichmüthigkeit und Freiheit, verbunden mit Kraft und Mäßigung" entlassen, die der Dichter als Kritiker postulirte; auf dieser Stirn schwebt „das Kennzeichen des Meisters, vermöge dessen er den Stoff durch die Form vertilgt, und durch geistreiche freie Behandlung des gemeinen Daseins auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand in ein Unendliches verwandelt." So war das Kleinste ihr nicht zu klein, und doch das Größte nicht zu groß. Diese Stirn hat über der Bestimmung und dem Geschick der Menschheit gesonnen und in den Darstellungen der Kunst dieses Geschick nach seiner Wesenheit wiedergeboren. „Das unsichtbare Reich der Sitten auszubreiten, ohne das Reich der Erscheinung zu entvölkern" war, im Denken und Dichten, ihr großes Anliegen.

Dieses tiefe und doch heitere Auge sah nur, und verlangte darum auch unerbittlich die Schönheit, die lebende Gestalt; die Form, aber die Form, bei der auch der Inhalt zählt; es sah in der Schönheit jene Freiheit, die eine Harmonie von Gesetzen ist; deswegen lehrte auch sein Wink die Stürmischen, daß man nur durch die Schönheit zur Freiheit wandere, daß das Gemeine durch Sittlichkeit ausgelöscht und durch Schönheit veredelt werden muß; denn er erblickte das Schöne nur im Zusammenhange mit dem moralischen Adel unsers Wesens. Die Natur erschien diesem aufgeschlossenen Blicke als „eine beständige Göttererscheinung, die uns erquickend umgibt," der Mensch in seiner mannichfaltigen Verkehrung als eine gewesene Natur, die auf dem Wege der Vernunft und Freiheit durch echte Gesittung zur Natur zurückgeführt werden soll.

Und o ihr beredten Lippen, welche Fülle von Wahrheiten, in ewiger Frische jeder Gegenwart Nahrung und Heilkraft bietend, senkte sich auf euch von dieser Denkerstirn, aus diesem Dichterauge! Welche Scheu zügelte euch, auch wenn ihr die Lehre mit der Dichtung vertauschtet, durch den Misbrauch schulgerechter Formen euch am guten Geschmack zu versündigen! In wie klaren Worten rechtetet ihr mit dem Jahrhundert, ohne seinem Bedürfniß und seinen Neigungen die Stimme streitig zu machen, ja mitten im Kampfe

bekennend, daß, der durch euch spreche, nicht gern in einem andern Jahrhundert leben und für ein anderes gearbeitet haben möchte. Dieser Mund ermuthigte eine Jugend, die seitdem zum Theil in öffentlichen Geschäften ergraut ist, ihr Zeitbürgerthum über dem Staatsbürgerthum nicht zu vergessen, und wiederum verlangte er von dem Menschen in der Zeit, sich zum Menschen in der Idee zu veredeln, vom Individuum, sich zur Gattung zu steigern, vom Staate aber, den zeitlichen Menschen zu seinen Idealen emporzubilden. Er warnte eine tobende Mitwelt, die physische Möglichkeit der Freiheit zu verschmähen, wo die moralische fehlte. — Ein Seufzer, der noch nicht verhallen darf, ward ihm durch die Zeit abgepreßt, in der die Kunst, die Tochter der Freiheit, von der Nothdurft der Materie ihr Gesetz empfangen soll, von dem herrschenden Bedürfniß, das die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch beugt, von dem Nutzen, dem Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen.

Aber wenn auch der Gesang dieses Mundes uns ins Reich des Ideals flüchten hieß, so wollte doch sein Wort nicht dulden, daß der denkende Geist, indem er im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebe, ein Fremdling in der Sinnenwelt werde und über der Form die Materie verliere. Das unvertilgbare Gefühl sollte neben dem unbestechlichen Bewußtsein gelten; vom alles trennenden Verstand rief er zurück zur alles vereinenden Natur. Zu dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit, der, das edle Streben in seiner Brust, gegen den Widerstand der Zeit ringen will, spricht er: „Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, was sie bedürfen, nicht, was sie loben; gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwickelung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand deiner Triebe verwandelst."

Und so dachte, so lehrte, so dichtete handelnd Schiller, denn seines kurzen, schöpfungsreichen Lebens reifes Alter hindurch übte er „den großen, geduldigen Sinn, das Ideal der Seele ins nüchterne Wort auszugießen."

Nein; wir feiern keinen Götzendienst, wenn wir der Liebe und Verehrung der Nationen die Statue dieses Mannes als ein Wallfahrtsbild hinstellen, wenn wir Anwesenden selbst den Verkündiger der Anmuth und Würde, den Schöpfer so vieles Schönen und Erhabenen mit entblößtem Haupt in seinem Bilde begrüßt haben. Die Grazie, die diesen Geist in ihrer reinen Glut geläutert hat, ist keine heidnische Gottheit, ist der himmlischen Charis, der überirdischen Umwandlerin des natürlichen Menschen, nicht fremd und entgegengesetzt. Oder wäre Schiller im verwerflichen Irrthum befangen gewesen, wenn seine Ueberzeugung und seine Poesie die Güte

aus der vollendeten Form erblühen ließ, wenn er den Versuch in seinen Dichtungen und an seiner Person wagte, die Schönheit (um die Sprache unserer Gottesgelehrten zu reden) gleich einem Gnadenmittel wirken zu lassen, wenn er hoffte, daß sie auch das Jahrhundert von den doppelten Verirrungen der Rohheit und der Verkehrtheit heilen sollte? Setzen doch unsere Glaubenslehren von der Erneuerung des Himmels und der Erde, vom Aufhören des Dienstes der Vergänglichkeit in der Creatur, von der Verklärung des irdischen Menschenleibes in einen himmlischen — setzen sie doch dasjenige als Hoffnung und Verheißung voraus, wofür Schiller als Gedanken und Ziel des Strebens kämpfte: ein Sieg der wesentlichen Schönheit im Weltall! Auch ist Schiller es, der geschrieben: „Kann ein Mensch uns das Heilige repräsentiren, so hat er Majestät, und wenn auch unsere Knie nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist vor ihm niederfallen. Aber er richtet sich schnell wieder auf, sobald nur die kleinste Spur menschlicher Schuld an ihm sichtbar wird. Die schöne Seele kennt kein süßeres Glück, als das Heilige in sich außer sich verwirklicht zu sehen und in der Sinnenwelt ihren unsterblichen Freund zu umarmen." Sollte das Herz des Mannes, der so gesprochen hat, fern von demjenigen gewesen sein, dessen Wesen er — seine Worte bezeugen es — so klar erkannt, wenn auch seinen Namen wenig genannt hat, von Ihm, dessen Namen auch wir hier nicht nennen, weil ihm ein Name gegeben ist, der über alle Namen ist!

Der Platz, auf welchem wir stehen, der vernommene Hall der Glocken, deren Sprache er uns in Himmelslaute gedolmetscht, und die jetzt eben über seinem enthüllten Haupte von ihm gezeugt haben, rechtfertigt diese Wendung der Rede. Fürwahr, nichts stimmt uns mehr zur Andacht, zur Anbetung des lebendigen Gottes, als die Erscheinung und Verkörperung des Genius auf Erden. Mag noch so vieles im Gebiet des Werdens der stetigen Entwickelung überlassen bleiben, das Höchste bringt der Urgeist doch außer allen Zeitbedingungen hervor; der unbegreifliche Augenblick schenkt es, aus den Wolken fällt es, wie unser Dichter singt. Ereignisse können berechnet, vorhergesagt werden, Geister nicht; keine Weltweisheit besitzt ein Orakel für die Erscheinung der Genien; der unerforschliche Wille des Schöpfers spricht sein plötzliches Werde über sie. Auch Schiller's Geist stammt aus diesem Urquell. Die Hülle, die diesen unsterblichen Geist umgab, war ein Werk und ein Schauplatz der göttlichen Weisheit. Wer bewundernd, wer dankend vor diesem Bilde steht — ihr gibt er die Ehre.

Sonette.

Schiller.

I.

Der Jugend Dichter hat man Dich geheißen
und tadelnd hat Kritik Dich abgemeistert,
daß Du für Glücksphantome Dich begeistert,
für die in Wirklichkeit kein Ort zu weisen.

Prophet, der Du mit Feuerzungen preißen
ein Vorwärts lehrst im Drange der Geschichte,
Verklärung zeigst nach heilgem Strafgerichte,
mit Adlerflug voreilst auf Lichtgeleisen. —

Sei mir mit Deinem Jugenddrang willkommen,
Du hast mir oft das Herz emporgezogen
in's frohe Licht aus trüben Nebelwogen.

Dem Altern warst Du ewiglich entnommen.
Wer wird nicht jung im Strahle solcher Sonnen,
Wem sind die Ideale da zerronnen?

II.

Bist Du ein Zauberspiegel nur gewesen,
der uns des Lebens Bild in Wunderzügen
urewger Schönheit hinwirft, zum Vergnügen
im Lied uns eine Freudenwelt läßt lesen?

Du konntest nicht durch's Lied vom Leid genesen,
Dir ging der Menschheit Weh zu tief durch's Herze,
zum Bessern ringst Du Dich empor vom Schmerze,
Du hast das Edelste zum Ziel erlesen.

Schlag, edler Aar, sie mit den Riesenschwingen,
die uns verbißner Seele Mißklang singen
und buhlerisch nur schminken die Gemeinheit.

Was groß und ernst, was menschlichedles Streben,
Du hast begeistert Weihe ihm gegeben,
paarst Schönem Gutes in kristallner Reinheit.

III.

Ein Schwarm frisirter Gäste war gezogen
von Frankreich her, es war'n in deutschen Gauen
der wälschen Köch' und Zofen viel zu schauen,
wälsch ward getanzt, geprahlt, gebuhlt, gelogen;

Wälsch ward der alte deutsche Zopf gebogen,
man wälscht von Fritz dem Großen bis zum Kleinen,
das Wälschthum herrscht bei Herren und Gemeinen
und all' Philisterthum war ihm gewogen.

Da tönt von fern ein Geisterchor hernieder
und stimmt im deutschen Grundton neue Lieder,
es schallt ihr Sang gewaltig, voller, reiner.

Mein Volk, die Sänger haben Dich gewiesen
heim zu Dir selbst! Drum sein sie all' gepriesen,
doch mehr als Schiller sang zum Herzen keiner!

IV.

Nur staunen muß ich, wie aus Deiner Laute
in unerschöpfter Fülle Lieder quellen,
die Himmelshauche Dir die Seele schwellen,
sich eine Welt der Schönheit um Dich baute.

Wer so aus lichten Höhen erdwärts schaute,
so aus dem Vollen fürstlich konnte spenden,
aus Glanzgewölke Strahl und Flammen senden,
um Wen es so mit Diamanten thaute —

Den nenn' ich glücklich, Der hat reinste Wonne,
Der, wie ihr Meer von Licht ausgießt die Sonne,
im Reich des Geistes mühlos schaffend waltet.

Und doppelt glücklich, Wer viel tausend Herzen
mit seinen Strahlen zündet Freudenkerzen,
fortlebt, wenn sich die Nachwelt neugestaltet!

V.

Laßt Monumente nur den Todten steigen,
die wir im Kreis der Lebenden vermissen,
und als des ganzen Stammes Krone wissen,
davor wir Andern uns bescheiden neigen.

Doch wollt ihr wahrhaft dankbar euch erzeigen,
so duldet nicht, daß jene Todten sterben,
die euch gesetzt zu ihres Lebens Erben,
sie sind nie todt, macht ihr sie euch zu eigen.

Nur was die Besten Bestes uns gegeben,
trägt in sich Bildungskraft und wird noch leben,
wenn längst der Eintagsblumen Duft entschwunden.

Drum feiert Schiller fortan neue Siege
mit Palm und Lorbeer; und um seine Wiege
hat ein Jahrhundert schon den Kranz gewunden!

VI.

Oft klingt aus Deinen Jubelmelodien
ein Ton der Wehmuth und ein sehnend Fragen,
in Thalesgründen will Dir's nimmer tagen
und himmelwärts läßt Du die Blicke fliehen.

Wie ew'ge Mächte an der Seele ziehen,
das wußtest Du. Wie's Glaub'gen nie gelungen,
hast Du der Glaubenseinfalt Preis gesungen,
Du dem der Gaben lieblichste verliehen.

Du gingst dorthin, wo sich die Räthsel lösen,
dem Einziggroßen beugen alle Größen,
in seinem Glanze alle Sterne bleichen.

Will auch in mich sich jene Wehmuth senken,
Darf, Sängerherold, ich auch Dein gedenken,
aufschau'nd zur Doppelpalm am Kreuzeszeichen!

Philadelphia.

Julius.

Schiller's Lehr- und Wanderjahre,

von

Dr. Karl Schramm.

Nicht dem in den Tempel der Vollendung eingedrungnen Meister, sondern dem werdenden, wandernden Jünger des strahlenden Apoll, des flammenden Prometheus, mögen folgende Blätter feiernder Betrachtung geweiht sein:

Johann Christoph Friedrich Schiller wurde am 10. Novbr. *) 1759 in dem schwäbischen Städtchen Marbach geboren. Er war ein Soldatenkind. Sein Vater diente als Infanterielieutnant in der würtemberg'schen Armee. Der Knabe selbst wäre fast in einem Zelte oder einer Baracke des Uebungslagers geboren worden, wo seine Mutter gerade zum Besuch anwesend war. Welch ein gefundner Bissen dann Solches unsern Schillercommentatoren! Sicherlich nicht verfehlt hätten sie, sein leben- und farbenreiches Vorspiel der Wallensteinschen Trilogie als dankbaren Tribut für jene Schicksalslaune geltend zu machen. Doch konnte das „Bübchen" noch eben wohlgeborgen nach Marbach zurückgetragen werden, um dort erst im elterlichen „Thorwartshause" das schwäbische Sonnenlicht zu erblicken.

Der Vater Johann Caspar Schiller, nach damaligem Zuschnitt ein ganzer Mann, hatte keine gelehrte, aber eine bürgerlich gesunde Bildung. Er war thätig und sogar geistig strebsam innerhalb eines geschmacklosen Bibelhusarenthums. Das Söhnlein empfing er von seiner Ehefrau Elisabetha Dorothea der Sprossin eines verarmten, vormals adligen Geschlechts, als — so schreibt er selbst, — „das große Geschenk des Himmels" mit dem Gebet, daß Gott dem Knaben an Geisteskraft zulegen möge, was ihm selbst aus Mangel an Unterricht unerreichbar geblieben.

Des Kindes Taufnamen rührten mit von einem weitläufigen Vetter, als

---

*) Schwab's Annahme des 11. Novbr. scheint mir immer noch nicht die obige Angabe Petersen's, der Fr. v. Wollzogen und Schillers selbst zu überwiegen.

Pathen her, einem derer, die an die Verwandtschaft des Vikar v. Wakefield erinnern. Dieser Vetter nämlich, Johann Friedrich Schiller, Studiosus philosophiae und sehr bemoos'tes Haupt, scheint so ein Stück genial verkommner, oder genielos verknöcherter Musensöhne gewesen zu sein, deren Gattung wir nur in der Rumpelkammer zünftiger Gelehrsamkeit, oder aber im Paradiese zügelloser Romantik, also daheim im alten Vaterlande, zu suchen haben.

Schillers Mutter war eine liebevoll treue Pflegerin des oft erkrankten Knaben. Von ihr trug er auch die äußern Mitgaben, insbesondre die graublauen Augen und den langen Hals, den er später seinem Karl Moor als Mitgift gleicherweise anheftete. Den Schilderungen seines Aeußern nach konnte er überhaupt in früher Jugend, so lange noch nicht der Genius seine Hülle durchklärt hatte, körperlich nicht wohl anziehend sein. Je nach verschiednen Lebensstufen wird seine leibliche Erscheinung verschieden abgeschildert; doch blieb die ursprüngliche Anlage seit dem 23. Lebensjahre auffallend verschönert im wesentlichen bewahrt. Wir kommen gelegentlich darauf zurück!

Die Erziehung des kleinen Fritz war nach Art des Hauses und Heimathlandes eine streng lutherisch kirchliche. Voll der innigsten Anbetung erwies sich der Knabe, wenn sein Vater ein sehr langes, von ihm selbst eignes componirtes Gebet allmorgendlich mit den Worten anhob:

„Treuer Wächter Israels, dir sei Dank und Preis und Ehren,
Laut betend lob ich dich, daß es Erd und Himmel hören" 2c. 2c.

Mit gleicher Hingebung pflegte er der Mutter zu lauschen, wenn sie sammt ihm und den Schwestern unter freiem Himmel pilgernd das Evangelium nach ihrer Façon auslegte. Selbstverständlich und unverkennbar machte sich überhaupt der weibliche Einfluß, zumal das gemüthliche Verhältniß zu den Schwestern früh und dauernd in seinem Bildungsgange geltend.

Schillers Vater war inzwischen als unbesoldeter Hauptmann und Werbeoffizier nach Lorch beordert, wo fortan der in den „Räubern" gefeierte Pastor Moser unsern Friedrich für die Ludwigsburger Lateinschule vorbereitete. In diese Zeit fallen die ersten kindischen Vorübungen für den Predigerstand im Pfaffenkäppchen und Mutters schwarzer Schürze. Doch hatte an diesen Exercitien die Mutter sicherlich ebenso nahen Antheil, wie die seidne Schürze selbst. Jene sah wohl, gleich so mancher andern vergangner Tage, ihren Sohn schon im Geist als hellscheinendes, die Gaben anderer Menschenkinder verdunkelndes Kirchenlicht vor Augen.

Uebrigens blieb Fritz nicht bei diesen äußern Faxen stehen. Er war ein werkthätig tieffühlendes Kind, freigebig bis zum Uebermaß. Der herzoglich würtembergische Hauptmann ohne Gage mußte den jungen Heiligen

oft mit strengen Worten und fühlbaren Fingerzeigen in die engauskömmlichen Grenzen kirchlicher Wohlthätigkeit zurücklenken.

Zum geistlichen Stande bestimmt und wie wir sahen, leicht bestimmbar, kam Fritz in Ludwigsburg unter die Obhut eines pedantischen Schulmonarchen. Er hat diesen in dem Jugendgedicht „Schilderung des menschlichen Lebens," also gekennzeichnet:

„Trägt der Knabe seine ersten Hosen,
Steht schon ein Pedant im Hinterhalt,
Der ihn hudelt, ach! und ihm der großen
Römer Weisheit auf den Rücken malt."

Ohrfeigen von Haus aus, Püffe in schwerer Menge mochten nach damaligem Stil ihn pädagogisch geregelt haben, hatten aber nicht verhindern können, daß der freie Flügelschlag seines eingeschüchterten Genius sich bereits im elften Lebensjahre freudig entfaltete. In diese Zeit, 1769, sein erstes, noch sehr biblisch fromm gehaltenes Gedicht. Fromm, oder doch religiös war ja irgend einmal wohl jeder wahre, für die beschleunigte Beglückung des Menschengeschlechts glühende Revolutionär! Ob stichhaltig, kommt hier nicht in Frage. Der Atheismus an und für sich macht so wenig zum Martyr für das Wohl Andrer, wie der Deismus im Allgemeinen zum Quietisten oder passiven Fatalisten.

Heuchelei einerseits, Frivolität andrerseits sind zu Nichts nütze; sittlicher Ernst dagegen ist unerläßlich, soll das Leben irgend einen Inhalt gewinnen, ein Ziel anstreben. Börne war stets ein sittlich ernster Mann der Bewegung, Heine stets nur ein beweglicher Mann!

Von da ab den Knabenspielen entfremdet, hatte er nur noch Passion für ländliche Streifereien an Freundes Seite. Mit einem solchen Kameraden, dem spätern Hofleibarzt Elwert in Canstadt, ward er als Secundaner commandirt, den Katechismus in der Kirche aufzusagen. Der oben berührte muffige Schulmonarch hatte für jedes fehlende Wörtchen des Heils heillose Prügel angekündigt. Nach überstandner Qual empfingen beide Freunde als Anerkenntniß ihrer gewaltigen Memorie jedweder eine Gratifikation von je zwei Kreuzern. Ihr einmüthiger Vertilgungsbeschluß gegen diese Summe dehnte sich aus auf den Genuß einer sauern Milch. Das Schlößchen Harteneck aber gab diese nicht her. Für Brod und Käse langten vier Kreuzer nicht. So schüttelten sie denn ächt apostolisch den Staub von ihren Füßen und wanderten nach Neckarweihingen. Hier wurden sie dafür auch mit der kühnen Zusammenstellung von Johannisbeeren und saurer Milch so gastlich bewirthet, daß Schiller von naher Anhöhe herab ein poetisches „Wehe, wehe über dich, Harteneck" ergehen ließ und ebenso eine warme Lobrede auf das holdselige Neckarweihingen als Inhaberin der sauern Milch.

Während der alte Schiller endlich bei der herzoglichen Baumschule des

Lustschlosses Solitüde bei Stuttgardt zugleich mit dem wohlfeilen Rang eines Majors eine befriedigende Stellung erreicht hatte, wandte sich auch das unheildrohende Blatt des Sohnes, welches ihn fast in eine der würtembergischen Klosterschulen und die dort bräuchliche rauhe Pfaffenkutte gebracht hätte. So kam er nun in seinem vierzehnten Lebensjahre, 1773, doch nur in ein Soldatenkloster, in die Militärschule der Solitüde, später **Karlsschule**, wo unter strengster Militairdisciplin dennoch alle Facultätswissenschaften — die stiftsmäßige Theologie ausgenommen — gelehrt wurden.

Wir können uns mit den vielen charakteristischen Zügen des dortigen Zopfthums und soldatischen Pönitenzwesens, welches vorzugehen pflegte „bis Blut kommt," nicht aufhalten, obwohl zumeist der hier erlittne despotische Druck zumeist die revolutionär republikanische Flamme in Schillers jugendlicher Brust erwecken mußte. Erwähnt werde vorübergehend nur, daß seine geniale Fahrlässigkeit, ein extremes Sichgehenlassen unter seinem ordonnanzmäßigen Aufputz, ihm von dem Sergeanten Nies das Scheltwort auflud: „Er Schweinpelz!"

Wider Willen hatte er sich zunächst zum Studium des Rechtskunde entschließen müssen. In einem offiziellen Schulbekenntniß an den Herzog sagt er über seinen Studienwechsel, weit glücklicher würde er sich halten, wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte. Dieses Bedauern repetirte bei ihm auch in spätern Jahren noch öfter, weil er an der reinsten Auffassung solchen Berufes festhielt als etwas „Erhabenem, vor versammelter Gemeinde über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens und der Menschheit zu reden." — So innig er sich aber damals noch an die Bibel in der lutherischen Kernsprache und gegen das Institutsverbot an deutsche Dichtungen, zumal Klopstock'sche anschloß, ebenso entschieden schloß er sich ab gegen das auch in jene Militairschule eingedrungne Conventikel- und Kopfhängerwesen. Neben der Lectüre Shakspeare's, in die sein Lehrer Abel ihn eingeführt hatte, und weit über alles Andre hinaus, wirkten etwa seit 1776 auf ihn ein Göthes Werther und Götz von Berlichingen. Durch solche Bekanntschaft wurde er gesünder, lebensfrischer, sein Selbstbewußtsein oft keck und derb. Einem Mitschüler, welcher den Bauch zu seinem Gott gemacht hatte, schreibt er, zu einem Stammbuchblatt aufgefordert, folgendes Promemoria: „Wenn Du gegessen und getrunken hast und NB. satt bist, so sollst Du den Herrn, deinen Gott, loben."

Unter den Jüngern des Instituts fehlte es, trotz ihrer engsten Einschliessung, doch auch nicht an sittlichpoetischen, literarischen Bündnissen. Es bestand, vermöge der periodisch wiederkehrenden Zeitstimmungen schon in der Carlsschule gewissermaßen eine vorspukende Burschenschaft und Schiller blieb bezüglich der Theilnahme nicht im Nachtrab. Sie war, gleich einer spätern, welcher wir den Namen für jene nur beispielsweise entlehnten

vorzugsweis sittlicher Tendenz und umfaßte sammt den reifsten Schülern auch ebenso die gefeiertsten Lehrer.

Im Jahre 1777 konnte Schiller nach Errichtung der medizinischen Facultät zu dieser umsatteln; wobei aber die philosophischen Studien nicht unterblieben. Ebenso wenig fielen auch die Versuche dramatischer und lyrischer Production fortan weg. Bemerkenswerth ist in ihnen eine trübe, zum Theil verbitterte Stimmung. So in dem oben genannten Gedicht „Schilderung des menschlichen Lebens." In ihm heißt es:

„Schlüpfen wir kaum erst aus unsrer Tonne
In dies große weite Narrenhaus,
Grüßen wir schon mit Geheul die Sonne,
Alles Elend fühlen wir voraus." —

Sein schon damals alleiniges Sehnen, Dichten und Trachten springt aus einem andern Gedicht „Der Abend" also hervor:

— „Für Könige, für Große, ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott, du gabest mir Natur,
Theil Welten unter sie — nur Vater, mir Gesänge."

In den Jahren 1776 bis 1778 riß er sich vorzugsweise von den Auctoritätsfesseln los und stärkte sich durch die wärmste Anlehnung an Rousseau und Plutarch zu dem ihn weiterhin erhebenden Heroismus.

„Nein! nein! (ruft er in idealistischem Tugendstolze aus) ein Mann muß nicht straucheln. — Sei, wie du willst, namenloses **Jenseits** — bleibt mir nur dieses mein **Selbst** getreu. — Sei, wie du willst, wenn ich nur mich selbst mit hinübernehme. — Außendinge sind nur der Anstrich des Mannes. — Ich bin mein Himmel und meine Hölle."

Bei alledem vergessen wir aber nicht, wie sehr wir es mit einem Poeten und zwar in den Tagen seiner Gährung und allmäligen Abklärung zu thun haben! Mit jenem jugendlichen Heroismus ging bei ihm ebenso wohl, wenigstens in häufiger Wiederkehr eine tiefsinnige Sentimentalität Hand in Hand; doch fern jener kokettirenden Herzenszerrissenheit und Weltschmerzelei, mit der uns erst eine spätre Literaturperiode bekannt gemacht hat. In solcher Stimmung schrieb er noch im Jahr 1780, erfüllt von den wehmüthigen Anklängen Ossian'scher Dichtungen:

„Ich bin noch nicht 21 Jahre alt, aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat für mich keinen Reiz mehr, ich freue mich nicht auf den Tag meines Austritts aus der Akademie in die Welt. Mit jedem Schritte, den ich an Jahren gewinne, verliere ich immer mehr an meiner Zufriedenheit; je mehr ich mich dem reifen Alter nähere, desto mehr wünschte ich, als Kind gestorben zu sein."

Die wesentlichste Errungenschaft der poetischen Bestrebungen Schillers aus seinem Aufenthalt auf der Carlsschule bildet das Schauspiel: „**Die Räuber.**“ Dieses hatte er schon 1777 heimlich begonnen und arbeitete seitdem an ihm, behufs einer zehnfachen Abänderung bis zum endlichen Abschluß desselben bis in das Jahr 1780 hinein. Den Stoff zu dieser, durch Benutzung jugendlicher Portraits der Carlsschule an lebendiger Charakteristik so reichen, alle Gehege der Kritik wild überwuchernden Jugendschöpfung entlehnte er der Episode vom Räuber Roque in Cervantes' Don-Quixote. Da über eine bestimmte Stunde hinaus, gleichwie in Zuchthäusern, nicht Licht gebrannt werden durfte, so simulirte er sich nicht selten in die Lazarethstube hinein, um dort unter tausend Entdeckungsgefahren weiter zu arbeiten. Um ein selbstständiges Urtheil über erledigte Abschnitte zu gewinnen, pflegte er seinen Mitschülern laut vorzulesen. So wurde seine unnatürlich übertriebne Deklamationsweise einst bei der Stelle: „Besinne dich nochmals — Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem Laute deines Mundes!“ ꝛc. ꝛc. gar unangenehm unterbrochen durch die sich öffnende Thür und den hereinschreitenden Inspector, welcher dem Hin- und Hertrabenden zuruft: „Ei, so schäme er sich doch, wer wird denn so entrüstet sein und fluchen.“ — Dem wieder Abtretenden sendet dann Schiller zum Jubel der Freunde aus einer andern Räuberstelle die Bezeichnung nach: „Ein confiscirter Kerl!“

Der ganze Gesellschaftszustand jener Zeit war wurmstichig und durchfressen. Die **Räuber** Schillers sind eine der gewaltigsten Weckerstimmen, welche den Untergang des alten Zustandes poetisch voraussagte. Dieses mußte mit einem Donnerton geschehen, der gegen jede Uebertäubung gesichert war. „Wir wollen ein Buch machen, sagte Schiller, das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß.“ Der Schinder war eben der Handlanger der „guten Gesellschaft.“ So ward das ganze Werk eine Kriegserklärung gegen die also bestehende gesellschaftliche Ordnung oder, will man lieber, Zerrüttung. Tiefer einzugehen in die einzelnen Parthieen dieses gewaltigen Erstlings der Schiller'schen Muse, müssen wir uns hier versagen. Kunstrichter haben es oft verdammt, die Jugend und das Volk ließen sich's nie verkümmern! Merkwürdig nur für uns, daß Schiller die materialistischen Grundsätze, in die, als Resultat seiner sittlichen und religiösen Zweifel der junge Mediziner unmittelbar aus der blinden Orthodoxie umgeschlagen, ähnlich wie Goethe dem Mephisto, so seinerseits dem sittlichen Scheusal, Franz Moor, in die Schuhe schiebt. Dagegen läßt er den Karl als sein Ander-Ich auch den Träger sein aller ihm theuersten Ideen und sittlichen Grundsätze. Wir möchten somit die Räuber aus mehrfacher Rücksicht seinen Faust-Versuch nennen, sofern jeder Dichter irgend einmal dieses dualistische Thema in Angriff genommen hat. Nur **eine**, an die Kritik streifende Be-

merkung sei uns hier erlaubt, da wir Anlaß finden werden, weiterhin öfter an sie anzuknüpfen. Es ist diese: Schon in dem ersten und so weiter in allen folgenden Dramen Schillers bildet die schwächste Parthie die Zeichnung seiner Frauencharaktere. Hat Herr Pastor Pustkuchen unserm Altmeister Goethe vorgeworfen, seine Götter seien nur thönerne Götter, seine Gretchen und Clärchen vel-quasi nur — Grisetten; so gilt jedenfalls ungleich mehr Schillers weiblichen Figuren die Anklage, daß sie meist wesenlose, in der Luft schwebende, theilweis carrikirte, Gestalten sind. So zunächst und im reichlichem Maße hier die in Sentimentalität verschwimmende „Amalia" mit ihrer rein aus der Luft construirten Liebe. Wie hätte es aber auch, blicken wir lediglich auf die klösterliche Absperrung unsers jungen Dichters hin, wie hätte es anders sein können? Selbst in reifern Jahren konnte der weibliche Umgang, wie er ihn aufzufassen und zu benutzen vermochte — eine Saite seiner Lyra, die wir noch öfter berühren werden — ihn nie zu der objectiven Beobachtung und sichern Zeichnung anleiten, die ihn auch nach dieser Seite hin hätte zum Meister machen müssen. Stets hing dem, in poetischer Ueberfülle dem concreten Leben und seinen handgreiflichen Erfahrungen nur jeweilen anheimfallenden Lieblinge Apollos aus dem achtjährigen Schulgefängnisse her an, was ein Zeitgenosse etwa aus dem Jahre 1780 von ihm sagt: „Die dichterische Beschreibung einer Gegend machte mehr Eindruck auf ihn, als ihr Anblick in der Natur selbst. Er lernte den Gesang der Nachtigall zuerst aus Gedichten lieben und bewundern." Nur in dieser einen Beziehung hätte Schiller wohl auch hierher gepaßt, um seine Welt geradezu aus Nichts schaffen zu dürfen!

Es wäre nun ein Leichtes, aus Schillers nicht weltklugem, oft täppischem Verhalten viele Züge zur höchsten Belustigung herauszugreifen. Wir müssen dieses aber von uns abweisen und halten vielmehr die Bemerkung für genügend, er sei eben bis zur äußersten Linie das Musterbild eines Deutschen, zumal schwäbischen Musenjüngers gewesen, wandelnd wie des Aristophanes Sokrates in den Wolken, doch stets verfolgt von einer klettenhaften Xantippe, nämlich des wirklichen Lebens lähmendem Druck, beengender Noth. Daß aber ebenso wohl die vergötternden Schilderungen seiner als eines platonischen Idealgebildes, wie die aus spießbürgerlicher Anschauung und Verkleinerungssucht entsproß'nen gegentheiligen Auffassungen, beide, die Linie der Wahrheit überschreiten, hat die neuere Zeit aus zuverlässigen Quellen aufgehellt. Als bemerkenswerth an der Art seines Schaffens möge angeführt werden, daß er ebenso wie Michel Angelo, der große Maler, unter den auffälligsten Anwandelungen gebar. Er pflegte nur stehend in schiefer Haltung zu schreiben, oder im Zimmer hin- und herlaufend, wie ein Roß zu stampfen und zu schnauben, und buchstäblich seine Gedanken auf das Papier niederzubrausen. Unwillkührlich schildert er in einem seiner Jugendgedichte

„der Erobrer" sich selbst also: „Fahr' ich da wüthend auf, stampfe gegen die Erd', schalle mit Sturmgeheul deinen Namen, Verworfener," u. s. w. Im Dezember 1780 ging Schiller als sogenannter Regimentsarzt mit dreiundzwanzig Gulden monatlicher Chirurgusgage aus der Carlsschule — sollen wir sagen — in das öffentliche Leben, oder vielmehr zunächst nur in ein höchst bescheidnes Parterrezimmerchen der guten Stadt Stuttgardt, zudem als Stubengenoß eines Andern, über. Ein Freund beschreibt ihn nun im Feldscheerparaderock also: „Eingepreßt in der Uniform, damalen noch nach dem alten preußischen Schnitte, und vorzüglich bei den Regiments-Feldscheeren steif und abgeschmackt. An jeder Seite hatte er drei steife vergipste Rollen, der kleine militärische Hut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein dicker langer Zopf gepflanzt war u. s. w. In solcher Tracht mußte der junge geniale Dichter der Räuber einhergehn, von dessen Person derselbe Freund uns etwa folgendes Bild gibt:

„Schiller war von langer, gerader Statur, lang gespalten, langarmig." Hiezu sei bemerkt, daß er seiner Zeit der längste Mann in Weimar, über sechs Fuß und drei Zoll hoch und von starkem Gliederbau war. Wir fahren in obiger Portraitirung fort.

„Seine Brust war heraus und gewölbt, sein Hals sehr lang. Er hatte etwas Steifes und nicht die mindeste Eleganz in der Tournüre. Seine Stirn war breit, die Nase dünn, knorpelich, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, sehr gebogen, auf Papageienart und spitzig." Beiläufig, pflegte er von ihr zu sagen, er habe sie sich selbst gemacht vermöge der Angewöhnung, sie zu pressen und zu ziehen. „Die rothen Augenbrauen, heißt es in obiger Schilderung weiter, über den tiefliegenden, dunkelgrauen Augen, rückten bei der Nasenwurzel nahe zusammen und gaben so viel Ausdruck. Ebenso war der Mund voll Ausdruck, die Lippen dünn, die untre vorragend. Das Kinn stark, die Wangen blaß, eher eingefallen als voll und ziemlich mit Sommerflecken besäet. Das buschige Haupthaar war roth von der dunkeln Art. Der ganze Kopf, eher geistermäßig, als männlich, hatte viel Bedeutendes. Seine Stimme aber war kreischend; er hätte, da er weder sie, noch seine Gesichtszüge zu beherrschen wußte, nie ein erträglicher Schauspieler werden können." So die äußre, zudem steife Erscheinung. Doch veränderte sich nach dem 23. Lebensjahre sein Gesicht auffällig, sein Geist ergoß sich verschönernd und verklärend über dessen Formen und Ausdruck. Leuchten wir nun einmal in seine und des befreundeten Scharfensteins enge Junggesellenwirthschaft selbst hinein; zumal dieselbe zugleich das Depot der inzwischen auf eigne Kosten, d. h. mit erborgtem Gelde gedruckten Räuber (1781) ist. „Wir waren arm, schreibt Scharfenstein, und hatten meistens gemeinschaftliche frugale, aber durch jugendliche, gute Laune sehr gewürzte Abendmahlzeiten, die wir selbst bereiten konnten,

denn eine Knackwurst und Kartoffelsalat war Alles. Der Wein war freilich ein schwieriger Artikel und noch sehe ich des guten Schillers Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern aus dem Erlöse seiner selbstverlegten Räuber überraschen und erfreuen konnte. Da war die Welt unser!"

„Als die Räuber schon am literarischen Himmel gezündet hatten, kamen einige Reisende Belesprits in schönster Equipage vor das Quartier angefahren. Man fand sich in dem größten, nichts weniger als eleganten Negligée, in einem nach Taback und Allerhand stinkenden Loche, wo außer einem großen Tische, zwei Bänken und an der Wand hängender schmalen Garderobe, angestrichenen Hosen ꝛc. nichts anzutreffen war, als in einem Eck ganze Ballen der Räuber, in dem andern ein Haufen Kartoffeln mit leeren Tellern, Bouteillen und dergleichen unter einander."

„Das ist eine Welt, das ist deine Welt!" konnte damals unser Schiller sagen wie Goethes Faust in seiner Klause. Die ersten vollendeten Exemplare der Räuber hatten Schiller'n zwar auf's höchste erfreut, der schwache Absatz des ungeheuern Ballens aber erregte bald Bedenklichkeit. Doch wurde eine Bearbeitung derselben für die Bühne verlangt: das tröstete. Parallel mit den Räubern waren Vorbereitungen zur Herausgabe seiner ersten Gedichte, ähnliche Erzeugnisse seiner Sturm- und Drangperiode, hergegangen. Sie erschienen im Jahre 1782 unter dem Namen einer „**Anthologie**," gemischt mit schwachen Beiträgen andrer Verfasser, sämmtlich ohne Namenangabe. Die Sammlung enthält unter andern die berühmten sechs **Lauralieder**, welche Schiller, ebenso wie andre jener Sammlung, mit Vorliebe umgearbeitet, theilweis später in seine Werke aufgenommen, anderntheils auch wohl zu schonungslos ausgestoßen hat. Mag die Kritik über manche — so das Gedicht „Kastraten und Männer," wie „An einen Moralisten" oft streng dahinfahren, theure Reliquien und Zeugnisse hoher Kraft und gewaltigen Strebens werden sie gleich den Gedichten: Der Erobrer, die schlimmen Monarchen (mit den directesten Beziehungen auf den Herzog selbst), Rousseau, das Monument des Räubers Moor, in ihrer ursprünglichen Gestalt stets bleiben.*) Die oben geschehene Erwähnung der „Lauralieder" erregt natürlich durch den Namen derselben Nachfrage nach dem in ihnen besungenen Ideale selbst. Dieses war eben jene Wittwe eines Hauptmanns und Regimentsquartiermeisters „Vischer," in deren Hause Schiller damals, zur Zeit des Vertriebs seiner Räuber, in dem oben geschilderten Junggesellen-Comfort mit seinem Freunde Scharfenstein wohnte. Petersen, ein sonst treuer Biograph Schillers, nennt als Zeitgenosse die Vischerin ein, wie an Geist, so an Gestalt gänzlich verwahrlostes Weib, eine wahre Mumie."

*) Schiller selbst scheint in einer Selbstkritik derselben den Hauptnachdruck auf folgende Worte zu legen: Viele Stellen sind von einem edlen Freiheitsgeiste belebt und feile Lobreden findet man nicht.

Scharfenstein selbst nennt schon milder: ein gutes Weib, das, ohne im mindesten hübsch und sehr geistvoll zu sein, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Schillers eigne Schwester, Christophine, nimmt sie noch mehr in Schutz, wie auch andrerseits sein Lehrer Abel ihn gegen jeden Verdacht vertheidigt, als könne zwischen ihm und seiner **freilich überschätzten** Laura etwas Tadelnswerthes vorgefallen sein. Im Allgemeinen und zur Motivirung obigen Lauraenthusiasmus bleibt Petersens Wort bemerkenswerth: „Schiller hatte keinen Sinn für das Auserwählte, Erlesene; im Sinnlichen war er ohne alles Feingefühl; kratzende Weine, schlechter Schnupftaback, garstige Weiber."

In demselben Jahre 1782 wurden die umgegoßnen Räuber unter der Gönnerschaft des Freiherrn von Dalberg, Intendanten des Manheimer Theaters, daselbst von den bedeutendsten Schauspielern Deutschlands in überfülltem Hause und vor den Augen des Dichters selbst ruhmvoll aufgeführt. Schiller hatte dem Stücke beigewohnt ohne vorher eingeholten Reiseurlaub aus seinen Dienstverhältnissen. Dafür ward dem Rückkehrenden sofort der herzogliche Verweis ertheilt, mit der Drohung: „Ich sage, bei Strafe der Cassation, schreibt er keine Komödien mehr!" Festungsstrafe hatte durchgeblickt, nachdem auch Schiller schon zuvor genügend die Quälereien des Censorstiftes und von dem Censor selbst, dem er auf die Stube gerückt war, die Androhung des Trepphinabwerfens erfahren hatte. Dennoch wagte er während der Abwesenheit des Herzogs eine nochmalige Reise nach Manheim zur wiederholten Aufführung der Räuber. Wegen der Versäumniß des Lazarethdienstes und solch unerlaubten Verkehrs mit dem Auslande, belegte ihn nun der erzürnte Herzog mit vierzehntägigem Arrest und dem strengsten Verbot solcher fremdländischen Umtriebe.

Indeß äußerten die Räuber im gesammten Deutschland als Lectüre und von der Bühne aus eine gewaltige — nicht immer wohlthätige, Wirkung; der Dichter aber mußte sich nun selbst bedroht glauben von dem Schicksal des auf dem Asperg eingekerkerten Schubart, den er auf der Carlsschule gefeiert und in seinem Kerker besucht hatte. Das und vieles Andre drängte ihn zur Flucht und führt uns zur interessantesten Phase seines Jugendlebens, zu seinen Flüchtlingsaventüren, bei denen wir freilich abermals nur flüchtig verweilen dürfen.

Während der großartigsten Zurichtungen zu einer herzoglichen Hirschjagd im raffinirt rohesten Charakter nobler Passionen traf Schiller mit seinem jungen Freunde Andreas Streicher, einem Stuttgarter Musikus, die nöthigen Vorbereitungen zur Flucht. Streicher, an's Takthalten gewöhnt, war pünktlich in Einhaltung der angesetzten Stunde. Unserm Schiller aber waren unter'm Einpacken Klopstock's Oden in die Hände gefallen, so daß er, zur Nachbildung einer ihn besonders fesselnden angeregt, Packen und Reisen

vergaß. Beide mußte Streicher sich zuvor noch erst vorlesen lassen. Abends neun Uhr trat Schiller reisefertig mit einem Paar alter Pistolen unter dem bürgerlichen Rocke, drei und zwanzig Gulden — auch Streicher hatte nicht mehr — in der Tasche, in des Letzteren Wohnung ein. Nachts, vom 22. zum 23. September 1782 gieng's, zwei Koffer und ein kleines Clavier auf dem Wagen, zum Eßlinger Thor hinaus auf Umwegen um die Stadt der Ludwigsburger Straße zu, Schiller, als Doctor Ritter, Streicher, als Doctor Wolf. Um Mitternacht ließ ein hellgerötheter Nachthimmel die 1½ Stunden entfernte Solitüde auf ihrer Berghöhe nochmals erscheinen. Schiller deutete auf die Fenster seiner Eltern und sank mit dem schmerzlichen Ausruf: „O meine Mutter!“ in den Wagensitz zurück.

Auf nächster Station las er, auf den Kaffee wartend, dem Freunde aus einem Heft ungedruckter Gedichte „Schubart's Fürstengruft“ vor und um acht Uhr Morgens langten beide, der Rettung froh, auf churpfälzischem Boden an. In Manheim war ihr Erstes, sich in ihre beste Garderobe zu werfen; denn es galt, bei wenig Baarschaft und viel Vertrauen auf das bald beendete Schauspiel Fiesko, in Manheim eine möglichst gute Figur zu spielen. Die „Verschwörung des Fiesko“ nämlich hatte ihn gleichfalls schon auf der Carlsschule lebhaft angezogen. Jetzt hoffte er das „republikanische Schauspiel“ bereits zu Ende des Jahres 1782 vollendet zu wissen. Der Gönner, Baron von Dalberg, aber, auf den der weltunkundige Schiller als auf den „vortrefflichsten Mann“ baute, — dieser hatte durch gnädige Antworten und ein diplomatisches Hinhalten sich selbst vor jeder Bloßstellung gedeckt, den harmlosen Schützling aber unter allen möglichen Sorgen und Kleinquälereien nicht zum Abschluß der nächsten Arbeiten kommen lassen.

Zurückgezogen auf seine Privatwohnung und das befreundete Meier'sche Haus sollte Schiller in letzterem vor einer Anzahl Kunstkenner und insbesondere der Schauspieler Iffland, Beil, Beck und Andrer seinen Fiesko vorlesen. Der Eindruck des Stücks wurde derartig verfehlt, daß die keineswegs aus eigner Erfahrung nachsichtig gestimmten Künstler ihn wörtlich mit dem fortlaufendsten Beifall belohnten. Nur Iffland wahrte den Anstand und blieb. Meier nahm Streicher'n unter vier Augen in's Gebet, ob derselbe Schiller, der diesen mißlungenen Fiesko geschrieben, auch wirklich der Verfasser der Räuber und somit durch diese erste Arbeit erschöpft, zu Grunde gegangen sei? Für Schiller selbst in seiner vollständigen Verblendung gab es keinen andern Trost, als nun — Schauspieler werden zu wollen, da doch niemand besser deklamiren könne, als gerade er. Und doch war, wie Meier durch eine nochmalige eigne Lesung des Stücks sich überzeugte, nur Schiller's haarsträubender Vortrag an des Fiesko gänzlichem Fiasko Schuld. Um so eifriger suchte er jetzt für die Annahme des Stücks zu wirken. Hier werde

aus einem spätern Jahre 1792 die Mittheilung eingestreut, daß dem Dichter dieses „republikanischen Trauerspiels" von der französischen Nationalversammlung gleich andern, um die Freiheit der Menschen verdienten Männern im Auslande, einem Thomas Payne, George Washington, Pestalozzi, Klopstock *rc.* *rc.* das Bürgerrecht der Republik Frankreich zuerkannt wurde. Das Dokument selbst, durch welches er nun auch den Namen eines republikanischen Staatsbürgers erworben, gelangte erst im Jahre 1797 an ihn. Das Anschreiben desselben ist unterzeichnet von Roland, das Dekret selbst von Danton, und letzteres enthält unter Anderm folgenden Punkt:

„In Erwägung, daß, wenn fünf Jahre Aufenthalts in Frankreich genügen, einem Fremden das französische Bürgerrecht zu ertheilen, die Ertheilung solchen Rechtstitels ungleich mehr, gerechtfertigt ist an solche, die gleichviel an welcher Wohnstätte, ihre Kraft und rastlose Bemühung geheiligt haben der Vertheidigung des Völkerrechts gegen den Despotismus der Könige, zu verbannen die Privilegirten von der Erde und wieder herzustellen die Bande menschlicher Eintracht *rc.* *rc.*"

Inzwischen aber mußte — so lenken wir wieder ein — Schiller, brieflichen Winken zufolge, die auf mögliche Requisition hindeuteten, seine Flucht und sein Incognito noch etwas weiter ausdehnen. Abermals mit Freund Streicher, als dem treuen Spielmann Volker, und dem spärlichsten Wegegeld, setzte er den Wanderstab durch die Bergstraße bis Darmstadt, wurde aber hier nächtlicher Weile durch fürchterlichen Trommelwirbel so aufgeschreckt, daß er, obwohl körperlich leidend, doch die letzten sechs Stunden nach Frankfurt noch zurücklegen wollte. An einem Waldesrande konnte der Ermattete nicht weiter. Unter schattigem Gebüsch sank er im Grase nieder, um durch einigen Schlummer sich, wo möglich, für den Rest des Weges zu stärken. Neben ihm der besorgte Freund auf einem Baumsturz, als Wächter und Pfleger des bleichen, entkräfteten, armen, heimathlosen Mannes, an dem Deutschland in diesem Augenblick wieder seinen Hutten hatte und auch diesen gebettet, wie immer! — Nach zweistündigem Schlummer konnte es fürbaß gehn. Die Dämmerung brachte die Wanderer nach Frankfurt; doch ihr schmaler Beutel leitete sie in eine Herberge Sachsenhausens, nachdem vorsorglich mit dem Wirth die tägliche Beköstigung sammt Zimmer stipulirt worden. Hier war es auch, von wo er mit nassem Auge jenen „vortrefflichsten Mann" brieflich um einen Vorschuß auf den Fiesko bat und die Zurückweisung demnächst stumm, ohne Vorwurf, entgegennahm. Nur aus seinem Innern konnte ihm neuer Trost, neue Auffrischung kommen. Ein schon im Stuttgarter Arrest entworfener Plan arbeitete in ihm und forderte Gestaltung. Das bürgerliche Trauerspiel „Luise Millerin" — jetzt unter dem Namen „Kabale und Liebe" gekannt, — abermals ein adels- und fürstenfeindlicher Stoff innerhalb der engern Bezüge bürgerlicher und kleinhöfischer

Kreise, ward fast vollendet in den nächsten vierzehn Tagen. Als eine äußere Zugabe — dem allseitig verlassnen Flüchtling eine große! — trat auf gelegentliche Erkundigung nach dem Absatz der Räuber die ermuthigende Lobesspende des Buchhändlers hinzu, welcher in dem angeblichen Dr. Ritter den Verfasser nicht vermuthete. Als es diesem aber dann nicht Ruhe ließ, bis er sein Incognito selbst gebrochen hatte, da wußte jener Buchdrucker den mildblickenden Jüngling mit dem Erzeuger der Räuber, den man sich nur mit dem „Stürmer" und Curierstiefeln dachte, nicht zu vereinbaren. Des Gefeierten Noth war bald darauf zu solcher Höhe gestiegen, daß er eben demselben, mit Lob nicht geizenden Verleger ein langes Gedicht „Teufel Amor" für 25 Gulden antrug. Der anerkennungsvolle Druckereibesitzer aber wollte nur 18 zahlen. Schiller, trotz alledem und alledem blieb Mann's und Poet genug, nicht mit sich feilschen zu lassen. Ob er vielleicht damals das gänzlich verlorengegangene Gedicht in dem einzigen Manuscript selbst vernichtet hat? — —

Erfahren wir bald darauf, wie seine Noth dermaßen stieg, daß der Flüchtling die Uhr verkaufen und sammt dem Freunde, den er zu seinem größten Schmerz in's eigne Unglück mit verwickelt hatte, die kümmerlichste Beköstigung unbezahlt lassen mußte, so könnte Manchem, obwohl er kein Poet, hier eine Verwandtschaft mit dem großen Dichter nahe treten, von der er sich zuvor nicht hatte träumen lassen. Uns aber klingen hier unabweislich Freiligrath's Worte an:

„Ruhm und Ehre jedem Fleiß,
Ehre jeder Hand voll Schwielen,
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinter'm Pfluge! — doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!"

Während Schiller sich in der pfälzischen Stadt Oggersheim unter dem Namen „Doctor Schmidt" versteckt hielt, hatte in Manheim ein würtemberger Offizier sich nach ihm erkundigt. Die Sorge der Freunde um ihn war groß gewesen, bis sich nachträglich herausstellte, daß es eine blos freundschaftliche Nachfrage gewesen. Für eine Nacht aber hatte doch, zufolge dieses Schreckschusses, sowohl Schiller'n, als seinen Freund und Bettgenossen aus dem Oppersheimer Wirthshause „zum Viehhof" das Erbarmen der Schloßwärterin in die fürstlichen Prunkgemächer einquartiert. Um so eifriger wurde seine völlige Versetzung aus jener Zufluchtstätte, wo's ihm nicht mehr geheuer, in eine andre Gegend betrieben. Dazu kam Dalberg's gänzliche Ablehnung des Fiesko, für welchen Iffland wenigstens eine kleine Gratifikation, doch vergebens, beantragt hatte. Der Herr Baron wollte nun

einmal den politischen Flüchtling nicht, somit auch nicht den Fiesko, obwohl noch so umgestutzt und abgeschwächt.

Der wackre Buchhändler Schwan in Manheim dagegen druckte ihn jetzt in seiner ursprünglichen Fassung. Auf die Beurtheilung desselben, wie weit er allerdings namentlich hinter den Räubern und selbst hinter der Millerin zurücksteht, können wir für das uns gegönnte Maaß um so weniger eingehen, als wir demnächst seiner Umarbeitung abermals einen gleichen Raum zu gönnen hätten. Genug damit, was aus der Aufnahme selbst erhellt, die es bei den Zeitgenossen fand. Die weiblichen Figuren aber sind auch in ihm wieder die zumeist schiefgewickelten. Leonore ist eine Wiederholung der Amalia, Julie Imperiali eine völlige Carrikatur. Das Stück selbst erhielt, wie oben angedeutet, die Bezeichnung: „republikanisches Trauerspiel.“

Bald darauf, Ende Novembers im selben Jahre 1782, trat er seine Reise in das nöthig gewordne neue Asyl, nach Bauerbach, bei Sachsen-Meiningen, an. Jenes Landgut bei dem gleichnamigen Oertchen gehörte seiner Gönnerin, der Mutter des ihm befreundeten Wilhelm von Wollzogen.

Die Novemberkälte war grimmig, der Schnee hoch, die alte Postschnecke herkömmlich lahm und der leichtgeschürzte Flüchtling im fadenscheinig dünnen Röcklein für unsre Thüringerwald-Winter nicht eben vortheilhaft costümirt. Am 7. Dezember kam er unter den Ruinen des alten Schlosses Henneberg in dem rings vom Fichtenwald umgebenen Dörflein an. Die Besitzerin war noch in Stuttgart, doch war zu seiner Aufnahme Alles eingeleitet. Alsbald wurde dem „Dr. Ritter“ selbst in der rauhen kümmerlichen Gegend unter den thüringer Bauern heimisch zu Muthe. Unserm jungen Abentheurer lag aber damals jedes vornehme Wesen noch weit abseits. Kabale und Liebe wurde nun gänzlich zum Schluß gebracht, Don Carlos als schon länger umhergetragner Stoff endlich entschieden in Angriff genommen. Da fand sich, wie denn selten in der Welt ein Unglück oder Glück allein kommen soll, auch der Hr. v. Dalberg brieflich wieder ein. Se. Exellenz hatten die Gnade, sich nach dem ihnen angepriesnen bürgerlichen Trauerspiel, Luise Millerin, für den Bühnenverbrauch zu informiren. Schiller kam dadurch zu der Schlußfolgerung, in Manheim müsse schier eine Calamität, wohl gar ein Staatsstreich vorgefallen sein, da die Intendanz nun also zu ihm flüchte. Die Sache lag aber sehr einfach. Die ganze Staatsaction beschränkte sich darauf, daß Herzog Karl von Würtemberg sich hatte umstimmen lassen zum zwar nicht Pardoniren, aber doch Ignoriren. Hinwiederum ließ jetzt der politische Deserteur die Excellenz um briefliche Entscheidung antechambriren, schrieb dann nach Verlauf der amtsüblichen Anzahl von Wochen sehr zögernd und gemessen, unterließ auch nicht einen Hinweis auf seine früheren „mißlungnen Versuch,“ des ungeachtet die

Excellenz so sichtlich das Vertrauen nicht verloren habe. Von den guten Seiten des Stückes sprach er Nichts, hob vielmehr dessen Mängel hervor. Dennoch ließ jetzt der Mäcen nicht locker, zum offenbaren Beweis, daß lediglich die höfische Angst ihm auch den Griffel der Kritik geführt hatte gegenüber den „mißglückten Versuchen" des jungen Weltstürmers.

Nach fast achtmonatlichem Aufenthalt schied im Juli 1783 Schiller von Bauerbach, wo er zudem in mehrfacher Verkennung der Verhältnisse sich in die Tochter seiner Wohlthäterin, in Fräulein Charlotte von Wollzogen, verliebt hatte. Folgerichtig war er dadurch in allerlei verdrüßliche, obwohl vorübergehende Mißverständnisse gerathen, aus denen er sich nicht eher ganz herausfand, bis im Jahre 1784 seine auch briefliche Bewerbung um Charlottens Hand unerwidert blieb.

Der nicht direct ausgesprochnen, doch sehr verständlich gegebnen Einladung Dalbergs nach Manheim Folge gebend, las er diesem als Präsidenten in einer großen Gesellschaft „Kabale und Liebe" mit ungetheiltem Beifall vor. Bestimmte Anträge von Seiten Dalbergs blieben nicht aus, so daß zum ersten Male wieder der Regimentsfeldscheer sich gewissermaßen in Amt und Brod sah. Dreihundert Gulden jährlich, 200 sofort auf Abschlag für den Dienst an die Bühne, Luise Millerin, den nochmals umzuarbeitenden Fiesko und ein neues drittes Stück, vorbehaltlich des Eigenthumrechtes für den Verfasser, — so lautet der Contract. An Stelle der Accedenzien — Benefizvorstellung 2c. — trat alsbald die runde Summe von fünfhundert Gulden. Schiller war jetzt, wie man zu sagen pflegt, aus dem Häuschen und hoffte ebenso nun zunächst aus den Schulden herauszukommen. Da ergriff auch ihn die in Manheim damals epidemisch herrschende Seuche. Acht ganzer Monate quält' er sich mit Fieber und Arbeiten herum, während er zudem noch eine Lobrede zum Namensfest der Churfürstin dichten soll. „Ich mache sie — sagt er — aber nach meiner verfluchten Gewohnheit satyrisch und scharf. Heute schick' ich sie Dalberg — er ist ganz davon bezaubert und entzückt, aber kein Mensch kann sie brauchen, denn sie ist keine Lobrede auf die beiden churfürstlichen Personen. Weil es jetzt zu spät ist und man das Herz nicht hat, mir eine andre zuzumuthen, wird die ganze Lumpenfete eingestellt."

In dieser qualvollen Lage gestaltet er den Fiesko um, d. h. er macht aus all' dessen Personen, die mit Ausnahme Verrinas schon von Haus aus ziemlich verzeichnet waren, jetzt lauter Ideal-Republikaner, gegenüber einigen wenigen Menschen, von denen der Neger Mulay Hassan noch der greifbarste, Fiesko selbst aber, als Kronenverächter, der nebuloseste ist.

Dann geht ebenso, verkürzt und gemildert, Kabale und Liebe über die Bretter; wird aber in Stuttgart sofort verboten, weil die erste Aufführung vermöge der gesammten, fürsten- und adelsfeindlichen Tendenz, wie ganz

besonders wegen der Ausfälle (Scene 2. Act II.) auf den von Hannover, Braunschweig, Anhalt-Zerbst und Hessen-Cassel nach Amerika betriebenen Menschenhandel, Hof und Adel verletzt hat. Sein Vater, welcher ein Exemplar des Stücks von ihm empfangen hatte, schreibt ihm darüber also: „Daß ich ein Exemplar von dem neuen Trauerspiele besitze, habe ich noch Niemanden gesagt, denn ich darf es gewisser Stellen wegen nicht merken lassen, daß es mir gefallen.“ Eine dieser Hauptstellen, in der auch des Dichters glühendster Abscheu gegen jede Art von Sclaverei und Menschenhandel sich ausgesprochen findet, ist folgende, II. Act. 2. Scene: Sophie: „Wie kommen sie auf das“ u. s. w. bis: und schönere. Die Erwähnung obiger Scene gibt uns Anlaß als eine der besten von allen weiblichen Charakterschilderungen in Schiller'schen Stücken die Rolle der Lady Milford hervorzuheben. Sie ist nach dem Leben gezeichnet und bekanntlich in ihr die Favoritin des würtemberg'schen Herzogs Carl, Franziska, Gräfin von Hohenheim, gefeiert. Zu deren Geburtstage war Schiller zweimal als Redner der Carlsschule hervorgezogen worden und sie selbst hielt ein von Schiller ihr überreichtes, geschmackvoll decorirtes und gebundnes Manuscript solcher Rede zeitlebens in Ehren. Das leibliche Orginal der Milford war an Milde und Güte das, was ihr mehr heroisches Nachbild im Drama an Hochherzigkeit und Selbstverleugnung ist.

Weil nun aber bei Schillers Krankheit und anderweiter Ursachen wegen das dritte, in den Contract mit einbegriffne Stück nicht vorwärts rücken wollte, so kam der verdungene Theaterdichter wieder in das alte Gedränge.

In diesem Kreuzfeuer schrieb der Vater an den mündig gewordnen Sohn also: „Die Verlegenheit, in welcher Er sich dermalen befindet, ist wahrlich ein Werk der höheren Vorsehung, um Ihn von dem allzu großen Vertrauen auf eigene Kräfte abzubringen, um Ihn mürbe zu machen, damit Er allen Eigensinn ablege, dem guten Rathe Seines Vaters und anderer wahren Freunde mehr folge, Jedermann mit gehöriger Achtung, Höflichkeit und Dienstbeflissenheit begegne und je mehr und mehr überzeugt werde, daß unser gnädigster Herzog bei Seiner Einschränkung es gut mit Ihm gemeint habe, und daß es mit Seiner ganzen Verfassung weit besser stünde, wenn Er sich gefügt hätte und im Lande geblieben wäre.“

Ja, wohl! so haben unsre Väter auch gesprochen!

Auf einer Reise nach Frankfurt im Jahre 1784 lernte Schiller unter andern auch den Dr. Albrecht und seine Frau Sophie kennen, die dem Theater angehörte, welchem Schiller eine Actrice zu entziehen und so durch seine Moralpredigten der Menschheit eine „schöne Seele“ zu retten hoffte. Er schreibt über sie: „Gleich in den ersten Stunden ketteten wir uns fest und innig an einander; unsere Seelen verstanden sich. Ein Herz, voll edlen reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend“ u. s. w. Frau Albrecht blieb

übrigens, der Zureden ihres idealistischen Verehrers ungeachtet, dem Theater treu und starb erst 1823 in drückender Armuth. Dürfen wir uns über solche Bestrebungen des Philanthropen und in der Praxis schwachen Psychologen wundern, der etwa ein Jahr zuvor gelegentlich seines Bekanntwerdens mit der Frau von la Roche in Speyer auch über diese in die Worte ausbricht: „Die sanfte, gute, geistvolle Frau, die zwischen fünfzig und sechzig alt ist, und das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens hat" u. s. w.!

In Manheim stand er schon längre Zeit mit dem literarisch gebildeten und ehrenwerthen Buchhändler Schwan in näherm Verhältniß. Und wie es ihm denn laut einer Bemerkung seiner Biographen, Hoffmeister und Viehoff, Bedürfniß war, an jedem Orte, wo er länger weilte, einen Gegenstand „seiner Neigung zu suchen;" so war es unausbleiblich, daß **Margaretha**, die schöne, geistreiche, in Kunst und Literatur bewanderte, Tochter seines Freundes, „seinem Herzen nahe und immer näher trat." Ganz besonders einflußreich auf seine weitre Geschmacksbildung wirkte aber die ebenfalls in Manheim im Jahre 1784 angeknüpfte Bekanntschaft mit der von **Kalb'**schen Familie. Seine Biographin, die Frau von Wollzogen, nennt die Frau von Kalb die erste, geistvolle und vielseitig ausgebildete Frau, mit welcher er in ein näheres Verhältniß trat."

In dem oben berührten Conflict von Kranksein und Dalberg'scher Protection hatte etwa im Juni desselben Jahres (1784) Schiller nochmals das Studium der Medizin aufnehmen wollen; ein abschläglicher Bescheid Dalbergs aber auf sein Gesuch, um einen Vorschuß, ward hier der entscheidende Anlaß, den Dichter seinem Kunstberuf zu erhalten. In Folge dessen wurde der Don Carlos alles Ernstes in Angriff genommen, das Drama, in dem er bekanntlich den Malteser Ritter Marquis von Posa zum auserwähltesten Träger aller in ihm lebendigen Ideen der Freiheit und Humanität machte und zwar nicht mehr in blos revolutionär verneinender, sondern in einer gemäßigten, Vermittlung anstrebenden Weise.

Ich kann nicht Fürstendiener sein.

Darf meine Bruderliebe sich zur Verkürzung meines Bruders bergen? Weiß ich ihn glücklich, eh' er **denken darf?**

Diese Dichtung ward auch die äußre Vermittlerin seines spätern Verhältnisses zum Weimarschen Hofe. Herr und Frau von Kalb, sowie Dalberg selbst, betrieben Schillers Einführung beim Herzog Karl August, welcher nach Vorlesung des ersten Actes seiner neuesten Tragödie ihn als „**herzoglich weimarschen Rath**" nur vorläufig nach Manheim zurückkehren ließ. Das war nun freilich zur Zeit noch ein leerer Titel, keineswegs ein Amulet gegen noch fernere Calamitäten, die sich nur zu beharrlich erwiesen; aber es war doch der erste greifbare Faden, der ihn nach und nach aus dem Labyrinthe des Wanderlebens hinaus und wie ein Freibrief der Ruhestätte des Meisterwer-

dens zuleitete. Eine Vorstufe dorthin, bildete seit 1785 sein Aufenthalt in Leipzig, in dessen nächster Nähe, zu Gohlis, im Gartenhause das **Lied an die Freude** gedichtet wurde. Schillers Gewißheit, daß er jetzt einer gesicherten äußern Lage entgegengehe, ließ ihn nun, obwohl er keine Garantie bieten konnte, bei Margarethas Vater brieflich um ihre Hand anhalten. Dieser aber beschied ihn abschlägig; doch blieb nach gewissenhaft abgebrochnem Briefwechsel mit der Tochter, die Freundschaft beider Männer bestehen.

Als einen weitern Durchgang zu äußerm und innerm Förderniß, haben wir Schillers Aufenthalt zu Dresden in der Familie des geistreichen und gründlich gebildeten Appellationsrathes Körner zu schätzen, dessen Einfluß auf Schiller uns aus dem beiderseitigen Briefwechsel entgegen springt. Hier wurde sein Don Carlos umgearbeitet und aus der ursprünglich prosaischen Form umgegossen. Hier machte er auch die Bekanntschaft des Fräuleins Julie von Arnim, welche für ihn mehrfach verhängnißvoll zu werden drohte. Durch die Intriguen der, eines niedrig interessirten Hanges zum Kupplerwesen bezüchtigten, Mutter ward der immer noch nicht welterfahrne Mann mehr noch bethört, als es selbst in folgenden Worten einer Berichterstatterin enthalten ist: „Meine Mutter erinnert sich recht gut der Geschichte des blauen Bandes, das Schiller in seiner Verliebtheit dem Fräulein von Arnim entwendete und seitdem beständig des Nachts um seine Zipfelmütze geschlungen trug; er sah damit zum Fenster hinaus, wobei meine Mutter öfters Gelegenheit gehabt hat, es von oben herunter zu bewundern."

Ihn selbst schildert die Erzählerin als gewöhnlich in einen dürftigen grauen Rock gekleidet, nicht den bescheidensten Anforderungen des Schönheitssinnes entsprechend, wozu seine reizlose Gestalt und der häufige Gebrauch des Spanioltabacks einen ungünstigen Eindruck gemacht habe, nur noch vermehrt durch das tiefgesenkte, immer sinnende Haupt.

Julie war übrigens an den Machinationen nicht betheiligt gewesen und Schiller bewahrte ihr auch als spätre Gräfin von K. seine Achtung. Hier aber sehen wir uns auch mit dem Abschluß des Don Carlos, als dem ruhmvollen Markstein der ersten **Periode** des Schiller'schen Lebens, veranlaßt, zugleich den Schluß seiner unstäten Lehr- und Wanderzeit zu setzen. Seine weitre Entwicklung, insbesondre sein eindringliches Studium der Kantischen Philosophie, seine eignen philosophischen und geschichtlichen Vorarbeiten, sowie die ferneren Erlebnisse bis zum Eintritt in Weimar 1787, daselbst seine weitern Fördernisse, äußre Anregungen, innre Entwicklungen bis hinauf zu endlicher Meisterschaft würden den engen Rahmen des hier aufzustellenden Bildes überschreiten. Jedenfalls scheidet mit obigem Abschluß des Don Carlos auch — wenn wir so wollen — der „revolutionäre" Schiller von uns, sofern es sich um eine stetige Spur solch flammender Fußtapfen auf seinem jugendlichen Pfade handelte. Doch sind wir weit entfernt von der alle

unabweisbaren Nöthigungen und Zeitunterschiede verkennenden, Urtheilsweise, die es leugnet, daß nach wie vor auf der Strahlenbahn dieses Heroen die ursprünglich dämonische Gewalt bei jedem möglichen Anlaß wieder zu Tage trete. Jener Weise, die also nur den Freiheitsfeinden in die Hände arbeitet, bestreitend, daß der **eine** volle Lavastrom, der aus Schillers Lebensadern quoll, trotz der gewaltthätigsten Abdämmungen befruchtend in alle Folgezeit sich hineinzieht, — solcher Anmaßung eines leeren Radicalismus halten wir **in dieser Hinsicht** nur noch einen Fingerzeig auf jenen Don Carlos entgegen, zumal in seiner ersten, nie verleugneten, nur eben nicht bühnenrechten Gestalt! Man nenne ein anderes Stück, in dem namentlich der Fluch der Geistesbeknechtung, sie werde nun fürstlich oder pfäffisch gehandhabt, stärker geprangert würde, als gerade **hier**! Immerhin, möge man auch selbst mit den sonst auf die Spitze getriebenen Urtheilen unsres Börne übereinstimmen, auch was Tell und Tellenthat betrifft, — **Schillers Drama „Wilhelm Tell"** (es war sein **letztes**!) bleibt dennoch ein auf solchem Gebirgspfad unwiderstehlich bahnbrechendes Schwert. Es bleibt stets ein, allen Vögten und Herren zum Schrecken, von den Gletschern her weit über die See'n hinab — gellender Aufschrei unterdrückter, zum Siegesjubel erstehender Völker. Woher sonst die stets bei drohendem Gewölk wiederholten Vorboten, wenn der Alpenschütz einmal wieder als bloße Theaterfigur auf die Bretter der Bühne herabsteigen soll?

Doch dürfen wir, auf daß es nicht als Absicht erscheine, das einzige ungerathne Kindlein nicht ungenannt lassen, welches uns aber- und abermals als Schiller's Capitalverbrechen und Beweisstück seines Abfalles in den Weg geschoben wird. **Zwei Zeilen** nämlich hat Schiller mit in die Töne seines „Glockenliedes" einklingen lassen, die lauten:

„Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n."

Mit diesen wird dann nun ebenso umgesprungen, wie mit den anderweit losgerissnen Worten: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist."

Man trennt sie von den unmittelbar vorausgehenden:

„Wo rohe Kräfte s i n n l o s walten,
Da kann sich kein **Gebild** gestalten!"

Wir geben gern zu, daß mit den allmälig leidlicher gewordnen äußern Verhältnissen Schiller's, — wobei, wie immer, auch für Schiller'n das „Volk" kein Verdienst hatte, — daß ferner in einem von unausgesetzten Körperleiden heimgesuchten, dennoch rastlosthätigen Leben, auch die innern Wellenschläge nicht beständig aufbrandeten; — deshalb aber sollte man solch ein Dichterleben, das den höchsten Interessen der Menschheit bis zu augen-

scheinlichstem Aufreiben seiner Selbst sich hingab, schmähen lassen von den neunmal weisen Büblein im Fallhut revolutionärer Schwadronaden? Deshalb sollte man andrerseits zugeben, daß die „alten Geiger" den Donner des Freiheitssängers beliebig in ein blos flüchtiges Ohrensausen verkehren je nach dem Stimmhammer ihrer Jeremiaden? Beides sei ferne!

Durch das Maaß unsres diesmaligen Vorwurfs ist es uns versagt, den schon damals und weiterhin in den Tempel der Schönheit und des Ebenmaßes eingegangenen Meister betrachtend zu geleiten.

Deutsche Treue.

Viel Berge ragen frei und stark,
Die an die Wolken reichen,
Viel Vesten auf des Landes Mark,
Und deutsche Rieseneichen.

Doch stärker, als der Berge Wall,
Der Vesten trotz'ge Reihe
Und Deutschlands Eichen überall,
Steht wohl die deutsche Treue.

Die deutsche Treue wanket nicht,
Sie läßt sich nicht bethören,
Im Sturm ist sie ein tröstend Licht,
Im Glück ein Stern der Ehren.

(†) C. G. von Berneck.
(Bernd von Guseck.)

Zum Gedächtniß

an die

erste Aufführung der „Räuber" in Manheim,

am 13. Januar 1782.

Wo mit des Rheines goldengrünem Strome
Die gelbe Fluth des Neckars sich vereint,
Liegt eine Stadt, geziert von keinem Dome,
Von Mauern nicht geschützt gen äußern Feind;
Schön liegt sie da, von Gärten rings umgeben —
Ein freundlich Bild von blüthenreichem Leben.

Und fragst du, Wandrer, wie die Stadt sich nennet?
So klingt ein stolzer Name an dein Ohr,
Der manchem Schwächling auf der Seele brennet,
Der seine Manneswürde längst verlor;
Denn „Manheim" sieht als Feuersäul' er lodern —
Kein Weichbild ist's, wo Kraft und Hoheit modern.

Die Stadt, wo Dalberg und ein Iffland lebten,
Als sich die Schauspielkunst dem Zopf entwand,
Wo Vogler, Mozart nach dem Höchsten strebten,
Hat man mit Recht das „Deutsch-Athen" genannt.
Kein Wunder! daß die Musen und die Horen
Den Ort zum Lieblingssitze auserkoren. —

Es war im Jänner, Anno siebzehnhundert
Und achtzig-zwei — ein folgenreicher Tag!
An allen Ecken stand das Volk verwundert
Und dachte dem Komödien-Zettel nach,
Der ihm verkündet mit verstärkten Lettern:
„Die Räuber" spielen heute auf den Brettern!

Das Drama war's, dem in den höhern Kreisen
Schon längst vorausging ein gewalt'ger Ruf,
Man wußte, daß es — ganz aus den Geleisen
Des Täglichen — ein kühner Geist erschuf.
Ein Dichter, von kaum drei und zwanzig Jahren,
Sollt' seine hohe Sendung heut' erfahren.

Der Abend kam — ein dichtes Volksgedränge
Bewegt sich vor dem Schauspielhaus-Portal:
Der Bürger Flor, des Adels stolz Gepränge,
Auch Bauern und viel fremdes Volk zumal.
Ein Jedes eilte, daß es nichts versäumte,
Doch Alle faßten nicht des Hauses Räume.

Das Spiel begann — und Todtenstille waltet',
Wie im Parterr, so auf der Gallerie.
Denn nie vorher hat sich wie hier entfaltet
Die Macht und Schönheit freier Poesie,
Nie ward wie hier, mit selt'nem Dichtermuthe,
An's Licht gebracht das innerst' Bös' und Gute.

Und wie die Künstler *) wirkten ernst zusammen,
Daß schön enthülle sich der Dichtung Kern,
Da loderten des Beifalls helle Flammen
Und herrlich strahlt' des Dichters Ruhmes Stern
„Es lebe Schiller!" drang's aus tausend Kehlen,
Fast Keiner mochte sein Gefühl verhehlen.

Der Dichter selbst — im Innersten erschüttert —
Saß still und ernst, von Allen unerkannt,
Was ihm, dem Flüchtling, oft die Lust verbittert,
War aus der Seele völlig jetzt verbannt, —
Die wunderbare, hohe Macht der Musen
Durchglühte seinen jugendlichen Busen.

Begeist'rungsvoll und ganz dahin gegeben
Dem Hochgefühl' für die dramat'sche Kunst,
Gelobte Schiller, ihr allein zu leben,
Zu opfern selbst ihr seines Fürsten Gunst.
Er hat's gethan und jede Noth bezwungen —
Und die Unsterblichkeit als Preis errungen!

*) Böck — Karl Moor, Beil — Schweizer, Iffland — Franz Moor, Meyer — Hermann, Madame Toskani — Amalia.

Er war dem Volke ein Prophet erstanden,
Die „Räuber" als der Freiheit Schlachtgesang, *)
Sein Echo hallte laut in allen Landen
Und weckte kühnen Muth und Thatendrang.
Die Schöpferkraft des Dichters brach die Schranke —
Nicht länger lag in Fesseln der Gedanke!

Philadelphia, 1859.

Phil. Haimbach.

*) Zwölf Jahre nach dem Erscheinen der Tragödie erhielt Schiller das neufränkische Bürgerdiplom des Pariser Nationalconvents.

Schiller's Manen.

Dir hat in diesen engen Räumen
Einst Liebe sanft die Stirn geküßt,
Wenn, trotz urmächt'ger Dichterträumen,
Du schwer des Alltags Last gefühlt.
In dieser Heimath Heiligthume
Barg sich die Freude Deiner Welt,
Wo Du dem Adler, Deinem Ruhme,
Die Friedenstaube zugesellt.

Nun erst nach mehr denn vierzig Jahren,
Ward es der Bürger edles Ziel,
Vor schnödem Untergang zu wahren
Das Haus, das fast zusammen fiel.
Sie eilen froh es auszuschmücken,
Selbst des Geringsten frommer Sinn
Legt, mit dem innigsten Entzücken,
Sein Scherflein Deinem Altar hin. —

Auch diese tiefempfund'nen Zeilen
Sind nur ein Scherflein solcher Art,
Ein Streben, das Gefühl zu theilen,
Das treu Dein Vaterland bewahrt.
So muß die Wahrheit sich entschleiern,
Die ernst der Nachwelt Kunde gibt;
Nicht wie Dich deutsche Fürsten feirn,
Nein! wie das deutsche **Volk** Dich liebt!

O. L. B. Wolff.

Huldigung

bei der hundertjährigen Geburtsfeier

Schillers.

Geschrieben für das Philadelphia Schiller-Album

von

Marie Westland.

Widmung.

Indem ich, an das Wunder seines Lebens
Mit Andacht denkend, fei're seine Siege,
Theilhaftig selbst der Früchte seines Strebens,—
Bekränz' ich froh die hundertjähr'ge Wiege!
Und doch — vergebt! wenn trüb vielleicht und herbe
Mein Lied sich mischt in Eures Festes Klänge,
Das schöne Wort: ich lebe wenn ich sterbe —
Bedenkt — es ist der schönste der Gesänge!

I.

Tod.

In lauten Gassen, wo bei Lichterschein
Am Abend noch des Lebens Wogen schäumen,
Stand einst ein Haus, verdunkelt ganz allein, —
Kein Laut erschallt in diesen stillen Räumen.

Geschlossen ist des Vorhangs lichter Flor,
Die Nacht verkehrt das Weiß zu Trauerfarben —
Von fern erschallt ein voller Liederchor —
Hier aber scheint's daß Sang und Klang erstarben.

Ja wohl, sie starben! . . . denn des Sängers Mund
Hat sich im Todesschlafe sanft geschlossen —
Nicht mehr thut sich des Geistes Blitzen kund
Aus seiner Sprache mächtigen Geschossen. —

Wo seid Ihr, Freunde? — zeige dein Gesicht,
Seltsames Wesen, trauernd hier im Schatten,
Das bei der Kerze trübem Licht,
In seiner Schmerzenshut nicht will ermatten....

Ein schlichter Diener, traun des Volkes Kind,
Wacht engelgleich und schweigend an der Bahre,
Dem edeln Todten war er treu gesinnt,
Und gäbe gern für ihn die rüst'gen Jahre.

Umsonst die Thräne, die ihn sanft bethaut! —
Doch das verlass'ne Weib, das sich verborgen
Mit ihrem Gram, wo sie kein Auge schaut,
Sie dankt dem Weinenden sein liebend Sorgen.

Nacht, tiefe Nacht! — Verlöscht des Mondes Schein, —
Verlöscht der Lichter glänzendes Gewimmel — —
Dein Licht nur flickert traurig und allein —
Und matte Sterne kränzen noch den Himmel.

II.

Begräbniß.

Der Morgen kam; auf jede schwarze Nacht
Folgt einst des Lichtes süß-bedeutsam Grüßen —
Doch weh! was hilft Euch dieses Tages Pracht?
Nur einmal noch kniet fromm zu seinen Füßen —

Denn bald versenkt man ihn in's dunkle Grab!....
Es kamen fremde Männer, und sie trugen
Dienstfertig ihn hinaus — kein Trauerstab
Kein Fähnlein wehte, keine Glocken schlugen.

So ward ein Dichter, ohne Schmuck und Zier
Und ohne seines Volkes Grabgeleite,
Gelegt in seine ew'ge Ruh'statt hier —
Ach keine Hand die Palmen drüber breite!

Die Wolken trauerten in bleichem Grau
Und sandten mahnend ihre falben Lichter
Hernieder auf der Erde bunte Schau,
Und auf das sorglos kleinliche Gelichter!...

Handtieren ging's, als wäre Nichts gescheh'n,
Und markten, schaffen, feilschen mit Behagen, —
Die Winde nur um jenen Hügel weh'n,
Die Einzigen, die seufzen heut und klagen!....

Wie oft nicht strömtet ihr zum Friedhof hin
Für Jenen, der nur irdisch gold'ne Güter
Besaß, dieweil gemein und trüb' sein Sinn —
Und heut verlaßt Ihr Eures Geistes Hüter?

Mein Volk, wo warst Du? ach man hat geschmäht
Und arg gescholten wohl auf Dein Gebahren, —
Doch nicht den strengen Richter, der sich bläht
In seiner Weisheit, — lass' ich frei verfahren.

Ein Zeuge tret' ich hin, und leg' die Hand auf's Herz:
Unschuldig bist Du, konntest Du auch fehlen,
Und daß sie Dich verkennen macht mir Schmerz,
Und meine Liebe soll daran sich stählen.

Denn Deine Wissenden und Guten, trau',
Ich sag' es frei: sie konnten ja nicht glauben
An ihres Sängers Tod, und keine Leichenschau
Konnt' ihnen seines Liedes Leben rauben!

Die aber unbewußt umhergeirrt,
Ja auch für sie noch tret' ich in die Schranken!
Der niedre Sinn, umnebelt und verwirrt,
Nicht konnt' er sich um Deine Größe ranken! —

Der Zukunft nur gehört des Geistes Sieg,
Ihr wißt es ja, die Dichter sind Propheten —
Und ob Dein Sang, o Sänger, längst schon schwieg,
Noch klingt er fort wie schmetternde Trompeten.

III.

Auferstehung.

Und wär' es wahr? und hätte sich bewährt
Prophetisch auch mein eig'nes Wort, das kleine,
Und seh' ich meiner Liebe Wunsch gewährt —
Mein Volk in der Begeist'rung Flammenscheine! — ?

Ja wohl, so ist's? mich trügt kein falscher Traum,
In langen Zügen seh' ich heut' es wallen
Zu seines Dichters grünem Lorbeerbaum,
Und rauschend hör' ich Psalmen rings erschallen!

Und mittenein in unser hohes Lied
Ertönen Glocken und Kanonen krachen —
Wer, dem der Schall den dumpfen Geist durchzieht,
Wird nicht aus Schlaf und Stumpfsinn heut erwachen? —

Es ruht sich gut im Schatten seines Ruhms!
Erhoben durch die Weihe dieses Bandes,
Gedenken wir des einen Heiligthums
Fern über'm Meer — des deutschen Vaterlandes!

Unendlich wogt die Zeit! unmeßbar tief
Wie jene Fluthen, birgt sie Lust und Grauen, —
Manch reicher Schatz in ihrem Schooße schlief,
Den ungeahnt wir wonnetrunken schauen!

Da wir des Freiheits-Sängers Fest begeh'n,
Für die gedrückte Heimath laßt uns hoffen!
Es soll ihr neu ein Retter aufersteh'n —
Ein Hoch für ihn! die Herzen haltet offen!....

„Frei ist der Mann, nach ewig altem Recht,
Und wär' in Ketten auch er schon geboren" —
Doch erst wenn Ihr sie mannhaft-stolz zerbrecht,
Seid Ihr zum auserwählten Volk erkoren!

Es segnen uns die Götter! — heiter weht
Das Sternenbanner seine Grüße nieder —
Auch ihm ein Loblied! wer es recht versteht,
Dem klingt es wohl im Herzen freudig wieder.

In uns'res Jubels Drang „umschlungen seid"
Aus Ost und West, ihr Brüder, „Millionen!
Ein Kuß der ganzen Welt!" er banne Streit,
Und sende Frieden in die fernsten Zonen.

Philadelphia, August 1859.

Schiller, dem unsterblichen Sänger.

Ein Genius, der wie auf Adlerschwingen
Im wolkenlosen Aether sich gewiegt,
Wo höh'rer Sphären Harmonien erklingen,
Und vor dem Auge hell das Leben liegt,
Erfüllte mit den Zaubern seiner Lieder
Die lauschende, von Lust berauschte Welt,
Sie hallten in der Seele Tiefen wieder,
Gefeiert von den Alpen bis zum Belt.

So lieblich ward zuvor noch nie gesungen,
So tief empfunden nie des Sängers Macht;
Die Töne wurden seiner Harf' entklungen
Zu ew'gen Blüthen voller Duft und Pracht:
Von der Begeisterung so hoch getragen,
Als kaum noch einen je ihr Flügel trug,
Riß er, sobald die Saiten angeschlagen,
Die Lauscher mit sich fort in seinen Flug.

Zum Fürsten haben von den Barden allen
Die Musen ihn erkoren und geweiht;
Nie wird der Kranz von seinem Haupte fallen,
Den Lorbeer ihm entreißen keine Zeit.
Ein Heros in des Lichtes hehren Reichen,
Wie Rom und Hellas keinen größern sah,
Vor welchem die Jahrhunderte sich neigen,
Steht ewig er als Deutschlands Zierde da.

Mit reinem Auge Vesta's Feuer hütend,
Unwiderstehlich mit der Töne Macht,
Der Leidenschaften mildem Sturm gebietend,
Das Schöne rettend aus der Zeiten Nacht,
Ward er der Liebling jedem deutschen Stamme. —
Mit seinen zauberreichen Melodien
Erweckte er die geist'ge Lebensflamme,
Und half am Volke bilden und erzieh'n.

Wo Schiller's mächt'ger Genius gewaltet,
Wo er des inn'ren Lebens Herrlichkeit,
Die Schwingen seiner Phantasie entfaltet,
Ist jede Stelle heilig und geweiht! —
Ob in Palästen, ob in Hütten hausend,
Gedenket sein, wer wahrhaft Großes ehrt,
Denn Jeder fühlt, es währet ein Jahrtausend,
Bevor ein Geist, wie dieser, wiederkehrt.

Wer in des ew'gen Lichtes Strahlenwegen
Wie er im höchsten Flug den Geist getaucht,
Wer sich den Lorbeer selbst im Volk erzogen,
Ihm höh'res Leben glühend eingehaucht,
Dess' Name lebt, bis an dem Himmelsbogen
Kein Stern mehr glänzt, hier kein Altar mehr raucht,
Bis sie zur Gruft des Volkes Letzten tragen,
Und aus das letzte Menschenherz geschlagen.

Auch dieses Blatt zu seines Ruhmes Kranze,
Gepflückt an dem ihm theuren Saalestrand,
Erwuchs an seines Geistes Strahlenglanze,
Und dankbar weiht es ihm der Liebe Hand,
Legt still es an der heil'gen Stätte nieder,
Wo seine Harf' erklang für alle Zeit,
Er selbst in jedem seiner ew'gen Lieder
Sich sang den Hymnus der Unsterblichkeit.

Dr. Chr. Fr. Schumann.

Weg zu Idealen.

Wenn Schiller — dieser hehre Göttersohn —
Euch Ideale zeigt in trüben Fernen
Und Liebe, Kunst und die Religion
Nur Sehnsucht sind nach jenen ew'gen Sternen; —
So wandert denn mit treuem Pilger-Streben
Den Sternen zu, durch dieses dunkle Leben.

Fürst zu Lynar.

Zwei Särge zu Weimar.

In dunkler Gruft zu Weimar
Steh'n sich zwei Särge nah',
Drin schlafen zwei deutsche Sänger,
Wie nimmer die Welt sie sah.

Als wie zwei Meteore
Erschien das Sängerpaar,
Der Eine mit Blitzesflammen,
Der Andre wie Mondlicht klar.

Der Eine im Adlerfluge
Wildbrechend sich die Bahn,
Der Andre, klug und besonnen,
Durch Wogen lenkend den Kahn.

Dahin durch alle Weiten
Erscholl ihrer Lyra Klang,
Das Echo der fernsten Berge
Nachhallte von ihrem Gesang.

Nun beide siegreich durchzogen
Des Lebens Flutgebraus,
Nun schlafen die beiden Sänger
In den beiden Särgen aus.

Der Eine mit blonden Locken,
Der And're mit weißem Haar,
Wer forschte: wie Jener geheißen?
Und früge: wer Dieser war?

Dr. Joh. Nep. Vogl.

Gesinnungstüchtigkeit.

In dieses Lebens argverwirrtem Treiben
Dem Guten stets und treu dem Wahren bleiben,
Nicht sclavisch huldigen dem Geist der Zeit;
Um wahrer Freiheit Höhen zu erklimmen,
Nicht mit dem Strom, nein gegen ihn zu schwimmen,
Dies ist allein: Gesinnungstüchtigkeit!

Robert Köhler.

Zum Festeinläuten.

Schiller — Shakspeare — Humboldt.

Unter den Sitten der Neuzeit, großartiger, erhabener und schöner als irgend eine des hochgepriesenen Alterthums der Griechen und Römer, als irgend eine des strebenden, ringenden, gewaltigen Mittelalters, hat sich die Sitte mehr und mehr geltend gemacht, den Jubeltag der Geburt eines Mannes zu feiern, der ein Mann seines Volkes war. Und mit Recht.

So wie die Eltern des Tages, an dem ihr Kind wieder ein Jahr älter wird, mit Freude gedenken, als des Tages, an welchem es ihnen gegeben wurde, wie dann auch die Kinder danach fragen, wann des Vaters oder der Mutter Geburtstag sei, damit sie den Tag sich zum Feste machen, zum Feste auch Angehörigen, Hausgenossen und Freunden: so feiert nun auch ein ganzes Volk den Tag der Geburt eines Einzelnen, ihm Angehörigen; einem Volke wird ein solcher Tag zum Ereigniß, ja es darf sogar andere Völker als Ehrengäste einladen, darf seine Gedenktage zu Menschheitfesten erheben.

Zwar hat man gesagt, und es mag auch Manchen so scheinen, daß ein jeder einzelne Mensch nur ein verschwindendes Etwas, ein unbedeutendes Etwas im Leben des großen Ganzen sei. Hängt man einen Ring an einen Faden von etwa vierzig Zoll und setzt ihn als Pendel in Schwingungen: jeder Schlag hin, und es stirbt ein Mensch auf Erden, jeder Schlag her, und es wird einer geboren. Es gleichen sich alljährlich die Geburten und die Todesfälle auf der Erde aus, und so geht es fort, Jahr aus Jahr ein, durch die Jahrhunderte hin. Und unter diesen Tausenden des nämlichen Tages, den Abertausenden Tag für Tag; Wochen, Monde, Jahre entlang heben wir eine einzelne Geburt heraus und gedenken derselben feierlich in weiten Kreisen! ja! das ist die Sitte der Neuzeit, und gerade das macht sie großartiger, erhabener und schöner als irgend eine des Alterthums und des Mittelalters. Aus dem unübersehbaren Strome eines immer neu sich gebärenden Volkes, gedenken wir eines einzigen kleinen Tröpfchens, das heute vor hundert Jahren noch, einem Thautropfen gleich, an der Blume der Mutter hing, zum ersten Male durch die Morgensonne des Lebens beschienen, zum ersten Male in den Farben des Regenbogens erglänzend, eine

kleine schlummernde Seele — das ist es, daß wir eines werdenden Menschen Ankunft unter uns feiern, weil wir wissen, seine Seele erwuchs zur Seele eines Vorkämpfers der Freiheit, eines Verkünders des Schönen, eines Helden, der, großer Gedanken reich, selber als ein großer Gedanke seines Stammes und seines Volkes dasteht in der Geschichte.

Feiern wir wiederkehrende Tage großer Ereignisse, so geben die Thatsachen diesen die Färbung; alle diese Gedenktage blicken auf das Vergangene, schauen es an als ein dazumal Fertiges, mit allen seinen Folgen nun hinter uns liegend. Der Geburtstag aber ist ein Rückblick auf einen Anfang, den dazumal Keiner in seiner Bedeutung verstand, auf das Werdende, dessen Gewordenes wir kennen. Wir feiern dann als einen Tag der Freude, einen Tag, an dem aus dem Reiche des Ungewordenen Werdendes uns gegeben wurde, also einen Tag der Verheißung, einen Tag der Hoffnung. Vor hundert Jahren war dieser Tag es nur für wenige Glieder eines Hauses, heute ist er es für Völker. Unsere Gegenwart hat aber dieselbe Verheißung auch; die Neugeborenen, ein Jeder mit seiner unbekannten Zukunft, ruhend auf dem Schooße der Mutter, sind schon unter uns, unter uns die Helden der kommenden Tage, unter uns die Befreier, alle die Träger großer Gedanken der nächsten Zeiten, noch unserer Sorge anvertraut, gehören sie schon jetzt uns Allen. So sproßt aus Hoffnung die Treue, wie dem Einzelnen jedem nach seiner Art, so Ganzen; Treue aber macht stark; so wie den Einzelnen, so auch die Völker.

Obwohl ein Jeder als Kind erst seiner Mutter, seinem Vater, seinen Verwandten darum gegeben wurde, daß sie das hilfsbedürftige Geschöpf beschützen und bewachen, damit es wachsend und lernend in seinen kleinen Kreisen sich bewege, bis diese weiter und weiter werden: so ward Jeder zugleich auch getragen, gehalten, gehoben durch sein ganzes Volk. Seines Volkes Sprache war dem Kinde die große Mutter, seines Volkes Thun und Treiben war ihm der große Vater, bis daß der Mann die Werke that, die er zu thun berufen, die Werke, durch die er auf sein Volk wieder wirkte. Nun, da seine Mutter dahin, sein Vater dahin, seine Verwandten, seine Lehrer und alle die Andern dahin, welche ihn getragen, genährt und gebildet, nun Alles verdrängt und verstoben ist, nun feiern wir den Geburtstag des Mannes, wir, sein Volk; denn sein Volk, das lebt noch, und er lebt in ihm. Es ist des Volkes Anerkennung, was ihm der Mann geworden; Anerkennung jener Macht, wie sie nur der Geist und nur durch große Gedanken hat; jener Macht, wie sie nur die Schönheit hat, die ewig fortlebende Schönheit der Kunst, jener Macht, wie sie nur der Offenbarung des Göttlichen inwohnt, jener unzerstörbaren Macht geistigen Lichtes, geistiger Wärme.

An solch einem Tage stehen die Werke, die Thaten des Mannes vor Gericht, stehen vor dem Gericht eines großen Volkes. Darum ist solch ein Tag

auch ein Todtengericht über den Mann, ein Todtengericht, welches ein ganzes Volk hält; aber ein Todtengericht, welches den Ausspruch thut: er lebt, und lebt fort in uns Allen. Und es wird aus dem Gerichtstage ein Jubeltag; ein Urtheil wird gesprochen mit Posaunenschall! An solchem Tage schauen wir, dessen Volke er angehört, freudig umher auf andere Völker, und sprechen: Ihr Völker alle, welche nun anfangen das unsrige verstehen zu lernen, ihr alle seid heute zu Gaste geladen; kommt zu uns, wie wir zu euch, bei gleicher Gelegenheit, kommen. Denn die großen Männer sind es, die uns vereinigen; die großen Männer sprechen alle dieselbe höhere, die göttliche Sprache! Nur der Bodensatz ist es, das Gerölle nur, der Schlamm des Volks, der die Völker trennt, der die Gemüther mit Neid oder Hohn füllt, nur der Pöbel ist es, der mit selbstsüchtigem Dünkel zu trennen versucht; nur die allerverächtlichste Nichtswürdigkeit prahlt mit Haß.

Das ist es, was die Sitte der Neuzeit großartiger macht und erhabener und schöner, als irgend eine der Vorzeit, weil sie es anbahnt, daß die Völker sich in die Augen schauen und sprechen: Laßt uns gemeinsam uns unserer großen Gedanken freuen, laßt uns nicht nur Völker, sondern auch Menschen sein und Feste der Menschheit feiern!

Zwar hat man gesagt, und es mag auch Manchen so scheinen, daß die hundert Jahre nur eine zufällige, nebensächliche Festsetzung seien, ja Krittler haben sich gefunden, die sich nicht entblödeten, alle dergleichen hundertjährigen Feste für eine Lächerlichkeit zu erklären. Sie sagen: „Weil uns die „Araber lehrten, beim Zählen die Einer auf die erste Stelle zu schreiben, die „Zehner auf die zweite, weil wir, was zehnmalzehn ist, auf die dritte Stelle „bringen, darum der thörichte Lärm, wenn ein paar Nullen in die Jahrzahl „kommen! So habe man auch in dem läppischen, aus tollem Aberglauben „entsprungenen hundertjährigen Kalender das Wetter vorhersagen wollen, „so wolle man nun gar auch in der Weltgeschichte den Hundertjahrabschnitten „eine Wichtigkeit beilegen! Die Menschheitgeschichte gehe aber ihren eigenen Gang, unbekümmert um unsere Zählerei. Was beim Schulmeistern „und im Einmaleins allerdings eine große Bequemlichkeit sei, danach wolle „man nun auch ohne die allergeringste Berechtigung Abschnitte in der Weltgeschichte machen!"

Man sollte jedoch hierbei nicht vergessen, daß die erste Hälfte unseres Jahrhunderts gar Manches wieder zu Ehren gebracht hat, was in der letzten Hälfte des vorigen, Leute, die sich für sehr klug hielten, mit ihren Spötteleien ganz beseitigt zu haben wähnten. Heute vor hundert Jahren meinte Voltaire noch, die auf Gebirgen abgelagerten Muscheln hätten wahrscheinlich vor Zeiten reisende Engländer nach ihren Austerfrühstücken hingeworfen, und ganz Frankreich lächelte, und alle die vielen Bewunderer Frankreichs lächelten mit. Heute ist aus diesen Muscheln ein Grundpfeiler der Wissen-

schaft geworden, und in Frankreich und in England hat man die Jahrtausende danach gemessen, in denen die Erdkruste ihre jetzige Gestalt annahm. In unsrer Mitte lebt noch der Mann, lebt Agassiz, der, wenn er eine einzige Muschel aufhebt und betrachtet, sagen kann, mit wissenschaftlicher Bestimmtheit sagen kann, was im Grunde der Erde da verborgen liege, den klugen Leuten verborgen, ihm nicht, seiner Wissenschaft klar und gewiß.

So sind es kaum zwei Jahrzehende her, seit Völker und Fürsten, durch Humboldt bewogen, jenen Gürtel zogen um die Erde herum, und kleine hölzerne Hütten bauten, mit magnetischen Instrumenten drin, damit eine große Frage an den Erdball und sein Leben gethan werde. Jene eisenbewegende Kraft in der Tiefe antwortete. Nahe zehen Jahre währt ihre Fluth und Ebbe, deren Mehr oder Weniger sich wieder zum höheren Wellenzeitmaaß in jedem Jahrhunderte aufhebt. Zu gleicher Zeit beobachtete ein unermüdlicher deutscher Forscher eine andere Fluth und Ebbe, die der dunklen und der fackelnden Stellen an der Sonne, und siehe, in jener Ferne, in der glänzenden Höhe, an der Quelle des Lichts, fand er denselben zehnjährigen Wellenschlag, auch nach Jahrhunderten sich wieder ausgleichend, gerade so wie es unten in der Tiefe des glühenden Erdballs gefunden worden war. Zwischen beiden bewegt wandelbar sich das haltlos wechselnde Wetter, warum sollten die Gipfel der Forschungen nicht können den hundertjährigen Kalender wieder zu Ehren bringen? Stimmen die Zahlen auch nimmer so genau, wie die Räder unsrer Uhrgewerke, sie greifen doch in einander nach höheren Gesetzen. Die Zahlen, die der denkende Mensch zählt, stehen hoch über allen jenen Wirklichkeitbruchtheilen. Wir zählen die Zeit nach Tagen, nach Monden, nach Jahren und Jahrhunderten, nach der Erde Drehung, nach des Mondes Umschwingung um deren Bahn und nach der Erde Umschwung um die Sonne; doch alle diese Zahlen stimmen niemals unter einander. Gerade so ist es, wenn wir die Pulsschläge irgend eines Menschen, zu irgend einer Zeit, und so lange wir wollen, zählen, und wir zählen auch seine Athemzüge zur selbigen Zeit; niemals stimmen diese beiden Zahlen so weit überein, daß gleiche Zahlen sie theilen, sie werden niemals rational, außer der Mensch ist im Sterben, und athmet nur noch mechanisch wie eine Maschine. So ist jedes Jahr wie ein Pulsschlag der Erde; aber wie die Athemzüge, sind des denkenden Menschen Annahmen, Festsetzungen und Bestimmungen. Und so wären wir denn berechtigt mit unseren hundertjährigen Abschnitten, und auch vollkommen berechtigt, wenn wir fortfahren mit unsern Festen auch darauf zu achten, daß kein solches hinfüro versäumt werde oder vergessen. Mancher Undank ist uns noch zu sühnen, und weil er kann gesühnt werden, so soll er's auch. Auch Völker müssen trachten ein gutes Gewissen zu erlangen, auch Völker gelangen zum ruhigen Fortschritt nur durch Gerechtigkeit.

Wessen Geburtstag werden die Völker zunächst begehen? und zwar über

den ganzen Erdball weg, so weit sich Geistes-Bildung verbreitete! den jenes größeren Dichters, welchen unser Schiller selber anerkannte als einen großen, unerreichten Vorgänger, jener große Dichter der Bühne, den das ganze deutsche Volk willig anerkennt als einen größeren, wie noch irgend einer dem eignen Volke zu Theil wurde; jener, dessen dreihundertjährigen Geburtstag wir Alle, die wir im Jahre 1864 noch leben, freudig mitfeiern werden: Shakspeare. Aus dem „alten fröhlichen England" strahlt er, ein unzerstörbarer Demant, strahlt Glanz in unsre Seelen, noch eben so wie dazumal, mit ewiger Frische und ewigem Feuer. Im Jahre 1764 feierten seine zum ersten Male wieder neu anwachsenden Freunde und Verehrer den zweiten Jubeltag seiner Geburt in Stratford. Lange Zeit hatte der Unverstand religiösen Wahnes und ein dürrer Fanatismus, des größten Mannes Einfluß in seinem Vaterlande verschüttet, so daß auch dazumal nur Wenige den Seelenmuth hatten, offen vor der Welt zu bekennen, was er ihnen, was er der Welt sei. Die nächste Feier 1864 wird eine größere sein. Sie wird sich über die ganze Welt hin erstrecken, so weit sich die Engländer mit ihren Flotten und ihren Ansiedlungen seit jenen Tagen ausbreiteten. Jenes „alte fröhliche England," das dazumal sich mit seinen schwimmenden Wällen aus Eichenholz umgürtete, und seitdem aus den Pforten dieses Walles heraus, fliegende Brücken geschlagen hat nach allen Theilen der Welt hin, und so mit seiner Sprache den Erdball umgürtete, es wird allenthalben seines größten Sohnes Gedenktag feiern. Wird aber wohl bis dahin das „alte fröhliche England" wieder erwacht sein? Wird es die bleiernen Beinschienen abgeschüttelt haben, die ihm angelegt wurden, als man aus der Weisheit des jüdischen Sabbaths, der von Abend bis Abend währt, einem durch Tyrannendruck verwilderten Volke Maaß, Zucht und Ordnung zu lehren, aus dem von Gott gegebenen Gesetze eine heuchlerbrütende Sonntagsklammer gemacht hat, die von Mitternacht zu Mitternacht künstlich in's zuckende Leben einkneipt und sogar das Beschauen des Himmels zur Sünde macht? Als die magnetischen Beobachtungen um die ganze Erde herum angestellt wurden, um auf's Genaueste gleichzeitig und stündlich die kleinsten Wellen der magnetischen Kraft zu erforschen, wurden dieselben allenthalben auf englischem Gebiet und so auch in den Vereinigten Staaten, ja! hier in Philadelphia von Mitternacht bis Mitternacht, wenn der sogenannte Sabbath eintrat, unterbrochen, es wurde demnach eine Lücke gerissen, die auf jedem Punkte vier und zwanzig Stunden, im Ganzen also doppelt so lang war, eine wahrhaft höllische Spalte! — Als der amerikanische Beobachter des Zodiakalscheines, ein Schiffsprediger, seine unschätzbaren Daten Jahrelang sammelte, wähnte er, sein Amt verpflichte ihn, von Mitternacht bis Mitternacht nicht gen Himmel zu sehen, wenn es ein Sonntag war, und er ließ Lücken, Sabbathlücken zur Ehre Gottes! Sang er denn je wol: Ehre sei Gott in der Höhe? — Wenn der Kabel wieder gelegt wird von England hier-

her, und man hält jenes mitternächtliche Gesetz, so würde dem durch Nichtsthun zu ehrenden Herrn der Herren nicht nur etwan ein Siebentel geopfert, was der Fanatismus als Hauptpflicht auch für Christen hinstellt, sondern ein Fünftel, d. h. 20 Prozent, ein doppelter Zehnten, eine wöchentliche Unterbrechung von 33 Stunden! Hoffentlich bekommen wir dann den Drath über die russischen Steppen, so daß wir über Amur durch ein sabbathloses Heidenkabel in Verbindung bleiben mit dem dadurch nicht beunruhigten Theile der Menschheit.

Wird man den schönen deutschen Sonntag, den Tag des Herrn, der mit Sonnenaufgang beginnt, den am frühesten Morgen schon von den Thürmen herab die Choräle mit Posaunenton verkünden weit über die Dächer hin, zu den Fenstern hinein, den Schlafenden in die Herzen, zum süßen Erwachen, die Wachenden labend zum heiligenden Tagewerk sich zu bereiten; unsern schönen deutschen Sonntag, der mit seiner wundersamen Heiterkeit alle Herzen erhebt, ein Füllhorn der Liebe über alle Seelen ausgießend, bis er des Abends mit jauchzender Fröhlichkeit endet; — wird man ihn haben aufgehen lassen über Alt- und Neuengland, den Tag der selber eine Sonne, wärmend und erhellend, erfreuet und erleuchtet? Oder wird man dem Lurche brütenden Fluch sich, scheu vor der Wahrheit der Geschichte, noch ferner unterwerfen? Wird man des Finsterlinges Bound bindende Erfindung, zum Hohne des Erlösers, wider der Kirchenväter, wider jedes Reformatoren Lehre, Unwissenden als wesentlich zum Christenthum gehörend, ferner aufschwatzen? allen andern Gescheuteren aber polizeilich durch Knüppel aufmaaßregeln? Dann würde kaum auf englischen Bühnen irgend eines der größeren Stücke jenes Meisters zur dreihundertjährigen Feier seiner Geburt gegeben werden können, denn die Mitternachtglocke würde hineindröhnen, und, wie des Schamum giftiges Wehen Alles niederwirft, das Stück noch vor seinem Schlusse abbrechen! denn diese nächste Feier 1864 fällt auf einen Samstag!

Blicken wir hinweg aus diesem Dunkel auf einen Mann des Lichts. Wessen hundertjährige Geburtstagsfeier kommt zunächst nach Shakspeare's? Wer verdient es zunächst wohl, daß die Völker in festlichen Vereinen seiner gedenken? Wer zunächst ist „würdig solcher großen Todten?" Der Mann ist es, der noch unter uns lebt, nicht lange mehr unter uns wird verweilen können, der's auch nicht wünscht*); in der Wissenschaft ein Held wie Wenige seines Gleichen, aber voll Trauer, weil er jene Freiheit, welche er hoffte, welche seine ganze Jugend mit Morgenröthe verklärte, noch immer nicht aufgehen sah, weil es ihm ist, als habe er sein Leben auf dem Nordpole verbracht, wo die Sonne auch so lange zögert, so sehr lange!

Am 14. September 1769 wurde **Alexander Humboldt** geboren. Nach zehn Jahren wird eine hundertjährige Geburtstagsfeier seiner zu gedenken haben als eines erst vor Kurzem Geschiedenen. Viele unter uns, die ihn von

*) Sein Wunsch ist erfüllt, er schied am 6. Mai.

Angesicht zu Angesicht sahen, ja jeder Amerikaner, dem es vergönnt war, die Züge des geistvollen Greises zu schauen, hat jene himmlische Trauer in seinem Antlitz erblickt, die trotz der großen Fortschritte aller Wissenschaften, welche er so glücklich förderte, doch ihn erfüllte. Freilich, als er dazumal, vor 55 Jahren, ein jugendlicher Entdecker, die Hände des großen Jefferson in den seinigen zum Abschied hielt, freilich da hofften Beide ganz andere Fortschritte der Freiheit; doch mehr als ein halbes Jahrhundert seitdem, sah er kein Wirklichwerden des Gehofften, keines, gar keines, keines von Allem, Rückschritte nur! Darum blickte er mit so großer, gerechter Trauer auf das Land seiner Hoffnung, und auf dessen Rückschritte in der ächten kosmopolitischen Entwickelung; auf dessen Rückschritte in seiner Bedeutung und seinem Einfluß auf die Welt; auf dessen Rückschritte in der Ehrenhaftigkeit seiner Beamten und all die Rückschritte durch welche dessen zu so großen Hoffnungen berechtigenden Institutionen unausbleiblich untergraben werden müssen. Ob am 14. September 1869 im Vaterlande seines Freundes Jefferson noch immer Handel mit Menschenseelen wird getrieben werden? noch immer Hunde Menschen jagen werden? noch immer Gesetze den freien Bürger zum Schergen machen, zum Schergen der aller verworfensten Art? noch immer Gesetze das Kind von der Mutter wegreißen zum Verkauf?

Beides: ob die Mitternachtglocke wird in die Shakspeare-Feier hinein dröhnen, ob der Hammer des Menschenversteigerers noch während der Humboldt-Feier zuschlägt, wir wissen's nicht; aber das ist gewiß: jene Feier wird zum Feste der Menschheit, wird eine Weltfeier werden, wie noch keine zuvor! Ueber den ganzen Erdball wird man des Mannes gedenken, der den Kosmos schrieb, und einen Richtspruch wird man über ihn ergehen lassen, **der ein Richtspruch der Völker über sich selber sein wird.** Ueber die Wissenschaft und über den Weltwerth jedes Volkes wird Recht gesprochen werden, durch alle gebildeten Völker auf Erden. Die Humboldt-Feier im Jahre 69 wird ein Völkergericht! da werden alle Völker auf Erden über sich selber zu Gericht sitzen! Eine Menschheitfeier, ein Völkergericht wie noch niemals zuvor! Großartiger, erhabener und schöner als irgend eine Sitte des Alterthums bei den Griechen, bei den Römern, als irgend eine Sitte des gewaltig ringenden Mittelalters, wird sich die Sitte der Neuzeit bewähren, und mit Fug und Recht fortan bestehn!

Das ist es was die Glocken sagen, von den Thürmen herab, das Fest einzuläuten.

Philadelphia, am Tage des Frühlingsanfanges 1859.

Constantin Hering.

Epilog zu Schillers Geburtstag,

gesprochen nach Aufführung der von Goethe dramatisirten Glocke.

Und also, wie des Dichters Lied erklungen,
So tönt es durch die Herzen mächtig fort,
Was es verkündet hat mit Glockenzungen,
Es ist das hohe, schöne, freie Wort;
Dem Himmel hat er Sterne abgerungen
Und Erdenkränze angeheftet dort, —
Am Baum der Ewigkeit die blüh'n'de Ranke
War er, und Frucht und That ihm der Gedanke.

Wer kennt sie nicht, die herrlichen Gestalten,
Die er, ein Seher und ein Zaub'rer, schuf:
War's Thatendrang und Friedland's Sternenwalten,
Maria's Tod und Thekla's Geisterruf;
Das Freiheitsbanner ließ er Tell entfalten,
Johanna sterben in des Herrn Beruf;
Ihr kennt des Posa Wort: Herab die Schranken!
Den Todesruf um — Freiheit der Gedanken.

Dir, deutsche Jugend, stolz im Völkerlenze,
Durchglüht er mit Begeisterung das Herz,
Euch, die Ihr liebt, flocht er die schönsten Kränze,
Für jegliches Entzücken, jeden Schmerz.
Sein schöner Himmel kannte keine Grenze,
Aus jeder Stufe schmolz er gold'nes Erz;
Es hat sein Götteraug', das große, schöne,
Für jede Grabesurne eine Thräne. —

Um solchen Todten dürfen wir nicht weinen,
Weil sein Vermächtniß überschwenglich war,
Er muß als Seraph andern Welten scheinen,
Und andern Wesen bauen den Altar.
Aus dieses Sängers modernden Gebeinen
Schwebt auf in Glanz ein göttlich schöner Aar,
Da er das Beste hat für Tod und Leben
In seinen reichen Gaben uns gegeben.

Und wie die Aeolsharfe ewig tönet,
Weil sie der Athemzug des Weltalls küßt,
Wie jeder Lenz die Fluren neu verschönet,
Weil ew'ge Jugend aus der Erde sprießt,
So wird sein Bild von spät'ster Zeit gekrönet,
Weil es ein ewiges Vermächtniß ist;
Denn wie er uns der Sänger jeder Tugend,
So ist er auch der Sänger aller Jugend. —

Wohl mußt' er auf zu jenen Sternen schweben,
Von wannen ihn der Weltgeist hat gesandt,
Ihm blüht so hier wie dort ein ewig Leben,
Und Erd' und Himmel sind sein Vaterland;
An uns ist's, seinem Glanzbild nachzustreben,
Und ihm zu folgen, wie wir ihn erkannt. —
Wir weinen nicht: er ist uns unverloren,
Wir jubeln hoch, daß er uns neu geboren!

J. Herloßson.

Schlagworte der Zeit.

1. Fortschritt.

Fortschritt?! — wohlan! nur keine Sturmesschritte,
Die Wahrheit liegt hier eben in der Mitte,
Und Zeit auch braucht's, eh' wir dem Ziele nah'n,
Allmählig nur tritt herrlicher und freier
Die Sonn' hervor aus düst'rem Nebelschleier,
Und bricht sich mächtig siegend ihre Bahn.

2. Glaubens- und Gewissensfreiheit.

Der kindlich fromme, reine Himmelsglaube
Wie gleicht er doch der wundersamen Taube,
Die uns des Friedens heil'gen Oelzweig bringt!
Und mit dem sel'gen Frieden im Gewissen,
Wirst Du auch nimmer jene Freiheit missen,
Wonach umsonst der kalte Zweifler ringt.

Robert Köhler.

Eine Reminiscenz an Lenau.

Es war ein schöner, kalter Herbstmorgen im November 1832, an welchem vier muthige Pferde mit dem Postwagen aus dem Städtchen Frederick, in Maryland, auf der Straße nach Hegerstown hintrabten. In dem Postwagen saßen nur zwei Reisende; der Eine ein schmächtiger, mittelgroßer Mann mit edlem, offenem Gesichte, einer feinen, schönen Stirne, unter welcher ein feuriges Augenpaar hervorblitzte; der Andere, der Schreiber dieser Zeilen, damals ein neunzehnjähriger Junge: der schwarze Schnurrbart des Ersten, und das bartlose rothwangige Gesicht des Letztern, ließen deutlich erkennen, daß beide Reisende fremde Neulinge im „Lande der Freiheit" seien. Und so war es auch. Erst vor wenigen Wochen hatten sie den „Baron van der Kapellen" verlassen, in welchem sie, nach 75tägiger Fahrt, von Amsterdam in Baltimore angelangt waren. Dort hatten sie sich von den Strapazen der langweiligen Seereise erholt, hatten einen Ausflug nach Washington gemacht, und sich über die großen Straßen ohne Häuser und Menschen verwundert, und waren nun auf dem Wege nach dem Westen.

Ein gutes Frühstück, die frische Morgenluft, und der Wohlgeruch ächter Havanacigarren hatte den Humor jener Reisenden so sehr gesteigert, daß sie in jovialem Uebermuthe jedes Mädchengesicht, dessen sie auf der Straße ansichtig wurden, ob ihrer freundlichen Grüße erröthen machten.

So waren die Reisenden schon einige Meilen von Frederick entfernt, als der Wagen vor einem an der Straße stehenden Hause plötzlich Halt machte. Ein Weib, von ungeheuren Verhältnissen, mit fahlem, schwammigem Gesichte, trat aus der Thüre, und watschelte dem Postwagen zu. Es stöhnte der Wagen, als sie sich auf den Mittelsitz, den sie mit ihrer Hutschachtel vollends ausfüllte, stumm und ohne Gruß niederließ. Die Thüre schlug sie mit kräftiger Rechten zu, und auf's Neue flogen die Pferde von dannen.

Mit fragenden Blicken hatte ich den Dichter Lenau, denn er war der ältere der beiden Reisenden, angeschaut; er schien sich ob dieses Ungeheuers in Unterröcken zu entsetzen. Endlich brach er in ein: monstrum horribile! aus; das ich mit einem: „welch' ein Gräuel" erwiederte.

„Was sprecht Ihr da?" schnurrte uns eine widerliche Stimme an, und der Kopf der gemästeten Gorgo wandte sich nach uns zurück. Lenau blies die Wolken seiner Cigarre aus dem Wagenfenster und gab keine Antwort; ich ver-

hielt mich ebenfalls stille, denn meinen geringen englischen Phrasenvorrath hatte die schnurrende Sprache in Unordnung gebracht.

„Ihr dürft hier nicht rauchen!“ herrschte uns jetzt das fette Weib in gebieterischem Englisch zu. Wir thaten, als verstünden wir sie nicht. Schnell fuhr der halbe Leib des Weibes aus dem nächsten Wagenfenster, und „halt Kutscher!“ erklang es nun nach vorne. Der Wagen hielt, der Kutscher wollte wissen, was es gäbe, die fette Riesin keuchte ihm zu, daß wir sie mit unserem Rauchen belästigten, und ihrem Befehle, die Cigarren wegzuwerfen, kein Gehör gäben. „Sie dürfen hier nicht rauchen, wenn es die Dame belästigt!“ erschallte die Stimme vom Bocke, und wir Armen sahen uns genöthigt, die lieben Rauchstengel wegzuwerfen. Sichtlich verdrossen warf sich Lenau in seine Wagenecke, während ich in der meinigen die Unholdin verwünschte, denn ihrer gelben Gesichtsfarbe konnte der Tabacksrauch unmöglich Nachtheil bringen.

Wir waren wohl eine Viertelstunde in tiefem Schweigen weiter gefahren, als mich Lenau lateinisch anredete, und mir erklärte, er würde sich nun verrückt stellen, und ich müßte dem Weibe, falls sie Fragen an mich stellen sollte, erklären, er sei wahnsinnig, und auf dem Wege zum Irrenhause. Ich begriff zwar nicht sofort, was er bezwecke, gieng aber ohne Weiteres auf den Scherz ein.

Einige Minuten später und Lenau begann mit der Zunge zu schnalzen, daß sich unsere Quälerin verwundert umsah; als sie ihn anblickte, schnitt er ihr ein so fratzenhaftes Gesicht, daß sie sich ebenso schnell abwandte. Nun suchte ich ihn mit einigen guten Worten zu besänftigen; aber er schnalzte nur um so lauter, und pfiff dazwischen einige grelle Noten, die sogar den Pferdebändiger umschauen machten. Pfeifen im Postwagen ist aber nicht polizeiwidrig, und so ließ uns unser Diomedes ungeschoren.

Wieder über eine Meile, und Lenau fieng an, trotz meiner flüsternden Zusprache, ungarische Töne auszustoßen, die dem Schlachtruf der Indianer Ehre gemacht hätten. Die Person auf dem Mittelsitze warf sich schnell auf den Rücksitz des Wagens, und riß die Hutschachtel nach sich. — Ich erinnere mich nicht mehr, ob sie mich zuerst gefragt, was es mit dem fremden Herrn für eine Bewandtniß habe, oder ob ich ihr ungefragt die Auskunft ertheilt, daß der Herr zuweilen Anfälle habe, die ihn aber nicht im Mindesten gefährlich machten, wie sie schon daraus abnehmen könne, daß man ihn mir, einem jungen Menschen, anvertraut habe, um ihn in's Irrenhaus zu bringen.

Meine Erklärung hatte Lenau mit Händeklatschen und Fratzenschneiden begleitet, und der Frau fieng es an, unheimlich zu werden. Als sie vollends hörte, daß sie mit einem Geisteskranken in Einem Wagen sei, ließ sie eilig das Fenster zu ihrer Linken herab, schrie dem Kutscher zu, anzuhalten, öffnete die Wagenthüre an meiner Seite, warf die Hutschachtel zum Wagen hinaus, und wälzte sich ihr nach, sobald die Pferde zum Stehen gebracht waren.

Dem verwunderten Kutscher rief sie zu, sie wolle die Reise zu Fuße fortsetzen, und wir hüteten uns wohl, weitere Erörterungen zu machen.

Lenau verbeugte sich gegen unsern Plagegeist aus dem Wagen, grüßte sie mit hofmännischer Höflichkeit, und dann erschallte ein Gelächter aus der Postkutsche, das den homerischen Helden Freude gemacht hätte. Langsam zogen die Pferde hügelan. In der Mitte des Weges hinter uns stand das entsetzte Weib neben ihrer Hutschachtel; wir griffen nach Stahl und Stein, und bald dampften zwei frische Cigarren aus beiden Wagenfenstern.

Manchmal vergnügten wir uns unter Anderm mit Lenau's neuem Recepte nervöse Visionen los zu werden.

Zwölf Jahre später, wieder im Monate November, erhielt ich einen Brief vom alten Vaterlande, in dem man mir anzeigte, Lenau sei wirklich wahnsinnig geworden, und in einer Irren-Anstalt. Da überkam mich ein tiefes Grauen, als ich jenes Reiseabenteuers gedachte, und meine Thränen flossen für den theuren Freund, dessen herrlicher Geist nun in Wahrheit umnachtet war.

W. K.

Schiller's Flucht.

Oft denk' ich an die Stunde seiner Flucht,
Da Er, wie Ulrich Hutten, müd' gehetzt,
Im Inn'ren seiner Seele unverletzt,
Im stillen Waldesdunkel Ruh' gesucht.
Da lag er nun, umrauscht von fremden Bäumen,
In seines treuen Freundes Schoos und schlief —
Und wie ein Luftzug über Saiten, lief
Ihm über's Herz ein Zug von höh'ren Träumen.
Der Freund indessen horcht und späht und lauscht,
Wie nur ein Blättlein von den Bäumen rauscht,
Ob nicht im Dickicht lagert der Verrath,
Ob nicht der Späher, nicht der Häscher naht! —

Der treue Freund ist mir das Volk — symbolisch —
Das herbergt, birgt und schützt in seinem Schoos,
Die Männer, die verfolgt und obdachlos,
Den neuen Glauben lehren, apostolisch.
So war es stets — so wird es immer sein —
Das Volk wird nach des Dulders Worten dürsten,
Und die bedacht von Kerkern ihrer Fürsten —
Die schließt das Volk in seinem Herzen ein.

(†) Moritz Hartmann.

In Schiller's Album.

Ich habe Dir manches Lied gesungen,
Doch nur im innersten Gemüth,
Wenn still von Deinem Geist durchdrungen,
Es mir im Herzen tief geglüht.
Wenn mir erschien im Morgenstrahle
Das Mädchen von der fremden Flur,
Die niederträgt zum Erdenthale
Die Gaben schönerer Natur.
Wenn mir in Deines Liedes Spiegel
Die Frau erschien vom Reiz gekrönt,
Auf klarer Stirn' der Reinheit Siegel,
Durch Anmuth jeder Zug verschönt.
Wenn oft im stillen Sieg der Klarheit
Amanda heiter vor mir stand,
Und ich der eig'nen Seele Wahrheit
In Deinem Ideal erkannt.
Wenn mir für jede Seelenregung
In Dir erklang verwandter Laut,
Als ob die innerste Bewegung
Mein Geist dem Deinen anvertraut.
Du gabst dem bangen Herzensschlage
Der Mutter einen Liebesklang,
Daß er wie einst der Ceres Klage
Aus Trauer sich zum Frieden rang.
Du wiesest nicht zum Küchenherde,
Uns in der Dienerinnen Schaar,
Doch auf die heil'ge Frühlingserde
An einen lodernden Altar.
Du warfst auf unsre strengen Pflichten
Die Glorie der Poesie,
Wir durften mit dem Herzen richten,
Verkünden was ein Gott uns lieh.
Du wolltest nicht, daß schlummernd bliebe
Der Funke, der da ruht in Nacht,
Weil Du erkannt, daß durch die Liebe
Des Weibes Genius erwacht.
Wenn aus dem Herzen Stuf' um Stufe

Sich unser Geist zum Lichte ringt,
Befreiet von der Liebe Rufe,
Den alten finstern Wahn bezwingt.
Wenn uns're Seelen sich verbindet
Des Mannes forschender Verstand,
Das Licht sich zu der Wärme findet,
Auflodert in der Liebe Brand,
Wenn an der Geister Heiligthume
Nicht mehr vergebens pocht die Frau,
Dann blüht der Liebe Wunderblume
Noch herrlicher auf deutscher Au',
Dann wird erfüllt das leise Ahnen,
Das oft in meiner Seele klingt,
Das jetzt prophetisch Deinen Manen
Dies Unterpfand der Hoffnung bringt.

Louise von Ploennis.

Ein Blatt zu Schiller's Lorbeerkranz.

Und soll auch ich ein Blatt zum Kranze reichen,
Den Freundeshand um Deine Schläfe windet?
Ich zög're, hoher Geist; denn sieh', es schwindet
Geringe Kraft vor Deinen Siegeszeichen.

Doch soll auch meine Hand zurück nicht weichen,
Wo Deutschland Dir, vereint den Tempel gründet,
Wenn man zum Siegeskranz den Lorbeer bindet,
Darf auch ein schwaches Blatt hinein sich schleichen.

Schön ist's, des Mannes Ruhm laut zu verkünden,
Deß Herz und Geist, wie Perl' und Edelstein
Für Deutschland strahlt, in herrlichem Verein.

Sie krönen Dich, weil sie Dir nachempfinden
Die unvergänglich hohe Dichtergluth,
Die in Granit, in Deinen Werken ruht.

(†) Thekla von Gumpert.

„Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.“

Diese Worte Schillers aus seiner Glocke haben schon mehrfach Anlaß gegeben zu einigem Zweifel an des Dichters wahrhaft freier politischer Richtung. Manche großen Verehrer Schillers finden selbst heut zu Tage noch Anstoß daran und können dieselben mit dessen Schriften unmöglich in Einklang bringen; es wiederstrebt indessen ihrem Ehrfurchtsgefühl für den Dichter, sich darüber zu äußern, weßhalb sie es dann für das Beste halten, diesen kleinen Stein des Anstoßes ganz unberührt zu lassen. Wir selbst bekennen uns zu den wärmsten Freunden Schillers und zählen uns unter seine größten Verehrer. Es ist aber gerade unsere hohe Verehrung für den Dichter, welche uns dazu antreibt, diesen anstößigen Worten eine nähere Betrachtung zu widmen, weil dieselben doch so vielfach das Gespräch bilden unter dem Publikum und Schillern das Publikum Alles galt, wie er bei der Ankündigung seiner Zeitschrift „Rheinische Thalia“ im Jahre 1784 sich ausdrückt, indem er dort sagt:

„Das Publikum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm Allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich.—Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Anspruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appelliren, als an die menschliche Seele. — Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr war, als seine Werke — und gerne gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser Thalia meine vorzüglichste Absicht war, zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen.“

Sind wir dieser Erklärung zufolge es Schillern, der sich ebenso großmüthig als vertrauensvoll vor den Richterstuhl der Oeffentlichkeit stellt, nicht pflichtgemäß schuldig, jeden, auch den leisesten Anstoß, den das Publikum an irgend einem seiner poetischen Produkte zu finden glaubt, wenn möglich, zu beseitigen, zumal wenn dieser Anstoß die Tendenz des Richters berührt und dessen freies Prinzip in Frage zu stellen geneigt ist.—Wir dürfen begreiflich nicht und am allerwenigsten beim Dichter, gewisse Worte aus einer zusammenhängenden Periode herausreißen und sie dann, was leider zuweilen geschieht, für sich allein als einzelnstehend auslegen, ohne den damit zusammenhängenden Gegenstand der Behandlung in Betracht zu ziehen. So

bildet auch hier fragliche Strophe bloß den Nachsatz als Folgerung zu dem in enger Verbindung damit stehenden Vordersatz:

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten."

und ist somit die ganze Redeweise mehr eine Art allegorische, verwoben mit der ernsten Betrachtung über ein im Aufruhr befindliches Volk, das ohne leitendes auf humane Gesetze gestütztes Prinzip in planloser Empörung sich erhebt und in zügelloser Roheit sich seinen wilden Leidenschaften überläßt. — Was wir aber namentlich nicht außer Acht lassen dürfen, sind die sehr wichtigen Nebenumstände der damaligen Zeitgeschichte, welche unstreitig tief auf den Dichter einwirken mußten.

Bekanntermaßen schuf Schiller sein „Lied von der Glocke" zur Zeit der französischen Revolution, wo die Gräuel, verübt unter dem Regimente der Blutmenschen, Robespierre, Danton, Fouché, Marat u. a. noch in ihrer fürchterlichen Frische waren, wo rohe Willkühr das Staatsrude führte, wo unter dem Deckmantel der Volksfreiheit allem Gesetzlichen frechen Hohn gesprochen wurde, wo unter dem Geschrei: „Freiheit und Gleichheit" tausende von unschuldigen Opfern auf der Guillotine hingeschlachtet wurden und unter dem Titel „Republikanismus" die grausamste Despotie und Tyrannei offen ihr Unwesen trieben. Es kann daher wohl kaum noch ein Zweifel obwalten, daß Schiller zum Niederschreiben dieser Strophen sich durch den traurigen Anblick der brutalen Gewaltthaten der französischen Schreckensherrschaft veranlaßt gefunden. — Dort sehen wir das sich selbst befreite Volk im gräßlichsten Wahne, wie es gleich einem entfesselten Element, Schandthaten auf Schandthaten häuft, wie es das erlangte hohe Gut der Freiheit mit profaner Hand entweiht, ja sogar schändet und dieses dem Lande dadurch statt zum Heil, ihm zum Fluch und Verderben wird.

Wie konnten jene großen und ernsten Ereignisse an den Augen des sich namentlich mit der Geschichte stark beschäftigenden Schiller vorübergehen, ohne auf ihn den empfindsamsten Eindruck zu machen. Folgte doch ganz Deutschland in fast fieberhafter Aufregung den französischen Freiheitsbewegungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, indem es nicht daran zweifelte, daß diese in ihren Folgen für die deutsche Nation von den segenreichsten Wirkungen werden müßten. Statt dessen aber waren deren Früchte von der traurigsten Art und brachten sie mit Schiller noch manchen bitter enttäuschten Freiheitsfreund zu der festen Ueberzeugung, daß die Freiheit nur dann eines Volkes Wohlfahrt befördern könne, wenn, auf solide Grundlagen aufgebaut, sie nicht aus der Hefe, sondern aus den Besten und Edelsten des Volkes ihre Kämpfer und Vertheidiger findet.

War nicht Schillers Leben selbst ein beständiges Ringen nach individueller Freiheit? Es wäre Schillern ein Leichtes gewesen, sich den ihn umge-

benden drückenden Verhältnissen, in die er eingeengt war, zu entwinden und sich eine glänzende Stellung zu sichern, hätte er sich in dem Kreise der sogenannten Großen dieser Welt bewegen wollen. Allein dies widerstrebte seinem Freiheitssinn und er zog es vor, dem Volke, aus dem er entstammt, ganz anzugehören, dessen Liebe ihm höherer Lohn war als Fürstengunst. Beseelt, wie Schiller es war von der innigsten Kindesliebe und Angesichts der beschränkten Umstände seiner Familie, bedurfte es mehr als gewöhnlichen Dranges nach Freiheit, die Stimme seines Herzens dem Streben nach Unabhängigkeit unterzuordnen und es vorzuziehen, mit den Seinen kümmerlich zu leben und seine Ideen frei vor die Welt bringen zu können, als umgeben von äußerm Glanze, dieselben dem Geschmacke und Gefallen der gekrönten Mächtigen anzupassen.

Wie kann ein nach persönlicher Freiheit ringender Geist anders als das höchste Glück eines Volkes ebenfalls in dessen Freiheit sich denken? In Schiller's unsterblicher Dichtung sind auch die Grundideen wahrer Freiheit vielfältig niedergelegt und darin vor Allem aber in seinem „Wilhelm Tell", worin er dem von jeder unmoralischen Handlung unbeflecktem Sieg der Freiheit ein Denkmal errichtet hat, das an Erhabenheit und Würde vergebens seines Gleichen sucht. Hätte Schiller auch weiter nichts geschrieben als nur seinen „Tell", so wäre dieses Werk für uns allein schon hinreichend, ihm die Palme als erstem Freiheitssänger zuzuerkennen, und selbst weniger noch hinsichtlich der Wahl des historischen Stoffes, als vielmehr wegen der durch das ganze Schauspiel herrschenden gediegenen, freien Sprache, in der so zu sagen fast jeder Gedanke vom Hauche der Freiheit durchweht ist. Bedenken wir zudem, daß Schiller selbst nie in der Schweiz war, also weder Land noch Volk aus eigener Anschauung kannte, so gewinnt sein Drama als Freiheitsgesang noch mehr an Bewunderung, indem Schiller, wie allbekannt, zum größten Theile bloß aus den Mittheilungen seines ebenbürtigen Zeitgenossen Goethe, der bei seiner Schweizerreise die geschichtlichen Beiträge sammelte, dieses große Meisterwerk geschaffen, das an getreuer Zeichnung unübertrefflich ist und worüber sein Freund Goethe selbst in das lebhafteste Staunen ausbrach. Nicht eine wilde Empörung, oder einen tobenden Volksaufruhr besingt der Dichter in seinem „Tell". Nein, Schiller hat das schönste Erzeugniß seiner poetischen Kraft und Größe den männlichen Thaten eines durch rohe Willkühr unterdrückten und in seinen heiligsten Rechten sich verletzt fühlenden harmlosen Hirtenvolkes gewidmet, das in ruhiger und ernster Besonnenheit die Fesseln einer Zwingherrschaft abschüttelt und bei dem die *moralische* Kraft die schwächere *physische*, gegenüber einem weit überlegenen, mächtigen Feinde, mehr als ersetzt. Sich innerhalb der Schranken der Thatsachen haltend, schildert uns der Dichter das auf den edelsten Grundlagen aufgebaute Befreiungswerk jener einfachen aber männlich stolzen Alpenbewohner

mit einer Fülle erhebender Gedanken, deren Schönheit und Adel unsere Begeisterung für die dort besungenen ruhmwürdigen Handlungen auf's Höchste steigert.

Ist es wohl bloße Laune des Zufalls, daß Schiller in seinem reifsten Alter und angelangt auf dem höchsten Glanzpunkte dichterischer Größe seinen „Wilhelm Tell" geschrieben? — Der Gedanke, seine politischen Grundsätze der Welt und speciell der Deutschen Nation zu offenbaren, mag Schillern wohl jahrelang beschäftigt haben. Und wie konnten diese Grundsätze eine höhere Weihe erhalten, als durch Verflechtung derselben mit der thatenreichen Geschichte der anspruchslosen Gründer einer aus den reinsten und edelsten Trieben hervorgegangenen Volks-Freiheit!

Schiller's „Wilhelm Tell" kann daher mit Recht als eine Mahnung an's deutsche Volk betrachtet werden, diesem noch vor seinem Tode als unschätzbares, heiliges Vermächtniß gewidmet! Tausende haben sich daran erquickt und Tausende werden noch Erquickung daraus schöpfen!

Wenn Schiller in seiner „Glocke" sich also ausdrückt, daß durch Selbstbefreien der Völker die Wohlfahrt nicht gedeihen könne, so ist augenscheinlich eine aus unsaubern Elementen hervorgegangene Freiheit verstanden, welche, auf keine soliden Grundsätze basirt, stets in Anarchie ausarten wird. Dies zeigt bloß, daß unser Schiller die Freiheit als das kostbarste Kleinod der Völker ansah, das eben einer steten sorgsamen Bewachung bedarf, indem es oft weniger schwierig ist, die Freiheit zu erkämpfen, als sie zu erhalten und rein zu bewahren.

Was bedarf es übrigens noch einer weitern Beleuchtung der unserer kurzen Betrachtung zu Grunde gelegten Worte Schiller's aus seinem „Lied von der Glocke"! Finden wir doch anderswo durch den Verfasser selbst die beste und schönste Aufklärung darüber, nämlich in den wenigen Stanzen, mit welchen der Dichter ein Exemplar seines „Wilhelm Tell" an den damaligen Kurfürsten Erzkanzler übersandte, woraus die Lebensansichten Schiller's wiederum auf's Klarste und Gründlichste hervorleuchten, indem er in so ergreifender Weise sagt:

„Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien,
Und wilde Wuth die Kriegesflamme schürt;
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,
Den Anker lös't, an dem die Staaten hängen
— Da ist kein Stoff zu freudigen Gesängen."

„Doch wenn ein Volk, das fromm die Heerden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet
— Das ist unsterblich und des Liedes werth.
Und solch' ein Bild darf ich Dir freudig zeigen,
Du kennst's, denn alles Große ist Dein eigen.

Philadelphia. P. J. Wildberger.

Für die Indianer.

Kinder Manitou's, ich las
Gern von euch in frühern Tagen,
Von den schlanken Chippewa's
Und den listigen Osagen;
Jagt' im Traum auf der Prairie
Mit dem letzten Mohikaner,
Mir erzählte spät und früh
Die geschäft'ge Phantasie
Nur von euch, ihr Indianer.

Und jetzt mach' ich wirklich halt
Wo ihr manchen Kampf gestritten,
Euer Kriegsruf einst erschallt
Und ihr Schmach und Tod erlitten:
Ja, ich steh' am Delawar'
Trüben Wassers rauschend fließt er,
Dieser Stein war ein Altar,
Hier, die Federkron' im Haar,
Stand der Häuptling, euer Priester.

Hier war euer Jagdgrund; hier
Tanzten nächtlich eure Braven,
Einst, im grünenden Revier,
Konntet ihr hier ruhig schlafen;
Hier in diesem kühlen Grund
Haben eure weisen Alten
— Während deß von Mund zu Mund
Ging die Pfeife in die Rund' —
Rath für Stammes Wohl gehalten.

Urwald du! vernimm den Schwur,
Und er halle durch dein Schweigen:
Darum folgt ich ihrer Spur,
Darum will ich dich zum Zeugen,
Daß ich recht, wie ich gewollt,
Meine Lanze für sie brechen,
Daß ich — nicht in Gunst und Sold —
Mit des wahren Wortes Gold
Für Zertretene will sprechen.

Brich, o brich mein Lied die Bahn,
Zündend, in die harten Herzen;
Gegen Spottes schlimmen Zahn
Sei gepanzert, fest und erzen:
Kämpf' für diese treu und brav
Gegen jenen Mammon Riesen,
Die sein Schwert zerschmetternd traf,
Die doch „lieber todt als Sclav',"
Stehen — für Columbias Friesen!

Mag die Welt auch manchen Greu'l
Jetzt auf eure Schultern bürden:
Wie ihr Nachts mit Wuthgeheul
Stürmt des Pflanzers Haus und Hürden,
Nicht vergeß' sie was geschah
Zu der Zeit der Lederstrümpfe,
Und noch heut'gen Tages, ha!
Hetzet man in Florida
Euch mit Hunden in die Sümpfe.

Nicht mehr kann man flink und froh
Auf des Hirschen Fährt euch finden,
Und es wird der Buffalo
Selten schon in euren Gründen;
Stets von Nord' und Süd' herbei
Drängen sich die weißen Christen,
Eure Krieger, stark und frei,
Fallen unter ihrem Blei,
Eure Weiber ihren Lüsten.

Tief gebeugt, und doch der Sinn
Trutzig, — wie bei echten Helden —
Schwindet ihr; des Moccasin
Spur wird bald euch nicht mehr melden;
Kleiner, wie das Jagdgebiet,
Wird die Anzahl eurer Speere;
Oft erklingt das Todtenlied,
Und von eurem Wigwam sieht
Man hinab zum stillen Meere.

Mit des ersten Spaniers Hauch
Kam der Fluch zu eurem Volk,
Und der Friedenspfeife Rauch

Ward für euch zur Wetterwolke;
Und ihr mußtet, bis auf heut'
Stets dem Blaßgesichte weichen,
Bis sie in die Wildniß weit
Euch verdrängt — am Pfad zerstreut
Eurer Ahnen Knochen bleichen.

Nicht dem Neger gleichend — nie
Wollt ihr euch an's Joch gewöhnen;
Der Mustang auf der Prairie
Gleicht euch freien Waldessöhnen,
Der, wiewohl vergeblich, schnaubt
Los zu sein des Lassos Flechte,
Also, eures Reichs beraubt,
Stehet ihr mit stolzem Haupt
Heut' noch ein für eure Rechte.

Armes Volk! der Christen Schwert
Hat noch andre tiefe Scharten!
Wo es sengend niederfährt
Darfst du nimmer Heil erwarten;
Was gilt Tomahawk und Speer
Gegen ihrer Fahnen Wehen?
Wie das Laub im Wald umher,
Wie die Well' im wilden Meer,
Wirst du schweigend untergehen.

Brooklyn, L. J.

Th. Schuckhart.

Vor dem Dorfe.

Die Nacht war still; es schlief das ganze Dorf,
Ein milder Friede lagert auf den Dächern,
Nur dann und wann ein Ton, ein heller Klang,
Drang aus der Schenke her von späten Zechern;
Die Pappeln rund dem Markt, im lauen Wind
Kaum neigten sich, gleich läss'gen Riesenfächern,
Die Sternlein hielten funkelnd ihre Wacht:
Demanten auf dem schwarzen Kleid der Nacht.

Den schmalen Weg zum nahen Forst hinab,
Hinaus vor's Dorf zwei junge Seelen zogen:
Er hielt — der Pfad war jäh — ihr Händchen warm
Und lebensfrisch, und seine Pulse flogen;
Wie träumend schritt die Maid, ihr Busen wallt,
Sie glüht, und schämig war ihr Haupt gebogen:
Rings finster — kein's erzählte was es sann,
In ihnen aber brach der Morgen an.

So kamen sie zum dufterfüllten Hag,
Ein Schloß, mit keines Königs zu vertauschen;
Der Liebe Priesterin, die Nachtigall,
Noch fernher sang! sie blieben stehn zu lauschen;
Er schlang den Arm um sie: „wie lieb' ich dich!"
Still segnend all' die grünen Wipfel rauschen. —
Am Morgen blühte eine Rose roth
Dort, wo sie ihm zuerst die Lippen bot.

Brooklyn, N. Y.

Th. Schuckhart.

Wen hold die Kunst auf seinem Erdengang
Mit ihrer schönsten Priesterbind' umschlang;
Wen Poesie zum Liebling eingeweiht,
Sein Wirken Leuchten der Unsterblichkeit:
Der fühlt in sich den lebensvollen Lohn,
Daß er sich selbst erbaut den ew'gen Thron;
Und ob der Schöpfer auch in Staub zerfiel,
Die Schöpfung selbst ist seines Geists Asyl:
So lebt Gedanke, Seele, Phantasie,
Der Bilder Glut, der Worte Melodie
Vererbend fort — unsterblich — ewig jung,
Ein Frühroth in der Zeiten Dämmerung.

(†) Adolf Böttger.

Einer deutschen Auswandererschaar.

Sagt an, was treibt euch in die Weite,
Hin in die Fremde, alt und jung?
Beginnt denn wirklich eine zweite
Gewalt'ge Völkerwanderung?
Von Preußens Mark, von Hessens Auen,
Von Sachsens elbdurchschnittner Flur,
Von Schwabens fruchtbelad'nen Gauen,
Zieht eurer Räder tiefe Spur.

Nicht klagend, wie einst die Teutonen
Zerstoben vor der Römer Schwert,
Zieht ihr die Bahn in fremde Zonen:
— **Mit Singen** laßt ihr Haus und Herd;
Was klagen auch? nicht steht in Lohen
Eu'r Erbe, nicht in Schmach und Spott
Flieht ihr, wie jüngst die Väter flohen
Vor Bonapart! dem Schlachtengott.

Ihr wandert, wie die Störche wandern;
Der Herbst des Ostens kam heran,
Gen Westen folgt ihr tausend andern,
Dort ist der Mann ein freier Mann!
Ihr ziehet wie die Schwalben ziehen,
Mit Sing und Sang ein froher Zug;
Das Vaterland, in Sorg' und Mühen,
Hat ja der Streiter noch genug!

So Gott mit euch! auf allen Enden,
Wo immer ihr die Hütte baut,
Ihr mögt euch westwärts, ostwärts wenden,
Tönt voll und stark der deutsche Laut;
Wo fern am Cap die Brandung zischet
Tönt deutscher Krieger Waffenklang,
Und in den Schlag der Aexte mischet
Im Urwald sich der deutsche Sang.

Brasiliens Sonn' im Reisfeld bräunet
Manch' harte deutsche Bauernfaust,
Und deutscher Fleiß die Aecker zäunet,
Wo stolz der Mississippi braust;

Und dort wo in Australiens Schlacke
Das Gold der Gnom gefangen hält,
Schläft, neben sich die treue Hacke,
Der deutsche Miner sanft im Zelt.

Teut's Enkel forscht in Lybiens Wüste,
Verschmachtend fest in Staub und Brand;
Das Negerweib um Hals und Brüste
Schlingt wohlgefällig Nürnbergs Tand;
Der Südseeinseln Palmenhaine
Beschirmen manch' verliebtes Paar:
Sie braun und bloß, und **Er** vom Rhein,
Mit blauem Aug' und blondem Haar!

Ihr reicht mit Lachen mir die Hände,
Doch weiß ich, wenn ihr stecht in See,
Daß jedes Aug' sich rückwärts wende,
In Thränen, und im Herzen weh;
Dann taucht — **und nicht zum letztenmale,**
Der Heimath Bild vor euch zur Höh'!
Dann leert ihr ganz die bittre Schaale
Der Trennung, — doch Ade! Ade!

Brooklyn, N. Y.

Th. Schuckhart.

Zur Jubelfeier.

Wem ertönen heut' der Glocken helle Klänge,
Wem nur gilt der Menge frohes Jubellied?
Und was will des Volkes dicht Gedränge,
Das im Festtags-Schmucke durch die Straßen zieht?
Gilt es einem Großen dieser Erden?
Ist ein Fürstenkind geboren heut?
Ist's ein Sieg, der soll verherrlicht werden?
Ist ein Kirchenfest wohl an der Zeit?
Nichts von Allem. — Keine Fürstenkrone
Schmückte den, dem heut' die Feier gilt.
Ihm dem einfach' deutschen Volkes-Sohne
Glänzt bei der Geburt kein Wappenschild.

Einem Genius, dem Deutschen Volk geboren,
Einem Mächt'gen in des Geistes hehrem Reich,
Einem Dichter-Fürsten, auserkoren
Zu beglücken Alle, arm und reich;
Ihm gebühret heut' des Festes Krone,
Ihm der Herzen frohbewegter Schlag.
Hundert Jahre sind's, daß diese Sonne
Ihren Lauf begann am heut'gen Tag. —
Unerkannt, in tief bescheid'ner Stille,
Wie ein and'rer armer Erdensohn,
Zeigte er doch seines Geistes Fülle
In des Jüngling's eigner Weise schon.

Mächtig regte sich in seinem großen Herzen
Jener Götterfunke, der die Nacht bezwingt,
Der zu lindern sucht des Volkes Schmerzen
Nach der Freiheit, als dem Höchsten, ringt.
Als das erste Bangen überwunden,
Als sein Dichtergeist sich Bahn erkämpft,
Und im Hochgefühl' die Kraft empfunden,
Deren Wirkung kein Verbot mehr dämpft;
Da beschloß, dem deutschen Volk zu weihen
Ganz, er seines Riesengeistes Macht,
Es von seinen Fesseln zu befreien,
Zu erlösen aus der Knechtschaft Nacht. —

Nimmer konnte seines Fürsten Wort ihn halten,
Der den Genius im Flug' zu hemmen denkt;
Reicher mußte sich sein Geist entfalten,
Wo kein Druck von oben die Gedanken lenkt.
Da, im heimeligen Freundeskreise
Und in gleichgesinnter Seelen Bund,
Da erst gaben sich in frommer Weise
Seiner Muse reine Klänge kund. —
Wie ein schön' harmonisch' Glockenläuten
Schließt er auf der Herzen inn'res Sein
Führet, fern von Mannes Kampf und Streiten,
In der Ideale heil'ge Welt uns ein.

In dem Reiche des Gefühles stillem Walten
Zündet heil'ge Flammen er im Herzen an,
Führet, in verschiedensten Gestalten,

Himmelskinder auf der Welten Bahn.
Leise öffnet er die Weihepforten,
Der tief innersten Gefühle Schrein;
Läßt erschauen uns in zarten Worten
Trauter Heimath Glück, so hold und rein.
An der Alten schönsten Musetönen
Frischt er unsre Seelen wieder auf,
Daß der lang verschloss'ne Born des Schönen,
Der erstarrte, komm' in flüss'gen Lauf.

Doch, wie er der Frauen segensreiche Milde,
Und ihr Wirken auf der Männer härter'n Sinn,
Uns entgegenführt in sinnig zartem Bilde,
Lenkt er dann die Kraft des Geistes hin
Auf die Bahn, die Denen vorgezeichnet,
Die der Menschheit Heiligstes empfah'n,
Denen, was zum Menschenwohl sich eignet,
Höh're Offenbarung aufgethan.
Freiheitsklänge wehn durch seine Lieder,
Für der Völker Rechte tritt er ein,
Aus dem Staub empor hebt er die Brüder,
Lehrt sie Menschenwürde stark und rein.

Darum ist des Volkes Dichter er geworden.
Nicht nur in Palästen, in der Hohen Kreis;
Nein! all' überall lauscht man den Worten,
Auch des Armen Hütte tönt von seinem Preis.
Wo das deutsche Volk sich Weg gebahnet,
Wo ein deutscher Sinn sich stark erhielt,
In der Wildniß, wo noch kaum geahnet,
Deutscher Fleiß ein Resultat erzielt;
Tief im Süden, fern im hohen Norden,
Ost und West, wo deutsche Zunge klingt,
Drin im Urwald, wo er Herr geworden,
Wo der Deutsche seine Lieder singt;

Da ertönt des großen Meisterdichter's Ehre
Jetzt, nach hundert Jahren, da sein Stern ging auf.
Festlich klingen allwärts Jubelchöre,
Voller, mächt'ger nur, durch der Zeiten Lauf.
Monumente steigen aus der Erde
Zu verherrlichen den Dichtergeist;

Daß den Völkern offenbar es werde,
Wen die Nachwelt über alle preist.
Während ird'sche Größ' dem Staub verfallen,
Mächtige vergessen sind und klein,
Wird der große deutsche Dichter Allen,
Schiller, ewig und unsterblich sein.

Rudolf Koradi.

Nach dem Lesen von Schiller's und Körner's Briefwechsel.

Mit stiller Rührung end' ich diese Briefe,
Die mich mit hoher Achtung reich erfüllt,
Begeistert blick' ich in der Herzen Tiefe,
Die sich hier öffnen frei und unverhüllt;
Ich folgte ihnen auf des Lebens Wegen,
Es trat vor's Auge mir ihr volles Bild
In seinem ganzen unermess'nen Segen,
Erhaben, edel, menschlich strebend, mild.

So schreibt der Freund dem Freunde aus der Seele,
Die keine Falte für den Bruder hat,
Daß auch die Schwäche selbst sich nicht verhehle
Ergießt sie sich vertrauend auf das Blatt:
So kettet Höheres sich dem Geringen,
Um eben recht des Lebens Bild zu sein,
Und volle Wahrheit ihrem geist'gen Ringen
Im Wechselspiel der Künste zu verleihn.

Ich lebte mit Euch, brüderliche Geister,
Die ihr hier wieder lebend vor mir steht,
Wo zwanzig Jahre lang der Dichtkunst Meister
Nun Hand in Hand mit seinem Körner geht.
Ich sah Euch streben, sammeln, wirken, schaffen,
Einander stützen durch die That, das Wort,
Ich sah Euch führen Eure guten Waffen
Und kämpfen für der Wahrheit Geisteshort.

Habt Dank für all die ernsten schönen Stunden,
Die mir im Lesen Eurer Briefe floh'n!
Mit Euch hab' ich der Freundschaft Werth empfunden
Mit Euch des muth'gen Ringens hohen Lohn,
Ich hab' gelernt wie mühsam Du zum Ziele,
Erhab'ner Dichter! Deines Schaffens drangst,
Und daß Du wahrlich nicht im leichten Spiele
Den Lorbeer Deines hohen Ruhms errangst.

Ich hab' erfreut mich, wie mit freiem Sinne
Ihr unbefangen Euer Urtheil ließt,
Und weder zu Befehdung noch Gewinne
Geringer schätztet oder höher prießt.
Euch störte nicht der Mißgestimmten Schelten,
Noch blendete Euch selbstgemachter Ruhm,
Ihr lebtet nur im Blick auf höh're Welten
Wo ächte Größe Geistereigenthum.

Empor nun aufgeschwungen zu den Sternen
Habt Ihr Euch Beide als die Stunde schlug,
Die Euch, das Tiefgeahnete zu lernen,
Zur großen Weltenoffenbarung trug.
Dort fandet Ihr den Sinn der Hieroglyphe,
Die zu entziffern Keiner hier vermag.—
Wir aber lesen dankbar Eure Briefe
Und harren still dem Rufe: Es ward Tag.

(†) K. G. Th. Winkler.
(Theodor Hell.)

Schiller und die Schweizer Freiheit.

Wenn es wahr ist, daß große Männer ein Eigenthum nicht blos ihres engern Vaterlandes und ihrer Zeitgenossen, sondern der Menschheit im Allgemeinen sind, so dürfen wir, so weit die deutsche Zunge klingt, **Friedrich von Schiller**, diesen gefeiertsten Lieblings-Dichter Deutschlands, den Unserigen nennen; und es sei daher einer geringen Hand vergönnt ein anspruchsloses Blümchen zu dessen Ehrenkranze in diesem Album dankbar niederzulegen.

Den Schweizer, in welchem Winkel der Erde er immer leben mag, hat sich Schiller durch seinen **„Wilhelm Tell“** zum tiefsten Danke verpflichtet,

weil er darin die alte Schweiz wie sie war, in der Neuzeit auftreten läßt; weil die darin vorkommenden Hauptpersonen in ihren Reden und Handlungen die Gedanken und Gefühle ausdrücken, welche unsere biedern Altväter, diese einfachen Söhne ihrer erhabenen Bergnatur, in ihrem Dulden und Berathen, in ihrem Beschließen im Grütli und ihrem todesmuthigen Handeln auf dem Schlachtfelde beseelten; wodurch jene glaubens- und thatkräftige Zeit noch jetzt mahnend, einigend und für Freiheit und Recht begeisternd zu uns spricht; und weil Schiller durch seine poetische Zaubermacht sie so vor uns hinstellt wie sie einst sein mußte um Helden zu gebähren, von denen die alten Schlachtfelder der Schweiz noch heute zeugen. Wir fühlen es, die Personen, die in diesem herrlichen Drama redend und handelnd auftreten, sind keine Phantasiegebilde, es sind unsere leibhaftigen Altvordern, es sind unsere einfachen, glaubensstarken, thatkräftigen Tod verachtenden lieben alten Väter denen wir hier begegnen, welche das theuerste Vermächtniß ihrer Voreltern, die Freiheit, an welche Habsburgs tyrannische Herrscherwillkühr schon frevelnd ihre Hände gelegt hatte, wiedergewannen, und dieselbe, zwar mit Schweiß und Blut getränkt, aber eben darum desto geheiligter, auf ihre Enkel vererbten.

Recht eigentlich in das Herz der alten Schweiz, an die Ufer des Vierwaldstädter Sees, versetzt Schiller die Leser dieses trefflichen Nationaldramas, und beschreibt mit bewunderungswürdiger Genauigkeit und Wahrheit sowohl die Gegend als die Volkssitte; die Oertlichkeit, die Zeit und das Volk hat er meisterhaft aufgefaßt.

„Das Volk hat die uralte, angestammte und wohl verbriefte Freiheit im Familien- und Volksleben schon genossen. Habsburgs Ländergier möchte dieses Hirtenvölklein von dem deutschen Reichsverbande abreißen und seinen Erbstaaten einverleiben. Die, um die Erreichung dieses Zweckes anzubahnen, in das Land geschickten Vögte, greifen rücksichtslos mit tyrannischer Gewalt die heiligen Familienbande und die wohl hergebrachten Volksprivilegien an; der Einzelne findet kein Recht und keinen Schutz mehr, die frevle Lust der Vögte überschreitet die Schwelle des Familienheiligthums und mit diesen Heiligthümern ist das gesammte Vaterland in Gefahr.

Eine Schand- und Gewaltthat folgt der andern und steigert den gerechten Unwillen dieses schlichten Volkes immer höher. Entschlossene Männer treten zusammen, berathen die Mittel, dieses ungerechte und unwürdige Joch für immer abzuwerfen, und mit weiser Rücksicht und großer Mäßigung weisen sie der Entrüstung und dem Muthe des Volkes die rechte Bahn zur Erreichung dieses großen Zweckes an.

Der Unwille, die Verachtung, die Entrüstung, der Muth und die Kraft des Volkes gipfelt in der Person des Wilhelm Tell; wie anderseits die herzlose tyrannische Willkühr sich in Geßler personificirt. Tell, mit seinem Volke

in Gesinnung und Streben eins, und von Geßler schwer gereizt, macht der Tyrannei gerade in dem Augenblicke, als sie sich in der Holengasse eingeengt dem Flehen der Unschuld und der Noth gegenüber in ihrer abscheulichsten Abscheulichkeit zeigt, durch einen kühnen Schuß, der seinen sichern Pfeil in Geßler's Tyrannenherz trägt, ein Ende; — aus seinem Blute, wie der Phönix aus der glühenden Asche, geht die alte Schweizerfreiheit verjüngt hervor, ausgerüstet mit Kraft und Muth ihre Neugeburt zu besiegeln, was sie auch in den bald darauf folgenden Kämpfen blutend zwar aber siegreich gethan hat. Schiller's Idee ist zur Geschichte geworden, und Tell zum Symbol der siegenden Schweizerfreiheit."

Wie schön Schiller seine Idee zur Anschauung gebracht, kann nur der Schweizer recht fühlen, nur er, dessen Herz so innig mit der Schweiz verwoben ist, daß er, ob in Oregon oder Patagonia, in Sibirien oder Australien lebend, doch oft im Geiste auf den Schweizerbergen wandelt, wo einst seine Väter, mit Wenigem zufrieden und reich, harmlos ihre Heerden weideten, und in die Thäler und auf die Matten hinabsteigt, wo sie einst die ewig denkwürdigen Freiheitsschlachten geschlagen und diese armen Hirten die Macht stolzer Kaiser und Könige gebrochen haben—; von solchen Erinnerungen überwältigt, fällt er vor dem allgegenwärtigen Herrn der Heerschaaren, dem ewigen Beschützer der Unschuld und Freiheit, dankend nieder für die Großthaten, die er an der kleinen, armen, verachteten Schweiz durch diese schlichten Alpensöhne gethan, und aus der Tiefe seiner Brust tönt mahnend eine Stimme: **„Wo du auch seiest, sei deiner Ahnen würdig!"**

Joh. S. Keßler. Ein Schweizer.

Der Herold der Freiheit.

Ob **Schiller** der größte deutsche Dichter oder ob es **Goethe** war, mögen die Meinungen getheilt sein. Kein deutscher Dichter hat aber so mächtig auf das deutsche Herz gewirkt, indem er schon früh als Herold der **Freiheit** aufgetreten.

Zu seiner Zeit, wo bei den Meisten die wahre Idee der Freiheit noch im Hintergrunde der Poeten schlummerte, verkündigte er das Evangelium der Freiheit seiner Nation in jenen schwungreichen Gedichten, die uns alle entzücken, in jenen tiefgedachten Schauspielen, welche die civilisirte Welt bewundert. Er schrieb keine Zeile, welche nicht durch diesen Hauch der Freiheit belebt und erfrischt wurde.

Wie können wir daher Schiller besser ehren an diesem seinem hundertjährigen Geburtstage, als wenn wir in diesem Album das Gelübde niederlegen, auch der Sache der Freiheit, welche in Schiller den edelsten Vorkämpfer hatte, treu zu bleiben.

Die Stimmen der Deutschen Amerika's, den freisinnigen Ideen Schiller's folgend, müssen einen mächtigen Einfluß ausüben bei zukünftigen Fragen, die freien Institutionen dieses Landes betreffend.

Was hilft es uns, in edlen Gefühlen zu schwärmen, die der Dichter in uns erregt, wenn sie uns nicht zu Thaten anspornen?

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren,
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren,
Vor dem Sclaven, wenn er die Ketten bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht."

(Schiller's Worte des Glaubens.)

Dr. Carl Friedrich Neidhard,
geboren — **Bremen,** den 19. April 1809.

Die Huldigung.

Dir huldigen?! — Zum Lächeln ist es fast,
Nicht Du bist's, den so arme Klänge ehren;
Sie sind der Opferrauch der aufwärts steigt,
Ein Zeugniß, daß wir heil'ges Feuer nähren.

Dein Ziel war göttliche Vollkommenheit,
Und Deine Spur, für alle Zukunft, Segen,
Jetzt liegt wohl Deine klare Sonnenbahn
Weit ab von dieser Welt verworr'nen Wegen.

Im Liede aber lebst Du mit uns fort,
Und streitest mit in unserm Freiheitskriege;
Du weißt es nicht; doch hilft Dein Geist gewiß
Dem Heile unsers Vaterlands zum Siege.

Auch sagt man, und ich glaube es so gern,
Daß Liebe leicht Verständniß jenseits findet,
Sie sei im Himmel ja des Hauses Kind,
Die milde Kraft, die Stern mit Stern verbindet.

O, ist es so, dann kannst Du nimmermehr,
Verklärter, meinen Herzensgruß verschmähen,
Denn daß der Liebe Athem ihn durchweht,
Du wirst es wohl erkennen und verstehen.

(†) **Henriette Ottenheimer.**

An Schiller.

„Drei Worte nanntest Du, inhaltschwer,
„Sie gingen von Munde zu Munde,
„Doch stammen sie nicht von Außen her
„Das Herz nur gibt davon Kunde.
„Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
„Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.“

* * *

Drei der Blicke gibt's im Leben:
Wer die wagen darf getrost,
Wird nicht fürchten, wird nicht beben,
Wenn heran das Unglück tos't;

Wer in Ruh' kann rückwärts sehen,
Und nicht einer schwarzen That
Dunkle Spuren mag erspähen
Auf des Lebens ganzem Pfad;

Wer in sich den Blick kann wagen
Und sein Inn'res findet rein;
Wer ihn auf zu Gott kann schlagen
Gläubig zu dem Vater sein,

Der wird zittern nicht, — noch weinen,
Wenn heran die Wetter zieh'n,
Neu wird bald die Sonn' ihm scheinen,
Und die Wolken werden flieh'n.

(†) **Dr. Carl Falkenstein.**

Schiller's Ideale.

Ein Arabeskenkranz von der Golfküste auf den Festaltar.

Frohe Festesklänge laden
Heute jeden Deutschen ein,
Und auch von des Golfs Gestaden
Soll der Gruß erwiedert sein.
Blumen, wie vom Frost durchschauert,
Windet schüchtern meine Hand;
Und das Herz sich sehnt und trauert
Fern vom deutschen Vaterland.

Von des Golfes Fluth umgossen
Blühte einsam dieser Strauß,
Und ich griff ihn unverdrossen
Aus der Brandung mir heraus.
Auf mein Herz mit Blut und Zweigen
Ob die Brandung speit und wühlt;
Dieses sei dein Wahrheits-Zeichen
Was das Herz des Deutschen fühlt.

Noch ist nicht das Lied verklungen
Das mich schon als Kind umrauscht;
Ob ich unter fremden Zungen
Hart des Pilgrims Loos getauscht.
Ideale, hochgefeiert,
Zeigten mir das eitle Glück,
Und die Wahrheit stand entschleiert
In der Freunde Scheideblick.

In der Nacht am Lebenspfade,
Floh ich in das eigne Herz,
Durch die Wellen am Gestade
Schaut ich sehnend heimathwärts.
Wohl war dort ein Ausgang offen
Und ein Segel stand geschwellt,
Und im Glauben, Lieben, Hoffen,
Ahnt ich eine bessre Welt.

Mit den Genien liebverschwistert
  Blieb der Gram mir unbewußt;
Was mir **Thekla** tröstend flüstert
  War wie Balsam meiner Brust.
In des Abends kühlem Hauche
  In der Mitternächte Ruh,
Lachte mir ihr Geisterauge
  Hold ein Angedenken zu.

Timur's Treue trägt im Wallen
  Einen herben, schweren Stab,
Kalaf glücklich unter Allen
  Nimmt ihn einst dem Vater ab.
Fern von hoch bereister Firne
  Reißt sich die Lawine los;
Und im Thal mit freier Stirne
  Mustert **Tell** das Pfeilgeschoß.

Zischend vom bedrängten Herzen
  Reißt sich der beschwingte Pfeil,
Dem Tyrannen bringt er Schmerzen
  Den Bedrängten — Glück und Heil.
Weit wo der Ocean brandet,
  Hinter jed' bemostem Stein,
Sollte wo ein Freier landet,
  Eine Hohle-Gasse sein.

Schiller's heh're Ideale
  Winken aus verklärten Höh'n:
Um des Todes düstre Male
  Wird einst die Verklärung stehn.
Plato's Hirn, in Dunst-Atomen
  Mags den Erdball selbst durchzieh'n;
Oder in den Palmenkronen
  In bethauten Blüthen glüh'n!

Glücklich, wer im Glauben, Lieben,
  Sich die beff're Welt versöhnt,
Und im ungebeugten Hoffen
  Sich dem Erdentrost entwöhnt.
Julius, ja, wir werden leben
  Sieh, die Wahrheit strahlt im Licht,
Das auf Tabors Felsenhügel
  Mitten aus dem Himmel bricht.

Hingesunken liegt der Jünger,
Er erträgt die Glorie kaum;
Und für aller Himmel Himmel
Ist auf einem Felsen Raum.
Keiner Dichtung Kraft und Klarheit
Singt was dort der Fischer sah,
Keine Kraft von Wort und Wahrheit
Redet aus was dort geschah;

Als die Löwenhand sich reckte
Und den Hingesunknen faßt;
Der wie aus dem Traum Erweckte,
Schaut des Himmel's sel'gen Gast.
Doch der Meister in der Mitte,
Zeigt mit aufgehobner Hand,
Was im Bunde nur der Dritte
Und kein Fremder je verstand.

Und so zieh'n uns Ideale
Aus dem Erdenthal empor;
Bei dem Mahl im Kidronsthale
Oeffnet sich des Himmels Thor.
Was sie gläubig da empfunden
Bleibt der Menge unbewußt;
Wo die Falschheit erst verschwunden
Ruht die Liebe an der Brust.

Solch ein Kelch heilt alle Wunden
Und die Liebe wählt ihr Theil,
Und des Mittlers Todesstunden
Sind der Menschheit Glück und Heil.
Horch! Die Oster=Psalmen rauschen
Durch das festlich helle Haus!
Still mein Herz! — — Um hier zu lauschen
Zieh zuerst die Schuhe aus.

Galveston. (Texas.)

Peter August Moelling.

Schiller's Schwabenstreich.

Bewährt zu allen Zeiten
Hat sich der Schwabe ächt,
Hat ruhmvoll sich erworben
Ein schönes Ehrenrecht:

Im Kampf voran zu tragen
Das Banner deutschen Reichs,
Dem Feind vorab zu zeigen
Die Art des Schwabenstreichs!

Deſſ' hat der edle Kämpe,
Der Schiller, wohl gedacht,
Als er sich hat gerüstet,
Zur großen Geisterschlacht.

Als er voran sein Banner
Ließ flattern frei und hoch,
Als er mit seinen Liedern
Von Sieg zu Siegen flog!

Heil ihm und allen Söhnen
Des ganzen deutschen Reichs!
Und Heil der That, dem Geiste,
Dem Ruhm des Schwabenstreichs!

(†) **F. G. H. Rustige, Maler.**

An Schiller.

Wir erklimmen die Berge, zu schau'n in die Ferne,
Wir erforschen durch Gläser die höchsten der Sterne,
Doch ist noch von keinem Seher erkannt
Das jenseits der Gräber gelegene Land.
Verstummet das Wissen, verbleibt uns der Glauben,
Den kann keine Macht der Erde uns rauben,
Den lehrt uns Dein Lied in begeisternden Tönen
Zum Hohen und Guten, zum Edlen und Schönen!

(†) **K. Th. von Küstner.**

POETA NASCITUR NON FIT.

Der wahre Dichter ist demnach geboren, nicht gemacht, und er ist in einem ganz eigentlichen Sinne ein Geschöpf Gottes. Seinen erhabenen Beruf bringt er mit sich in die Welt. Seine Anlagen sind sein Freibrief, und keine fürstliche Macht kann ihn annulliren. Dichten muß er und kann nicht anders. Zum Advokaten oder Arzt mag man ihn bilden; aber Dichter ist er schon. Und wenn er auch Prozesse führt, oder Kranke pflegt, so sammelt er doch immer, und von Allem, Honig für einen süßen Gesang. Das Bewußtsein, daß er berufen ist, seinem Zeitalter schöpferisch zu dienen—denn er ist ja Ποιητής—überwältigt ihn,—er übt keine Wahl. Es glüht in seinem Innern das Feuer der Poesie, und kein Wasser kann es löschen. Zum Dichten zwingt ihn ein geheimes, mächtiges Gesetz, dem er noch weniger widerstehen kann, als die Nachtigall dem Trieb zum Singen. Und dennoch singt er nicht wie ein Gefangener, in Ketten, sondern findet seine süßeste Freiheit darin, daß er sich diesem innerlichen Drange gerne hingiebt.

Nicht für sich selbst aber arbeitet der echte Dichter, sondern für die ganze Menschheit. Vergnügen mag er wohl in seinem Fache finden, aber das ist nicht das Ziel seines Strebens. Er lebt und wirkt für Andere. Deshalb wird er sich stets bemühen, seine Anlagen so zu entwickeln, und sein Talent so anzuwenden, daß der erhabene Zweck seiner Kunst auf eine würdige Weise befördert wird.

Und mögen wir nicht Schiller in allen diesen Beziehungen als das eigentliche Musterbild eines Dichters betrachten? Man vernehme hierüber sein eigenes Geständniß und die hohen Forderungen, welche er an die Dichtkunst gestellt hat:

> „Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unserer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nothwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt. Sie allein kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophirenden Verstande widerfahren kann, über dem Fleiß des Forschens den Preis

seiner Anstrengungen zu verlieren und in der abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu sterben. Aus noch so divergirenden Bahnen würde sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurecht finden und in ihrem verjüngenden Lichte der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. * * * Dazu aber würde erfordert, daß sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll, daß sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen mache. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschen aufhäuften, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmuth sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln und mit idealisirender Kunst aus dem Jahrhundert selbst ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setzt voraus, daß sie selbst in keine andere als gebildete Hände fiel. So lange dies nicht ist, so lange zwischen dem sittlich ausgebildeten, vorurtheilsfreien Kopf und dem Dichter ein anderer Unterschied stattfindet, als daß letzterer zu den Vorzügen des ersteren das Talent der Dichtung noch als Zugabe besitzt, so lange dürfte die Dichtkunst ihren veredelnden Einfluß auf das Jahrhundert verfehlen, und jeder Fortschritt wissenschaftlicher Cultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern." — Schiller, Ueber Bürger's Gedichte.

Philadelphia, September 26, 1859.

Bomberger.

Schiller's Vaterland.

Wer sich des Muths erkühnt zu singen und zu klagen
Dein Weh, o Vaterland, und deins, o Menschenherz,
Wer die Lawine wälzt der Schicksalsräthselfragen,
Bald fliegend himmelauf, bald stürzend höllenwärts,
Der horche nimmer auf, wo Späne von Philistern,
Mit schalem Spott bespritzt, durch Himmelsflammen knistern.

Hat Einer der Welt prometheische Flammen zugetragen, so trug sie Deutschlands idealischester Dichter. Sein unsterblicher Name ist auch oft angespritzt worden und wird es zuweilen noch; aber die Flammen, die er ausgesäet hat, werden brennen und leuchten, so lange deutsch noch ein Name ist.

(†) Ernst Moritz Arndt.

Schiller und Goethe.

Heute, wo wir die Opfer des Dankes zu dem Allvater hinaufsteigen lassen, schweben recht lebhaft die Bilder der Jugend, Liebe und Freundschaft an uns vorüber. Sind sie ja mit Schiller, seinem Streben und Wirken so innig verwebt! — Während wir frohbewegt die Feier seiner 100jährigen Geburt begehen, gedenken wir mit Stolz und Freude des Freundschaftsbundes zweier erhabener Gestalten, die uns so manches Herrliche, ja das Schönste, was unsere reiche Nationalliteratur hervorgebracht, geboten, der köstlichen Früchte, welche wir dem geistigen Zusammenleben Schiller's und Goethe's zu danken haben.

Sechs Jahre standen sich die beiden Männer, obgleich innerlich so nahe verwandt, nach Außen fremd gegenüber. Es ist etwas Unergründliches im menschlichen Leben, daß oft Männer, die in ihren Geistes-Richtungen vollkommen übereinstimmen, einander stolz und ferne gegenüberstehen und das **eine** Wort, welches sie auf's innigste verbinden würde, unausgesprochen lassen. — **Ein Zufall** führte unsere Dichterheroen zusammen und beseitigte die Kluft, welche sie bisher ferne von einander gehalten.

Beide kommen aus einer Vorlesung, dieselben Gedanken und Ideen aus dem Gehörten in sich tragend und verarbeitend, sie treffen sich beim Ausgange, und aus der Mittheilung ihrer beiderseitigen Anschauungen über den gehörten Gegenstand entspinnt sich die Annäherung, die nach und nach, da nun das Eis gebrochen ist, zur innigsten Vereinigung der beiden Dichter führt, einer Vereinigung, aus der hauptsächlich ihre unsterblichen Meisterwerke hervorgegangen sind. Jahrelang sahen wir sie nach dem **einen** Ziele, nach Wahrheit und Schönheit zusammenringen. Nachdem sie mit den Xenien gegen alles Mittelmäßige und Verschrobene der damaligen Zeit angekämpft und die Schmähungen und Entgegnungen, die in Menge gegen sie gerichtet wurden, ruhig ertragen hatten, arbeiteten sie rastlos und in freundschaftlicher Uebereinstimmung fort für die Bildung und wahre Freiheit des Volkes und führen uns, hocherhaben über ihre Zeit, die schönsten Gesänge, die herrlichsten Geisteserzeugnisse vor.

Jene Angriffe, die sie erduldet, wer kennt sie noch? Die Zeit hat sie verwischt. Die Resultate ihres Wirkens aber, ihre herrlichen Schöpfungen, sie leben fort und werden ewig bleiben.

Wohl riß das unerbittliche Schicksal die Freunde für hier auseinander,

Schiller muß scheiden und mit den Worten: „Laßt mich die Sonne sehen,“ flieht sein Geist zu lichteren Höhen und ewigem Leben empor.

Wie hoch Goethe seinen Freund für sich selbst und für die Nachwelt gehalten, das sagen uns die schönen Worte, die er dem Dahingeschiedenen nachruft:

Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.
Und er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Es schritt sein hoher Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen;
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.
Und manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt.
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben!

Philemon.

Auf das Grab von Schiller's Mutter.

Nach der Seite des Dorfs, wo jener alternde Zaun dort
Ländliche Gräber umschließt, wall' ich in Einsamkeit oft.
Sieh den gesunkenen Hügel! es kennen die ältesten Greise
Kaum ihn noch, und es ahnt Niemand ein Heiligthum hier.
Jegliche Zierde gebricht und jedes deutende Zeichen;
Dürftig breitet ein Baum schützende Arme umher.
Wilde Rose! dich find' ich allein statt anderer Blumen;
Ja, beschäme sie nur, brich als ein Wunder hervor!
Tausendblättrig eröffne dein Herz! entzünde dich herrlich
Am begeisternden Duft, den aus der Tiefe du ziehst!
Eines Unsterblichen Mutter liegt hier bestattet; es richten
Deutschlands Männer und Frau'n eben den Marmor ihm auf.

Cleversulzbach, im Mai.

Ed. Mörike.

Die Münster-Glocke zu Schaffhausen.

Hör' ich die Glocke läuten
Vom Münster-Thurm herab,
Gleichviel, mag es bedeuten
Zum Leben oder Grab,

Sie hält die gleichen Klänge
Dem Menschen ja geweiht,
Ob in das Grab, das enge,
Ob er in's Leben schreit't!

Stets klingen ihre Töne
Mir gar so wunderbar,
Ja ihre Stimm' die schöne
Begeistert mich sogar!

Ob nah, ob in der Ferne
Man ihr Geläut vernimmt,
Ein Jeder hört es gerne,
Wird frommer selbst gestimmt.

Ich hab die Glockenspiele
Von Kindheit auf verehrt,
Und hab der Glocken viele
Im Leben schon gehört.

Doch ziehe ich ihr Schallen
Dem and'rer Glocken vor,
Und vor den Glocken allen
Bezaubert sie mein Ohr!

Und mögt ihr etwa wähnen,
Der Heimath süßer Klang
Sei's, der in ihren Tönen
Mir so zum Herzen drang,

So muß ich euch belehren,
Es ist ein tief'rer Grund,
Der Glocke Ruhm zu hören
Aus eines Schweizers Mund.

Die Glocke an dem Rheine
Schaffhausens schönster Klang
Steht ganz eng im Vereine
Mit Schiller's Glockensang.

Im fünfzehnten Jahrhundert
Ward diese Glock' erbaut,
Und heute noch bewundert
Wird ihr metallner Laut.

Doch ob auch noch so prächtig
Ihr Klang dringt zu dem Ohr,
Zieht Etwas noch sehr mächtig
Das Aug' zu ihr empor:

Auf der Glocke seht!
Am Helm im Guß erhöh't
"Vivos voco"
"Mortuos plango"
"Fulgura frango"
Dort als Inschrift steht!

Es diene zur Begleitung,
Wem es noch unbekannt,
Daß dieser Inschrift Deutung
Auf Deutsch dem Sinn verwandt: —

„Den Lebenden zu rufen
Vom ersten Schritt an's Licht,
Durch alle Altersstufen
Ist meine erste Pflicht!"

„Und wenn ihr mit Bedauern
In's Grab die Todten legt,
Dann höret ihr mich trauern
Und klagen tief bewegt!"

„Auch wenn die Blitze fallen
Und laut der Donner kracht
Laß ich mein Lied erschallen
Und breche ihre Macht!" —

Die Inschrift, die verkündet
Der Glocke hoh'n Beruf,

Hat die Idee gegründet,
Die Schiller's Glocke schuf!

Nur Schiller'n konnt's gelingen
Im Reich der Phantasie,
Die Glocke zu besingen
Mit solcher Poesie!

Drum wenn die Glocke klinget
Bei Tage oder Nacht,
Mein Herz sich höher schwinget
Zum Leben neu erwacht!

Weil jeder ihrer Töne
Mir in Erinn'rung bringt
Das Glockenlied das schöne,
Das Friedrich Schiller singt!

Philadelphia.

P. J. Wildberger.

Der Völker Auferstehn.

Wer fühlt jetzt nicht allwärts die Schauer weh'n,
Wie sie voraus der Morgensonne geh'n?
Wo ist ein Volk, so tief in Schlaf versunken,
Daß es, durchzuckt von einem Himmelsfunken,
Nicht lauschte sehnsuchtsvoll und freudetrunken
Dem Ruf zum Aufersteh'n?

Welch Brausen in den Tiefen, auf den Höh'n!
Wem gibt sich Gottes Finger nicht zu seh'n?
Ist's der doch, der gelöst der Völker Zungen,
Daß Eine Stimm' ist durch die Welt gedrungen,
Wornach umsonst Jahrhunderte gerungen,
Soll jetzt uns aufersteh'n.

Kein Wahnbild nennt's, um was die Völker fleh'n!
Wer dürfte so, was Menschen heilig, schmäh'n?
Gerechtigkeit und Freiheit sind die Güter,
Wofür der Völker Chor jetzt treue Hüter
Begehrt. Ist Frevel gegen die Gebieter
Solch' edles Aufersteh'n?

O nein! Gott will, daß ärnten, welche säen,
Will daß nach Licht frei alle Geister späh'n.
Aufrecht zu ihm soll jedes Antlitz schauen,
Sich jeder Mund erschließen mit Vertrauen,
Und jedes Volk, um sich sein Haus zu bauen,
Frohlockend aufersteh'n!

Dieses Auferstehungslied sei dem Genius unsers deutschen Sophokles geweiht, dessen Muse in dem Don Carlos, im Wilhelm Tell, im Wallenstein, in Maria Stuart und der Jungfrau von Orleans die Morgenröthe des Auferstehens der Völker zum Licht und zur Freiheit mit hoher Begeisterung begrüßt hat.

(†) J. H. v. Wessenberg.

Schiller's Wirken auf die dramatische Kunst.

(Aus Karl Grunert's Festrede zum Schiller-Feste in Stuttgart den 3. Juni 1858.)

Wer hat den Schauspieler in Deutschland emanzipirt, wer hat ihn zur Würde des dramatischen Künstlers erhoben? Schiller! werden Viele unter Ihnen antworten, Einige vielleicht staunend fragen: Schiller? Werfen Sie einen flüchtigen Blick auf die deutsche Theaterliteratur! Die großen Dichterwerke unserer Nation sind nicht als höchste Blüthe aus einer allmähligen organischen Entwickelung hervorgegangen; sie sind vielmehr aus dem Contrast entstanden! Wie viel triviale Schauspiele finden wir rings um Lessing's Nathan! Und wer hätte gewagt diesen Nathan auf die Bühne zu bringen? Auch Goethe's Iphigenia und Tasso wurden lang nicht gegeben, das setzte Schiller in Weimar erst durch; Goethe selbst wollte nicht glauben, daß es gehe. Shakespeare war zerschnitten und gleichsam zu Familiengeschichten zurecht gemacht. Ein glücklicher Ausgang war Bedingung. Hamlet blieb leben und regierte Dänemark viel löblicher sogar, als es später zuweilen regiert gewesen sein mag. Der gute alte König Lear, nachdem er hinreichend chikanirt worden war, hatte die Aussicht, noch lange und vergnügt zu essen und zu trinken! Man vernichtete den Grundgedanken! Eine recht grausame Geschichte, die am Ende gar kein Unheil angerichtet hatte, reichte vollständig aus. Daß Cordelia im Kunstwerk, dessen Nebenfigur sie ist, untergehen muß, damit

der Held der Tragödie, der greise Vater, noch einmal aufflamme, gleichsam im letzten Reflex der untergegangenen Sonne seines königlichen Lebens noch einmal das richterliche Amt des Herrschers verwalte „Ich tödtete den Buben, der dich würgte!" um dann in überströmender Vaterliebe zu vergehen, das begriff man vollends gar nicht. Das furchtbare Drama entweihter Familienpietät durfte mit einem friedlichen Ausgang schließen. Unter den Schauspielern gab es große Techniker, welche die wirkliche Natur täuschend und mit Feinheit nachahmten; aber daß es eine höhere Auffassung gebe, eine Beziehung des in die Sinne fallenden Kunstgebildes zum Ideal, das ahneten nur Einzelne. Man muß lesen, worüber Seume in Leipziger Theaterrecensionen die Schauspieler belehren zu müssen glaubt,—man muß erstaunt gewesen sein über Böttiche r's naive Bemerkungen in seiner „Entwickelung des Iffland'schen Spiels;" man muß sich verwundert haben über Engel's triviale Verurtheilung poetischer Formen, muß erschrocken sein über dieses Dramaturgen Bewunderung von Kotzebue's Sonnenjungfrau, die er mit der Jungfrau von Orleans auf eine Linie zu stellen bereit schien, um an sich zu erleben, wie allerhand Illusionen, die aus der guten, alten Zeit herüberschimmern, in Luft zerfließen können. Schiller mußte erscheinen, die Schwungkraft seiner Gedankenfülle mußte den Schauspieler aus den Niederungen der Alltäglichkeit emporreißen! Erst nach den Wirkungen seiner Dramen wagte man (auch in Weimar) Lessing's Nathan; ebenso gieng es mit Goethe's Tasso und Iphigenie, denn das einfach Schöne erschließt sich dem Gemüth erst völlig, wenn dieses durch die Eindrücke des Erhabenen und Furchtbaren geläutert ward. Selbst Shakespeare kam nun allmählig in seiner eigenen Form und nach seinem ganzen Inhalte zum Vorschein. Auch darin leuchtete Schiller durch seine Macbeth-Bearbeitung voran. Viel später noch gelang es endlich auch, den Faust auf die Bühne zu bringen. — Wir Künstler von heute, denen alle Schätze germanischer Poesie erschlossen sind, wir lernen von Shakespeare die Basis aller Menschendarstellung, das Individualisiren, von Lessing lernen wir die Klarheit, von Goethe Grazie und künstlerisches Maaß, Schiller lehrte uns die Würde unserer Kunst. Mitten unter dem Wust theatralischer Produkte aller Nationalitäten, aller Bildungsstufen und Geschmacksrichtungen, wie sie eben das Bedürfniß einer Anstalt, die täglich unterhalten soll, theils herbeizwingt, theils selbst nur wider Willen duldet, steht der erhabene Mahner und redet durch seine Thaten! Er wandelt das Theater zum Tempel, die Bühne zu der geweihten Stätte, welche nach seinem eigenen Ausspruche neben Lehrstuhl und Kanzel die Erziehung des Menschengeschlechtes vollendet, und weiht den Künstler zum priesterlichen Verkündiger des Schönen und Guten! Ueberall bestätigen seine Werke, was er den Jüngern aller Künste zuruft:

„Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben
Bewahret sie! —
Sie sinkt mit Euch. Mit Euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane
— still lenke sie zum Oceane
Der großen Harmonie!"

Freilich wissen wir Alle, daß die Strömung unserer Zeit nur in weiten Abschweifungen, in unabsehbaren Bogen zu diesem Oceane strebt! Wir dienen nur in der stillsten Stille jener heiligen Magie! — Wenn erst alle Eisenbahnen gebaut sein werden, wenn Versicherungsgesellschaften aller Art den ganzen Erdball umspannen und elektrische Drähte „die ganze Menschheit verbinden," dann werden wohl die Feuer unserer Altäre wieder heller lodern! Ob nach diesen Zeiten Deutschland noch einmal Werke der Poesie hervorbringen wird, die eine neue Epoche bezeichnen? Wer will es beantworten? Sollte unserem Volk einst im Lauf der Jahrhunderte noch ein deutscher Shakespeare erstehen, dann wird es wohl erst sein, wenn nach der tiefsinnigen Sage Kaiser Barbarossa aus der Nacht des Kyffhäusers hervortritt und staunend vor der Majestät deutscher Entwickelung steht. So lang aber wird jeder Aufschwung der Nation, wie einst im Befreiungskriege, von Schiller's prophetischen Poesien verklärt sein, und je wärmer dann die Herzen schlagen, um so feuriger werden seine Gesänge erklingen. Das fühlen wir heut! Und wenn der Mond achtzehn Mahl sich erneut hat, dann werden es tausend und tausend Stimmen von Gau zu Gau verkünden! Dann geht die Sonne auf, welche vor hundert Jahren dem Neugeborenen die ersten Strahlen sandte!

„Nun feiert ihn, denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben!"

Dem Andenken Schiller's.

Mit stiller Wehmuth nahen sich den Räumen,
Die einst des Dichters hoher Sinn geweiht,
Nachsinnend einer Welt voll Jugendträumen,
Die früheren Genossen seiner Zeit.
Doch Viele, die sonst seine Weise hörten,
Sind hingegangen mit dem früh Verklärten.

Allein den Samen der Verehrung legten
Sie in der Kinder, wie der Enkel Herz,
Die bald die zarte Pflanze liebend pflegten,
Bis sie die Zweige breitet himmelwärts.
Froh grüßt die Jugend nun die heil'gen Hallen,
Die stets vom Echo Deiner Lieder schallen.

Den Jüngling faßt ein ernster frommer Schauer,
Wenn er der Werkstatt solchen Geistes naht.
Bringt auch der Augenblick ihm stille Trauer,
Doch für die Zukunft mahnt es ihn zur That,
Auf der Begeist'rung unsichtbaren Schwingen
Hebt sich die Kraft zum freudigen Vollbringen.

Selbst zart besaitet hast Du in den Frauen
Die Anmuth, wie die Würde leicht erkannt,
Darum zu Dir, geweihter Sänger, schauen
Sie auf in der Gefühle Heimathland.
Du sprichst es aus, was sie nur still empfinden,
Klar wird die inn're Welt dem geistig Blinden.

Sie nahen darum gern dem Heiligthume,
Und streuen Blumenopfer dem Altar,
Längst strahlt Dein Bild, in unbesiegtem Ruhme,
Wenn auch die Stätte uns entfremdet war.
Doch Alle seh'n die Zeit froh wiederkehren
Wo man daheim den Dichter darf verehren.

(†) **Natalie v. Herder.**

Schiller's Leyer.

Seht doch jenes Sternenheer,
Dort am Himmelsbogen!
Nimmer wird die Straße leer,
Magisch kommt's gezogen.

Funkelnd strahlt der Abendstern
Mars und Juno glühen;
Alle Bilder, hoch und fern,
Auf uns nieder sprühen.

Und mich freut der Sterne Lauf,
Freut ihr gold'nes Blinken;
Ach wie zieht es mich hinauf,
Wenn sie liebend winken.

Doch mein liebstes Sternenbild,
Bleibt die Himmelsleyer,
Freundlich glänzt sie, hell und mild,
Mit gedämpftem Feuer.

Laßt uns, deutsche Brüder, sie
Schillers-Leyer nennen!
Seines Sanges Harmonie
Himmlisch anerkennen.

Wie er Meistersänger war
Von den Sängern allen,
So ist er's für immerdar
In des Himmels Hallen.

Nun, will's Gott, so sehen wir
Schiller einstens wieder;
Und von ihm erfleh' ich mir
Seine Himmelslieder.

(†) Pannasch.

Mahnung.

Auf an Schiller's Denkmal her,
Deutsche Jugend! Kommt als Brüder;
Legt hier das Gelübde nieder,
Daß ihr kämpfen wollt, wie Er,
— Müßt' es sein — mit Schwert und Speer,
Für des Lebens höchste Güter,
Aber friedlicher und mehr,
Mehr mit Schiller's Geistes-Wehre,
Für Licht, Freiheit, Recht und Ehre;

Mehr mit Seiner Rede Schwung,
Seiner Sprache mächt'gem Dröhnen,
Seiner Lyra Glockentönen
Und mit treuer Huldigung
Jedem Wahren, Rechten, Schönen.

(†) C. Gottl. Albrecht.

Schiller's Ruhestätte.

Einst fand ich mich in einem Wundertraume
Versetzt an einen Trauersarkophag,
In einer Gruft mit hochgewölbtem Raume,
Worauf im offnen Sarg ein Todter lag.
Und um den Sarg da drängten sich und wallten
In Schmerz verloren, mancherlei Gestalten
Und Klagelaute weinten dumpf und bang
Im Glockenton, der tief und schaurig klang.

Dem Sarg zu Häupten stand ein schöner Knabe
Mit einer Lorbeerkrone in der Hand,
Dem Todten dargebracht als Liebesgabe,
Als seines ew'gen Ruhmes Unterpfand.
Ich suchte näher mich heran zu drängen,
Mich trieb's, mich zu den Trauernden zu drängen,
Der Knabe, der die Lorbeerkrone trug,
Der sah's und lächelte mich an — ich frug:

„Weß ist der Sarg, wo Trauertöne hallen,
Wie sie mein Ohr noch niemals hat gehört?
Weß ist der Sarg, an dem Gestalten wallen
Von Sternenschimmer wunderbar verklärt?"
„Hier ruht," sprach er, — „ein Dichter von den Mächten,
Die still des Menschenlebens Fäden flechten,
Zu frühe dieser Erdenwelt entrungen.
Ein Dichter, der einst Frauenwürd' besungen.

Er ist nicht mehr, der euch die Ideale,
Der euch das zarte Lied der Hoffnung schuf,
Er eilte hin zum ew'gen Sonnenstrahle
Auf seines Engels ernsten Heimathsruf,

Melpomene trägt tiefen Schmerz im Busen,
Und mit ihr trauern all' die andern Musen,
Und seiner hohen Helden edle Geister,
Sie klagen hier um ihren großen Meister.

Hörst Du der **Glocke** banges Trauerläuten?
Sie klagt, daß ihn der Fürst der Schatten stahl,
Die **Kraniche des Ibicus**, sie streiten
In bangen Tönen um sein Trauermal.
Und **Ceres** klagt, es weint der **Johanniter**,
Die **Mörderin**, der **Toggenburger Ritter**,
Der **Taucher** seufzt, und **Hero** und **Leander**,
Und **Fridolin**, sie klagen miteinander.

Sieh hier geschmücket mit der Strahlenkrone
Luise, ihr zur Seite **Ferdinand**,
Sieh dort **Elisabeth** mit **Philipp's** Sohne,
In Liebe fest verschlungen Hand in Hand.
Den edlen **Posa**, mit der Brust voll Wunden,
Johanna, die den Flammentod gefunden,
Maria, durch ihr blut'ges End' gereinigt,
Und **Max** und **Thekla** siehst Du hier vereinigt.

Der **Wallenstein** sieht auf den Todten nieder,
Selbst **Piccolomini**, der Harte, weint.
Messina's Braut und ihre edlen Brüder,
Siehst Du mit **Isabella** hier verein.
Amalia im Arme des **Banditten**,
Kommt mit **Franz Moor** zu seinem Sarg geschritten,
Es weint der **Tell**, laut tönt **Fiesko's** Klage,
Und **Laura** betet still am Sarkophage.

Dies schrieb ich einst vor mehr als zwanzig Jahren,
Als mir des Lebens schöner Mai gelacht,
Und ich noch wenig Täuschungen erfahren . . .
Es werde jetzt als Gabe dargebracht.
Den Manen deß, den alle Deutschen lieben,
Dem großen Dichter, der sich treu geblieben,
Und der, so lang' man deutsche Sprache schreibt,
Dem Vaterland ein großes Vorbild bleibt.

(†) **Kathinka Zitz,**
geb. Halein.

Elegie auf den Tod Schiller's.

Er schwebt empor auf hellen Seraphsflügeln
Der Geist, den eine höh're Welt gebahr,
Er schwebt empor von dieser Erde Hügeln
Die ihm so klein, so eng, so niedrig war.
Der Augenblick, nach dem er lang sich sehnte,
Er lächelt ihm im Frühlingssonnenschein
Und schöner als sein Auge hier sie thränte
Fließt seine Zähr' in Edens Palmenhain.

Es sinkt der Schleier, der das Land umsäumte
Das ihm der Dichtung Zauberhand gemalt,
Das Land, wie seine Phantasie es träumte,
Nun stolzer von der Wahrheit überstrahlt,
Der Zweifel sinkt, die schwermuthsvolle Hülle
Die oft in trüben Stunden ihn umwand,
Gewißheit schaut in ihrer reinen Fülle
Sein Geist, der jeder Täuschung sich entwand.

Entfaltet sieht er seiner Hoffnung Blume,
Die ihm das Dunkel dieser Welt entzog,
Verschönert blüht sie in dem Heiligthume,
Wo sie die Segenshand des Engels pflog.
Die **Ideale**, die wie heil'ge Manen
Im Zwielicht dieses Lebens ihn umschwebt
Umsteh'n,—nicht mehr Geschöpfe seines Ahnen,
Ihn froh, vom Geist der Wirklichkeit belebt.

Nicht jene Wesen aus dem Fabellande
Die eine goldne Lüge uns gebahr,
Nicht jene Wesen, die sie Götter nannte,
Umgeben dich an Jupiters Altar.
Entkörpert schaust du Ihn, in reiner Krone
Den wahren Schöpfer, aller Welten Geist,
Und gütig lächelnd von dem Vaterthrone
Begrüßt dich Er, der ew'ge Liebe heißt.

Dort findest du die schönen Seelen alle,
Vom Rosenband der Seligkeit vereint,
Wo nicht gesunk'ne Tugend ihrem Falle,
Nicht hoffnungslos verlass'ne Liebe weint,

Dort darf kein **Philipp** seinem **Carlos** grollen,
Weil er das Herz **Elisabeths** verstand,
Domingo finster nicht die Augen rollen,
Weil Carlos Rodrig, **Rodrig** Carlos fand.

Dein **Moor**, von seiner Sündenlast entbunden,
Wird nicht mehr von **Amalien** beweint,
Maria ist von **Mortimer** gefunden,
Mit **Thecla Piccolomini** vereint.
Und all' die Wonne dieser Jubelscenen
Die aus dem Auge der Beglückten strahlt,
O! schau! sie träufelt dir in Dankesthränen
Dir, der so rührend ihren Schmerz gemalt.

Nicht dürstend mehr nach blut'gem Erdenruhme
Ruht **Albas** Schwert, zu lang der Menschheit Pein,—
Entsagt **Fiesco** seinem Herzogthume,
Und seinem Königreiche **Wallenstein**.
Statt Lorbeer welkender Erobrungskrone,
Die düster um die Heldenstirne glänzt,
Blüht dort,—des milderen Verdienstes Lohne
Die Palme, die bescheid'ne Tugend kränzt.

Verstummt schweigt dort auf ewig die **Cabale**,
Wo Ehrgeitz, nimmersatte Habsucht ruht,
Wo furchtbar schwebend die Vergeltungsschale,
Die Keule modert, der Tyrannen Wuth,
Die Freiheit! ach von dieser Erd' geschieden
Ihr Engelantlitz von uns abgekehrt,
Dort herrscht sie ewig jung, wie du hienieden
Im Munde deines **Posa** uns gelehrt.

Von ihren Liebesarmen sanft umschlungen
Beglückt dich ihrer Lippe reiner Kuß,
Und ewig, wie dein brennendes Verlangen
Ist ihrer Liebe dauernder Genuß;
Bis einst, gerührt von deiner heißen Bitte
Herab zu uns ihr Strahlenhaupt sich neigt
Und heilverkündend in der Menschheit Mitte
Zum Zweitenmal dein Geist hernieder steigt.

Lippmann Moses Büschenthal.

Aus dem Leben der deutschen Dichter-Dioskuren.

Biographisch-literaturgeschichtliche Skizzen

von

Robert Springer.

---

1. Der Besuch auf der Karlsschule.

(1779. 14. Dezember.)

Es war am 14. des Christmonats 1779, als die herzogliche Militär-Akademie zu Stuttgart ihr jährliches Stiftungsfest beging.

Die kirchliche Feier in der Akademie-Kirche, die Prüfung und das festliche Mittagsmahl: drei Glanzpunkte des Tages, gehörten bereits der Vergangenheit an. Bevorstand noch am Abend der Gipfel der Feier: die Festrede und die Preisvertheilung.

Trotz der empfindlichen Kälte drängte sich eine Volksmenge die Neckarstraße hinunter, bestehend aus den Vätern der Eleven, die am Abendfestmahle Theil nehmen wollten, und aus den Zuschauern, welche auf der Galerie Platz zu finden hofften.

Mit dem bestimmten Glockenschlage, der von dem niedrigen bleigedeckten Thurme erschallte, verließen die Eleven die sauberen Schlafsäle, wo sie ihre Uniform angelegt hatten: hellblaue Jacken mit schwarzem Plüschbesatz, versilberten Knöpfen und weißen Achselschnüren, schwarze Tuchbeinkleider, baumwollene Strümpfe und Schnallenschuhe; der Kopfputz unter dem dreieckigen Hute bestand heut, der Festlichkeit wegen, außer dem gewöhnlichen Zopf noch aus vier gepuderten Papilloten auf jeder Seite.

Ehe die Eleven in den Rangirsaal geführt wurden, hielt der Oberaufseher **Nieß** eine strenge Inspektion über sie. Die kleine dicke Figur mit dem mürrischen Gesicht ging genau prüfend durch die Reihen; mit Allen erklärte er sich zufrieden, nur zu einem hochgewachsenen Jüngling mit blassem Gesicht und rothrändrigen Augen, der in der steifen Uniform eine komische Figur spielte, brummte er kopfschüttelnd: „**Schiller**, Er muß wohl immer schmierig aussehen?"

Dann ging es durch die großen Flügelthüren in den schön dekorirten Rangirsaal. „Rechts um! Links um! Front! Lautlos, in militärischer

Haltung standen sie in fünf Divisionen: obenan die gesonderten Cavaliers-söhne und die Chevaliers, welche sich durch acht Preise das Kreuz mit der Inschrift bene merentibus erworben hatten; dann die vier anderen Divisionen, gemischt aus bürgerlichen und adeligen Knaben und Jünglingen, die in diesem Institut in den verschiedensten Studien und Künsten unterrichtet wurden. An der Spitze des rechten Flügels standen die Commandeure: der Intendant **von Seeger**; der humane und fein gebildete Major **von Wolff**; der Major **Alberti**, der bürgerliche Commandeur der Cavalierssöhne; der komische bärbeißige und doch seelensgute Oberaufseher **Nieß**; außerdem noch fünfundzwanzig Vorgesetzte und Aufseher, aus Hauptleuten, Lieutenants und Korporalen bestehend.

Jetzt erschien mit zahlreichem Gefolge der stattliche Herzog **Karl Eugen**: der ehemalige Schüler des Weisen von Sanssouci, der leidenschaftliche despotische Mann, der fieberhaft begeisterte Freund der Wissenschaften und Künste, der Gründer dieser steif organisirten Pflanzschule, die, trotz allen Mängeln, der Welt bedeutende Männer gebildet hat. Der Herzog trug die Uniform der akademischen Officiere. Am Arme führte er die schöne und geistreiche Gräfin **Franziska von Hohenheim**, seine ihm morganatisch angetraute Gemahlin, sein guter Genius. Sie war das einzige weibliche Wesen, welches die Anstalt besuchen durfte und bei keiner außerordentlichen Gelegenheit fehlte. Die Herzen aller Eleven klopften in jugendlicher und platonischer Liebe für die reizende Frau mit funkelnden Augen und engelsanfter Stimme. Der Dichtergenius, der in dieser Anstalt litt, sang von ihr:

„O Freunde! lass't uns nie von uns'rer Ehrfurcht wanken,
Lass't unser Herz Franziska's Denkmal sein!
So werden wir mit niedrigen Gedanken
Niemalen unser Herz entweih'n.“

Der Herzog trat an die lange Tafel, welche mit Orden und Belohnungen bedeckt war, und hielt eine Rede, die sich auf die letzte Prüfung bezog und einzelne Schüler lobend oder tadelnd hervorhob.

Die Rede war noch nicht zu Ende, als die Flügelthüren sich öffneten und die Aufmerksamkeit der Zöglinge durch zwei Eintretende abgelenkt wurde.

Der Eine war ein junger Mann mit länglichem Gesicht, hoher Stirn, stark vorspringenden Augenknochen, scharf markirter Nase und trotzigem Munde. Die hellblauen Augen blitzten geistreich forschend und voll Güte. Das bräunliche Haupthaar war von der freien Stirn zurückgestrichen und hinten mit einer kleinen schwarzen Schleife in einen Zopf gebunden. Er trug einen violetten Rock mit Stahlknöpfen, eine gelbe Weste und ein weißes Halstuch. Es war der herrliche Fürst, Herzog **Karl August** von Sachsen-Weimar, „ein geborener großer Mensch, — wie Goethe, sein treuster Freund und Diener, von ihm sagt — der durch Müh' und Schweiß erringen wollte,

was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt." Trotz seiner fürstlichen Vorliebe für Soldatenspiel, Pferde und Hunde, hatte der leidenschaftlich angelegte waghalsige Mensch doch Sinn für alles Große und Edle. Goethe's Bild führte er als Siegel, um sich vor allem Schlechten zu bewahren. Mit schwärmerischer Jugendliebe hing er an diesem zu sich berufenen Genossen und Gehülfen, mit dem er von einer Schweizerreise zurückkehrte und der ihn auch jetzt beim Besuch der Akademie begleitete.

Der Geheimrath **Goethe** trat neben seinem hohen Gönner in den Rangirsaal der Karlsschule.

Die Preise sollten jetzt vertheilt werden. Der Herzog von Weimar trat zur Rechten, Goethe zur Linken Herzogs Karl.

Aller Blicke hafteten auf dem Dichter des Götz, Clavigo und Werther. Sein Apollohaupt leuchtete, aber das wilde Feuer der ersten Jugend war bereits gedämpft. Er hatte auf der Reise seiner Schwester Grab und seine verlassene Geliebte, die Pfarrerstochter von Sesenheim, besucht; er hatte beim Anblick der Gletscher in sein Tagebuch geschrieben: „Ich will Herr über mich selbst sein."

Unter den Eleven waren namentlich vier, deren Gemüth durch den Anblick des Dichters hoch begeistert wurde. Diese vier Jünglinge bildeten den geheimen Dichterbund der Akademie. Es waren: der geistig begabte Student der Medizin **von Hoven**; **Petersen**, der spätere Bibliothekar in Stuttgart; der von Kraft begeisterte, phantastische **Scharffenstein**, später Gouverneur von Ulm; endlich der Brennpunkt des poetischen Kreises: der Student der Medizin **Schiller**.

Diese vier Jünglinge hielten heimliche nächtliche Zusammenkünfte, um sich an den verbotenen Früchten der Poesie zu erlaben. So hatten sie Klopstock gelesen, den Dichter der Empfindsamkeit und der Tugend; den leidenschaftlich kräftigen Rousseau; den düsteren, kolossalen Ossian; so hatten sie Goethe's **Götz von Berlichingen** und **Werther's Leiden** gelesen.

Vor der Preisvertheilung hielt der Professor **Consbruch** die übliche Festrede. Er sprach über den Einfluß der körperlichen Erziehung der Jugend auf die Seelenkräfte. Als er die Worte sagte: „Sehen Sie die unglücklichen Opfer verderblicher Lüste an, wie sie am Altare des Lasters bluten," — erröthete Goethe und schlug die Augen nieder. Er mochte an seinen Werther denken, dem er selber keine segensreiche Wirkung zuschrieb.

Dann schritt man zur Preisvertheilung.

Herr von Seeger rief die zu belohnenden Jünglinge bei Namen auf, nahm die bestimmten Preise von der Tafel und reichte sie dem Herzog, der sie den Zöglingen eigenhändig ertheilte.

Es hatten sich dieses Mal viele Jünglinge „gut gezeigt." Zuletzt wurde **Christoph Johann Friedrich Schiller** aufgerufen. Dieser hatte drei Preise

errungen: in der praktischen Medizin, in der Chirurgie und in der Materia medica.

Es trat ein hochgewachsener junger Mann hastigen Schritts aus der Reihe hervor. Seine ganze Haltung hatte etwas Ungeberdiges und Ungelenkes; der unangenehme Eindruck, den das blinzelnde, kränkliche Auge und das röthliche Haar hervorbrachten, wurde aber von dem der herrlich gewölbten Stirn und der schön geformten Nase überwogen.

Schiller nahm die Preise in Empfang und küßte, wie üblich, dem Herzoge den Rock. Dann warf er einen tiefen Blick auf Goethe: einen Blick voll Begeisterung, Liebe und Verehrung.

Goethe ließ nur wenige Minuten das große braune Auge auf dem Eleven ruhen. Er ahnte in ihm eine ungewöhnliche Naturkraft, aber eine wilde und feurige, die seiner eigenen Anlage zuwider war; es kam ihm nicht in den Sinn, daß dieser Jüngling mit dem begeistert zuckenden Munde ihm in späterem Lebensalter als ebenbürtiger Dichter und als treuester Freund zur Seite stehen und ihm eine zweite Jugend geben würde.

2. Das Berghäuschen bei Ilmenau.

(1783. 7. September.)

Ein stürmischer Jagdzug tobte vom Martinröder Berg herab durch die Waldung; dann ging es durch das schmale Thal, an dem Städtchen Plaue vorüber, dessen alterthümliche Häuser von der weißen Kirche auf dem dunkelgrünen Gebirge hoch überragt werden; weiter hinauf nach der Ehrenburg, dann nach der kahlen Felsenhöhe der Reinsburg, auf deren Scheitel die verfallene Veste im Abendsonnenglanz strahlte; an dem Fuße der Sturmhaide zeigten sich die weißen Häuser der heiteren Waldstadt Ilmenau; — an den netten Wohnungen des stillen Ortes, an den spiegelnden Teichen und breiten Wiesenstrecken zogen die hastigen Jäger vorüber und vertieften sich wieder in die Tannenholzung, bis sie eine Lichtung erreichten, die sich am Fuße eines Felsens einladend öffnete.

Hier wurde Rast gemacht. Die Jäger waren warme Freunde der Natur und zogen ein Nachtlager im Walde den Gasthofbetten in Elgersburg oder Ilmenau vor. Fünf rüstige Männer gaben einigen Dienern die nöthige Anweisung und legten selbst Hand an, ein leichtes Obdach herzustellen. Bald waren kleine Hütten aus Baumästen errichtet und mit Tannenreisig gedeckt; lustige Feuer flackerten auf; am Bratspieße drehte sich die frische Jagdbeute, ein leckeres Mahl versprechend.

Einer der Jäger zog eine große Meerschaumpfeife hervor, setzte sie in Brand und streckte sich behaglich am Feuer nieder. Es war ein schlanker wohlgebildeter Mann in mittleren Jahren, von markiger Gestalt und mili-

tärischer Haltung, ungebunden im Benehmen, in den Gesichtszügen ein seltenes Gemisch von fast weiblicher Sanftmuth und satyrischer Derbheit. Es war **Ludwig von Knebel**, der Hofmeister des Prinzen Constantin und vertraute Freund des Herzogs.

Seinem unterhaltenden, fast überströmenden Redefluß, der sich abwechselnd in gefühlvollem Wortschwall und in derben, unzufriedenen Aussprüchen ergoß, lauschte der Herzog, der neben ihm lag, mit der heitersten Theilnahme. **Karl August** war wenig verändert seit seinem Besuche auf der Karlsschule: nur gebräunter, noch untersetzter und ein wenig behaglicher. Er trug, wie seine Begleiter, einen grünen Schnürenrock, weiße Weste und Halsbinde, graues Beinkleid und Stulpenstiefel. Er lachte herzlich über Knebel's trockene Späße und reichte seinem Nachbar zur Rechten die Weinflasche.

Dies war der schöne Freiherr **von Seckendorff**. Er lehnte seine schlanke Gestalt gegen einen Baumstamm, fuhr mit der feinen Hand durch die Locken, summte ein Liedchen und unterbrach sich dann plötzlich, um einem drolligen Einfall Luft zu machen.

Der Dritte war ein schlank gewachsener junger Mann mit gutmüthigen, freundlichen Gesichtszügen, der mit zerstreutem Blick in die glimmenden Kohlen sah, als sinne er auf ein Gedicht, eine Tollheit oder auf die Ausführung einer Hoffeierlichkeit. In allen diesen Dingen war er stark: es war der Kammerherr **Hildebrand von Einsiedel**, dessen Herz mit dem seines herzoglichen Freundes verwachsen war und gleichzeitig mit ihm brach.

Etwas entfernter von den Genossen lagerte, halb hingestreckt und in tiefes Nachsinnen versunken, eine prächtige schlanke Mannesgestalt mit frei geschnittenen, griechischen Gesichtszügen, mit hoher, gewölbter Stirn, großer, fein geformter Nase, schwellenden Lippen, um welche ein sinniges Lächeln spielte, mit leuchtenden braunen Augen und mit kräftigem, stolzem Nacken; hehr wie ein Geisterkönig, mächtig und entzückend.

„Hier ist es hübsch!" — rief Knebel, eine dicke Rauchwolke über das Feuer blasend — und hier in der Gegend oder bei Jena will ich mir eine Höhle suchen. Ihr werdet mir jetzt Alle zu einsilbig, nachdem ihr zu aufgeregt gewesen seid; ihr werdet krank ohne Hülfe von oben, von neben und von unten; ich aber mag unter diesen Umständen nicht mit euch fortleben!"

Der Herzog lachte.

„Ja, Knebel — sagte er — ist fast allein noch der alte vortreffliche Gesellschafter. Mein Herr Kammerpräsident aber — fügte er mit einem Seitenblick auf Goethe hinzu — ist jetzt gar schweigsam und ernst, und ich kann ihn nur zuweilen entrunzeln, wenn ich ihm eine neue Handzeichnung oder einen Kupferstich zum Geschenk mache."

„Bin ich nicht Dein Al Hafi und geziemt es mir nicht, ernst zu sein?" — fragte Goethe lächelnd.

Dann erhob er sich und schlenderte seinen eigenen Weg durch die Gebüsche. Man war mit seiner Weise vertraut und ließ ihn wie immer gewähren.

Er kannte fast jeden Pfad im Thüringerlande, das er seit Jahren zu Roß und zu Fuß durchzogen hatte. Fern ab von den Genossen, erstieg er den Gickelhahn, einen Berg, von wo man einen Blick in das schöne Ilmenauer Thal frei hat. Hier, in der Bretterhütte auf dem Gipfel, einem herzoglichen Sommerhäuschen, hatte er manche Woche Tags und Nachts zugebracht; hierher, in anmuthige Einsamkeit, flüchtete er oft aus dem Geräusch des Hofes, um den Muth zu erfrischen und den Sinn zu erheitern.

Goethe warf einen Blick auf sein Leben zurück. Die stürmische Zeit der Jugend war vorüber. Tausend Beschäftigungen und Sorgen nahmen ihn in Anspruch; er opferte sich seinem Berufe; Amtsgeschäfte, Hoflustbarkeiten, Akten, Sammlungen, Naturstudien und eine leidenschaftliche Liebe hatten ihn — wie der Herzog sagte — „taciturn" gemacht. Er sehnte sich nach stiller, künstlerischer Thätigkeit, nach Befreiung von der Kette; er sehnte sich über die Alpen hinüber, nach Italien, dem Lande des Gesanges und seiner Jugendträume.

Der Abendglanz lag auf den obstbedeckten Anhöhen, das Leben im Thale verstummte mit dem letzten Tone der Hirtenschalmei.

Die innere Gefühlsaufregung des Dichters stand im Gegensatz zur nächtlichen Ruhe. Er dichtete ein ewiges Lied, schrieb es mit Bleistift an einen Pfosten des Sommerhäuschens und sang es leise hinaus über den schweigenden Wald; aber die zarten, wehmüthigen Worte fanden Wiederhall in unzähligen Herzen, die sich nach Ruhe sehnen:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest Du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest Du auch.

3. Das Zwiegestirn.

(1794. Mai.)

Die Sitzung der naturforschenden Gesellschaft zu Jena war beendigt. Die Versammlung strömte hinaus in die engen Straßen der altersgrauen Stadt, die, von kahlen Berggruppen umschlossen, in einem reizenden Thale, mitten in Saatfeldern und Weingärten liegt.

Beim Hinausgehen hatten sich zufällig zwei Männer genähert und schritten neben einander weiter.

Der Eine, in sehr bescheidener Kleidung, war groß, starkknochig, mager; sein Gesicht war eingefallen, das Haar röthlich, die Nase stark gebogen, das Kinn hervorragend, die Lippen zart und voll, die Stirn hoch gewölbt, das Auge schwermüthig begeistert. Heldenmuth und Milde sprachen aus diesem Gesicht. Er ging gebückt, mit eingefallener Brust, den langen Hals weit vorgestreckt. Noth und Krankheit hatten ihn gebeugt, aber nicht besiegt. Es war **Schiller.**

Der Andere schritt aufrecht mit festem Schritt einher, stattlich, gebietend, ruhig und stolz wie ein Sieger. Gesunde Kraft lebte in dem gebräunten Gesicht; unter der mächtigen Stirn hervor strahlten die großen Augen Jupiterblitze. Das war **Goethe.**

Beide achteten sich, aber hatten niemals eine gegenseitige Abneigung überwinden können. Goethe, der Dichter der „Iphigenie;" Schiller, der Dichter der „Räuber." Goethe, der bevorzugte Liebling der Götter; Schiller, im Kampf mit niederer Sorge. Goethe, der Apostel der Natur; Schiller, der Apostel der Freiheit. Goethe, der Realist; Schiller, der Idealist. Goethe, der Schüler Homer's; Schiller, der Schüler Plutarch's. Goethe, der lächelnde, duldsame Feind des Spießbürgerthums; Schiller, der zornige, heftige Vertheidiger der Menschenrechte. Der Eine, seine großen Kräfte auf einzelne Erscheinungen richtend, zu innerer, befriedigender Ruhe abgeschlossen; der Andere, frei in großen Gebieten umherirrend, unbefriedigt voll verzehrenden Dranges.

Auf dem Wege knüpften Beide ein Gespräch über den eben gehörten Vortrag an. Goethe, der Naturforscher, nicht von Fach aber von Genie, war darüber unzufrieden und freute sich, als Schiller fast seine eigene Meinung mit den Worten aussprach:

„Ich halte es für eine unheimliche Weise, die Natur so vereinzelt vorzunehmen. Aber — fügte er hinzu — es mag nicht möglich sein, sie so darzustellen und zu betrachten, wie sie aus dem Ganzen lebendig in die Theile hineinstrebt."

Auf die letztere Darstellung war aber Goethe durch eigene Erfahrung gelangt. Jahre lang danach trachtend, das übereinstimmende Gesetz zu erkennen, welches bei der Bildung der Blätter wie der Blüthen und aller Theile der Pflanze waltet, war es ihm endlich in Italien gelungen, jenes Naturgeheimniß zu ergründen und der Wissenschaft die nützlichsten Folgerungen zu sichern.

Beide waren vor dem Griesbach'schen Hause angelangt, wo Schiller wohnte, ehe er das abgelegene Gartenhäuschen jenseits der Leutra bezog. Goethe, in das fesselnde Gespräch vertieft, trat mit ein. Sie setzten sich an den niedrigen

Tisch in dem einfachen Arbeitszimmer, das außer einigen Lederstühlen nur noch die Bettstelle und ein kleines Klavier enthielt.

Goethe schilderte beredt, mit lebhaften Zügen die Pflanzenbildung, wie er sie sich im Geiste vorstellte. Die sinnbildliche Pflanze erwuchs vor den Augen des Zuhörenden: mit Stengeln, Blättern und duftiger Blüthe.

Schiller lauschte der einfachen, tiefsinnigen Darstellung; aber als Goethe geendet, erschien ihm Alles, was er gehört, nicht wie das Ergebniß folgerechter Bemühung, sondern einer augenblicklichen Begeisterung. Er schüttelte den Kopf und sagte:

„Aber das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee!"

Goethe erhob sich zürnend und entgegnete:

„Dann ist es mir lieb, daß ich Ideen habe und sie sogar mit Augen sehe."

Er ging verdrießlich fort. Aber durch diese Unterredung war eine rasch aufwachsende Freundschaft gesäet worden. Beide hatten sich in's Auge geblickt und ihr Gemeinsames erkannt, eine Uebereinstimmung auf ganz verschiedenen Wegen: die Genialität, die Liebe zur Kunst, der Glaube an die Vervollkommnung der Menschheit. —

Von nun an fand ein inniger Seelenaustausch statt. Goethe fühlte sich angeregt, Schiller geläutert und gehoben, befestigt, vorwärts gerückt. Unaufhörlich wanderten die Briefboten zwischen Weimar und Jena; oft weilten die beiden Freunde und Arbeitsgenossen tagelang beisammen in dem Dachstübchen des Sommerhauses an der Leutra, oder saßen in traulichem Zwiegespräch unter einem schattigen Baume an der Triesnitz. Nachdem Schiller nach Weimar gezogen war, sahen sich die Freunde abwechselnd in dem bescheidenen Hause an der Esplanade oder in Goethe's „Wohnung des Friedens," in dem schattigen Gartenhäuschen am Wege nach Oberweimar.

So dauerte der Seelenbund fort, bis der Tod ihn löste: ein Verein, der auf die deutsche Literatur, ja auf die menschliche Cultur, noch lange fortwirken wird.

4. Ein Begräbniß.

(1805. Die Nacht des 11. Mai.)

Schiller war entschlafen: er war ruhiger geworden, wie er auf dem Sterbebette sagte.

Der Hof war abwesend. G o e t h e lag krank in seinem Zimmer und weinte um den Dahingeschiedenen, um die Hälfte seines Daseins.

Es war still in Weimar, noch stiller als gewöhnlich, wenn die Hoffeste schwiegen und die Sonne hinter die dunkelgrünen Berge Thüringen's hinabgesunken war. Es war eine bewölkte Nacht, ein bedeckter, regendrohender Himmel.

Vor dem Hause an der Esplanade hatte sich ein Häuflein Männer versammelt: es waren die Leute vom Schneidergewerk, die den verstorbenen

Dichter zur Ruhestätte tragen sollten. Nach einer alten Stadtsitte wurde der Begräbnißdienst der Reihe nach von den Zünften geleistet; Schiller selbst hatte für sich eine einfache Bestattung durch Bürgersleute angeordnet, eine recht einfache Bestattung wurde schon durch die Vermögensumstände des Verstorbenen geboten, die durch die letzte lange Krankheit äußerst bedrängt waren.

Eben als die Leute sich anschickten, den Sarg auf die Bahre zu setzen, erschienen eilf Männer: Gelehrte und Künstler, darunter **Heinrich Voß**, der Sohn des Dichters der „Luise", der den Verstorbenen in der Todeskrankheit gepflegt hatte. Sie bewogen die gemietheten Träger, ihnen die Bestattung des Freundes als ein Ehrenamt zu überlassen. Dann traten sie in den Hausflur, der nur von einer ärmlichen Kerze beleuchtet war. Die leblose Hülle des Großen lag in einem elenden Sarge aus schlechtem Holze; neben ihr saß ein weinender Diener.

Die Männer schlossen das gebrechliche Bretterhaus und trugen es auf den Schultern hinaus. Der Zug ging schweigend die Karlsstraße hinunter, über den Marktplatz, nach dem Jakobi-Kirchhofe. Nur zwei Fackeln erhellten spärlich den dunklen, mühsamen Weg; nur eine männliche Gestalt, tief in den Mantel gehüllt, folgte dem Zuge in einiger Entfernung.

Auf dem Kirchhofe harrte der Todtengräber vor einer geöffneten Gruft in der Umfangsmauer, worin bereits zehn Bestattete ruhten. Als die Männer den Sarg niedersetzten, stahl sich ein Mondstrahl durch das Gewölk und beleuchtete auf wenige Augenblicke die Gruppe vor dem Gewölbe und den unbekannten Mann, der dem Zuge gefolgt war und jetzt gegen die Mauer lehnte. Dann wurde es wieder dunkel und stürmisch.

Man senkte die theuren Ueberreste hinunter und verschloß die Gruft mit der Fallthür.

Goethe war gebeugt und ließ die Blätter seines Tagebuches leer.

„Das Schicksal ist unerbittlich und der Mensch wenig!" sagte er seufzend; und in Bezug auf den geschiedenen Freund:

„Er ist glücklich zu preisen, daß er in der vollen Kraft seiner Tage starb und edel durch alle Wechsel des menschlichen Lebens ging."

Als er sich wieder zum geistigen Schaffen gesammelt hatte, drängte es ihn, dem unsterblichen Freunde ein unvergängliches Wort nachzurufen:

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen.
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen;
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

5. Der Greis an der Stätte der Jugend.

(1831. 29. August.)

In Weimar war Alles in Bewegung, **Goethe's** zweiundachtzigsten Geburtstag festlich zu begehen. Man ahnte nicht, daß es die letzte Feier sei, die der Dichter erlebte. Voller Kraft schritt er einher, wie ein Liebling der Musen, der den Tod selber bezwungen. Zwar zog er sich häufig in sein Grübelstübchen zurück und las keine Zeitungen mehr, doch ließ er nichts irgend Bedeutendes seiner Aufmerksamkeit entgehen; ja, seine Theilnahme an der Welt wuchs mit den Jahren, und wenn er sich angeregt fühlte, sprach er strömend und klar, oft feurig. Die letztverflossene Zeit seines Lebens zeigte dieselbe Fülle von kräftiger, freier und schöner Thätigkeit, von unermüdlicher Willenskraft, dieselbe Offenbarung innerer Güte in That und Dichtung, wie die frühere. Er hatte unlängst den zweiten Theil des „Faust" vollendet und jene berühmte Abhandlung über den Streit in der französischen Akademie geschrieben, in welchem man sich, endlich nach fünfzig Jahren, für seine Weise, in die Werkstatt der Natur zu blicken, entschied. Das schönste Ideal des Greises aber war der Gedanke einer „Weltliteratur", in welcher alle Völker durch ein gemeinsames Band der Bildung zusammengehalten werden sollten.

Während die Freunde und Verehrer das Fest feierten, entfernte sich der Alte aus der Stadt, „denn—wie er sich ausdrückte—je älter er wurde, desto lückenhafter erschien ihm sein Leben, während Andere sich, wie an einem Ganzen, daran erfreuten." Er flüchtete hinaus in die holdmütterliche Natur und nach der Stätte seiner jugendlichsten Lust: nach Ilmenau.

Auf dem Wege nach dem höchsten Gipfel der Tannenwälder, dem Gickelhahn, verließ der Greis den Wagen und stieg an der Seite des Begleiters rüstigen Schrittes hinauf: noch „ein Mann", — wie Napoleon von ihm sagte — im langen blauen Oberrock, auf dem Haupte ein blaues Mützchen, die Hände auf dem Rücken.

Oben angelangt, betrat er das einsame Bretterhäuschen, die Stätte der Jugend, wo er vor einem halben Jahrhundert das lieblich beruhigende Lied eingeschrieben hatte.

Das Allgemeine war beim Alten geblieben. Im Thale hatte er die Menschen nach wie vor, ihrer Art gemäß, vom Köhler bis zum Porzellanfabrikanten gefunden; hier oben wehte dieselbe feierliche Ruhe wie damals durch die Wipfel der alten Tannen. Auch das Ruhelied stand noch mit Bleistiftzügen an dem Pfosten geschrieben. Er selbst war nur vom Apoll zum Jupiter gealtert. Sein Haar war noch voll, seine faltenlose Stirn zeigte noch das Siegel der Macht, mit scharfem Blicke schweifte das große, braune Auge in die Ferne. Aber auch er, der glücklichst Begabte, hatte die schwersten

Leiden des Lebens erfahren: den Hingang geliebter Menschen. Sein fürstlicher Waffenbruder war in der Fürstengruft bestattet und ihm war bald die Großherzogin Luise gefolgt; Herder ruhte an der Seite seiner fürstlichen Freundin Amalie, Wieland auf seinem friedlichen Landgute; auch Goethe's treue Lebensgefährtin, die Freundin einer schönen, wenngleich vielfach geschmähten Neigung, war dahin geschieden; und endlich hatte auch der letzte Zweig des stattlichen Baumes frühen Tod gefunden: sein einziger Sohn August war in dem schönen Südlande „ausgeblieben", wohin der Vater sich einst dichterisch gesehnt hatte. — Goethe, der solche Schläge schmerzlicher als irgend ein Mensch empfand, ließ fast niemals die furchtbare innere Erschütterung äußerlich wahrnehmen. Nur beim Tode Schiller's und seiner Christiane brach er in Thränen und Wehklagen aus; über das „Ausbleiben" seines Sohnes wollte er sich, wie in ähnlichen Fällen, mit Hülfe der Kultur: durch angestrengte Thätigkeit, helfen, aber die unterdrückte Natur behauptete durch einen gefahrbringenden Blutsturz ihr Recht.

Indem der Dichtergreis sich jetzt aller jener Verluste erinnerte, kam ein tiefes Wehe über ihn und Thränen strömten ihm über die Wangen. Dann gedachte er, daß auch bald sein Genius die Fackel senken werde, und wieder wie damals, aber in anderem Sinne, sprach er:

Warte nur, balde
Ruhest Du auch!

Aber solche Stimmung war dem erhabenen Menschen nicht lange eigen. Er haßte das memento mori; sein herrlichster Wahlspruch war: memento vivere! „Gedenke zu leben!" In diesem Sinne hatte er seinem Freunde Zelter den Tod seines Sohnes mit den Schlußworten mitgetheilt: „Und so, über Gräber, vorwärts!" — in diesem Sinne schrieb er demselben Freunde über die fünfzigjährige Rückschau vom Gickelhahn andächtig munter: „Nach so vielen Jahren war denn zu übersehen: das Dauernde, das Verschwundene. Das Gelungene trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergessen und verschmerzt."

Mochte doch die Todtenglocke schallen, wenn seine Zeit vorbei war! Scheidend konnte er, wie Faust, sprechen:

Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergeh'n.

6. Vereinigung nach dem Tode.

In der Mitte eines Kirchhofes zu Weimar erhebt sich, von grünen Grabhügeln umgeben, ein einfaches Tempelgebäude. Das Innere ist schlicht, schmucklos, von allen Seiten geschlossen, das Tageslicht fällt von oben durch ein Fenster in der Wölbung. Eine steinerne Treppe führt hinab zur Gruft, welche die Fürstengruft heißt, weil **Karl August**, der ruhmwürdige

deutsche Fürst, und **Goethe** und **Schiller**, die Fürsten im Reiche der Gedanken, hier ruhen. Man las Schiller's zerstreute Gebeine aus dem Landschaftskassen-Gewölbe zusammen, um sie neben Goethe zu bestatten.

Der Herzog liegt in reich geschmücktem erzenen Sarge, im Hintergrunde der Gruft.

Die Dichter ruhen neben einander, in einfachen Särgen aus Eichenholz; auf der oberen Seite der Sarkophage sind ihre Namen in goldenen Buchstaben angeschrieben, ohne Vornamen, Rang und Adelstitel; so wie die deutsche Nation, wie die Welt sie bei einander nennt: „Goethe — Schiller."

Bei dem Haupt-Eingange zum Weimarischen Parke, Goethe's lieblicher Schöpfung, liegt das Archiv- und Bibliothekgebäude, auf einem Hügel am Ilmufer, an der hinteren Seite von dem Laube des Parks beschattet. Der stattliche Hauptsaal des Gebäudes ist prunklos ausgestattet und enthält auf einer zwiefachen Galerie eine sehr reiche Bibliothek und eine herrliche Sammlung von Kupferstichen, Gemälden und Büsten, darunter viele Portraitbilder aus der Weimarischen Literatur-Epoche.

Den schönsten Schmuck bilden zu beiden Seiten des Haupt-Einganges: die Kolossal-Büsten **Goethe's** und **Schiller's**.

Der Franzose David, der Meister in der Behandlung des Großartigen, bildete Goethe's Jupiter-Haupt in Marmor nach; Dannecker schuf die Büste seines Jugendfreundes Schiller „lebig"—wie er sagte—weil er auch kolossal in der Bildhauerei leben sollte.

Goethe, ewige Gedanken auf der mächtigen Stirn, himmlische Blitze im Auge. — Schiller, begeisternd auf die Bahn zum Unendlichen schauend.

Goethe und Schiller hatten die Bühne zu einem Mittel für die Kunstbildung der Nation erheben wollen. Schiller war zeitlebens für diese Idee begeistert; Goethe ging darauf ein, behielt aber dabei vorzugsweise den Geschmack der Gebildetsten als Maß. Beide wirkten Bedeutendes für das Theater.

Aus dieser Rücksicht wählte der regierende Fürst den Platz vor dem Theater zum Standort für Riethschel's ehernes Bildwerk, welches das große deutsche Dichterpaar vereinigt darstellt, wie sie lebten und wirkten.

So stehen Sie, Hand in Hand, wie die göttlichen Menschen einst selber einander zur Seite standen: **Goethe**, erhaben, hoch aufrecht, den forschenden, klaren Blick auf das Leben gerichtet; **Schiller**, das Haupt ein wenig zurückgeneigt, aufwärts schauend nach dem Lichte der Höhe.

Ein Werk von stolzer Art,
Wie's derer würdig, die mit Göttern kämpften."

Aber inniger vereint als in der Gruft, in Büsten und Standbildern: inniger vereint leben Deutschland's Dichter-Dioskuren im Gedächtniß der Menschheit, vor Allem im Gedächtniß des deutschen Volkes.

Goethe, als der Prophet für viele Geschlechter, ein Musterbild menschlicher Herrlichkeit; **Schiller**, als der unsterbliche Edelste, der allem Schönen und Erhabenen Form zu geben verstand;—Beide als Baumeister eines zum Himmel emporragenden Monuments, welches die kommenden Generationen, bei ihrem Streben nach Frieden und Humanität, als Ziel und Sinnbild im Auge behalten werden.

Frommer Wunsch!

Leuchtend Vorbild meiner Jugend
Spornzur Wahrheit und zur Tugend,
Schiller, reiner großer Geist,
Ach, könnt' ich ein Lied dir singen,
Das, auf Aeolsharfenschwingen
Dich, Erhabener, würdig preis't.

Ich vermag's nicht—in der Tiefe
Meiner Seele klingt's, als riefe
Jeder mir „Vermess'ner" nach.
Nur der ächten Dichterweihe
Ist's vergönnet, daß sie streue
Lichtfluth in den Sonnentag.

Soll ein Wunsch gewährt mir werden
Nun, so fleh' ich, daß auf Erden
Bald ein Denkmal mög' erstehn,
Das in Wort und Erz gepräget
Den Beschauer dahin träget
Wo du stehst—zu lichten Höh'n!

Und daß mir es sei verliehen
Freudig zu dem Bau zu ziehen
Der sich, deiner würdig, hebt!
Dazu—möcht es mir gelingen—
Nur den kleinsten Stein zu bringen,
Dann hätt' ich genug gelebt.

New York, 1. Mai 1859. O. v. Hoym.

Wer ist der Größ're, Schiller oder Goethe?

Wer größer sei, ob Schiller oder Goethe,
Was streitet ihr euch lange noch darum?
Versenkt die Frage in die Fluth der Lethe
Und zankt euch nicht um dieser beider Ruhm.

„Dankt doch dem Himmel, beide zu besitzen!"
Ruft uns selbst Goethe zu, wie euch bekannt.
Was soll ein Streiten um zwei Größen nützen,
Die sich einander geistig so verwandt? —

Entfaltet nicht der Abend wie der Morgen
Vor unsern Augen Schönheit, Glanz und Pracht,
Doch jeder trägt den den eignen Reiz verborgen,
Der es uns wirklich rein unmöglich macht,

Zu sagen, welchem Einen von den Beiden
Der Vorzug vor dem Andern wohl gebührt.
Der Eine ruft den Tag, den wir erst dann sehn scheiden,
Wenn sich des Andern letzter Strahl verliert.

Wir können uns den Tag nicht ohne Beide denken,
Durch Beide gleich ist ja bedingt sein Lauf.
Drum können Keinem wir den Vorzug schenken,
Denn Jeder hat den gleichen Anspruch d'rauf. —

So geht es uns mit unsern zwei Poeten.
Durch Schiller ist das reine Ideal
Durch Goethe mehr die Wirklichkeit vertreten;
Um diese Beiden nun da streitet sich die Wahl.

— Wo Ideal mit Wirklichkeit verschlungen
Da spiegelt sich des Lebens buntes Spiel.
Was Schiller und was Goethe d'rum besungen
Lehrt uns vereint der Menschheit hohes Ziel.

Philadelphia,

P. J. Wildberger.

Zum Schiller-Jubeltage.

Im heitern Schwabenlande,
Da sang man deutsch und frei;
Da riß man kühn die Bande
  Der wälschen Kunst entzwei;

Hie Wieland und hie Miller!
Hie Schubart's Bardenton!
Vor Allen leuchtet Schiller,
  Der bied're Schwabensohn;

Wie lauschet seinen Klängen
Entzückt das trunk'ne Ohr!
Ein Heros in Gesängen
  Hebt er das Herz empor;

So lang der Freiheit Feuer
Noch einen Busen schwellt,
Zieht, Patrioten theuer,
  Sein Tell durch diese Welt;

Und wo der Treue Siegel
Der Freund dem Freunde weiht,
Bleibt sein Don Karlos Spiegel
  Den Fürsten jeder Zeit;

Und wo am Reiz des Schönen
Ein Sinn sich noch erbaut,
Wird seine Glocke tönen,
  Und zeugen von ihm laut;

Und wo noch edle Sitte
Sich wahrt ein Heiligthum,
Da klingt in Frauen Mitte
  Sein Lied von ihrem Ruhm;

Drum laßt uns ihn besingen,
Den Meister hocherhöht,
Sein Name wird erklingen
  So lang die Welt besteht.

Stone Creek, Ohio. Karl Aulenbach.

Aufgabe des deutschen Volkes.

Ein bedeutungsvolles Fest feiern wir heute. Es gilt unserem Schiller, dem unsterblichen Dichter, der vor Allen der Herold der Freiheit genannt wird, den Tribut dankbarer Verehrung darzubringen.

Als noch Alles um ihn in Nacht und Dunkel lag, trat er unerschrocken auf für die höchsten Güter, für Freiheit und Menschenwürde, mit begeisterten Gesängen begrüßte er die Morgenröthe einer bessern Zeit, und mit Staunen und Entzücken lauschte die Mitwelt seinen Worten, welche unverrückt das hohe Ziel verfolgten, das er sich gesteckt. Und ein treuer Lehrer war er vor Allem seinem Volke. Wie veredelnd wirkte er nicht auf die Jugend, um das heranwachsende Geschlecht auch würdig und fähig der Segnungen der Freiheit zu machen.

Ist aber dieses große Ziel auch erreicht? Können wir heute, an dem Tage, an welchem vor hundert Jahren der große Genius dem deutschen Volke geboren wurde, auch zugleich ein Auferstehungsfest Deutschlands feiern?

Frei nach Außen, frei nach Innen sollte Deutschland werden. Aber vergebens sehen wir es auf's Neue seine edelsten Söhne hingeben für den Kampf mit den Welschen. Für ein Nichts wurden Tausende und aber Tausende hingeopfert.

Möchte doch endlich dieses Schlachten der Menschen aufhören! Möchten sich doch die germanischen Völker die Bruderhand reichen, um der Welt einen ewigen Frieden zu geben.

Wer könnte noch diesen Frieden stören, wer dürfte es wagen, hemmend einzugreifen in das Werk der ruhigen Entwicklung der Völker und der Civilisation, wenn die Vereinigten Staaten Nord Amerikas, Deutschland, England und Scandinavien zusammen ständen und so, als die einzigen Völker, welche wahrer Freiheit fähig sind, einen unzertrennlichen Bund bildeten. Alle anderen Nationen müßten ihre Herrschaft anerkennen und ihre Streitigkeiten vor dem vereinten Tribunale der Germanen schlichten lassen. Von da an würde ein neues Zeitalter beginnen, nicht mehr rohe Gewalt, sondern Geisteskraft würde das Scepter zum Wohle der Menschheit führen.

Gewiß waren es solche Ideen, welche Schiller bewegten, als er sang:

„Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!"

Möge ein neues Jahrhundert die Verwirklichung bringen.

E. Lionell.

Zur hundertjährigen Schillerfeier.

Es öffnet sich der Himmel, der Engel frohe Schaar,
Sie richtet ihre Blicke zur Mutter Erde dar:
Was tönt denn da für Jubel herauf zu Himmels Höh'n,
Das ist fürwahr auf Erden noch nie zuvor gescheh'n.
Seht nach Australiens Strande, der neuen schönen Welt,
Wie dort aus tausend Kehlen der frohe Jubel gellt,
Und wendet dann die Blicke nach Jung=Amerika,
Da sind die Feste größer wie man sie je noch sah.
Wie klingen dort die Lieder von Gleichheit und von Recht,
Laut künden sie die Freiheit dem kommenden Geschlecht.
Nach Afrika's Gefilden hin sendet jetzt den Blick,
Da bleiben sie beim Jubel fürwahr auch nicht zurück.
Europa feier't die Feste gar groß und allgemein,
Wo könnte wohl die Freude beim Volk' auch größer sein?
Deutschland das ist vor Allen, gar wunderschön geschmückt
Und jeder ist beim Feste, so froh und so beglückt.
Nur Asiens große Reiche erhellt kein Festesschein,
Dort drang in Volkesschichten nicht wahre Bildung ein;
Das Licht ist weggeflohen, weil's keine Heimath fand,
Und düster soll es bleiben in des Propheten Land.

* * *

Wem gilt denn nur die Feier, ruft jetzt die Engelschaar
Wem bringet man die Lieder und all den Jubel dar? —
Da spricht aus ihrer Mitte ein schöner Seraphim,
Seht dort ihr lieben Brüder, seht dort nach Schwaben hin,
Da kam vor hundert Jahren ein Knäblein in die Welt,
Zu dessen Ehr und Preise man all die Feste hält.
Es gilt dem **Friedrich Schiller**, der längst hier oben wohnt,
Dem man noch jetzt auf Erden für seine Lieder lohnt.

L. A. Wollenweber.

Friedrich der Große von Schwaben.

Eine hundertjährige Erinnerung.

Meine Wünsche sind in jeder Rücksicht erfüllt, denn es ist ein Junge, frisch und stark, wie das Ansehen es gibt . . . . Jetzt also meine kleine Familie anfangen zu zählen; es ist eine eigene Empfindung, und der Schritt von eins zu zwei ist viel größer, als ich dachte. Sch. G. Briefwechsel, S. 190.

I.

Freitag früh den 9. November 1759, bevor es tagte, war geschäftiges Treiben im Hause des Bäckermeisters Kodweiß am Marktplatze zu Marbach. Die Stube im Erdgeschoß war voll von Weißbrod aller Art, Laugenbretzeln (Fastenbretzeln), Mütschele (Buttergebäck) und Wecken. In der dunkeln, nur durch das Schiebfensterchen erleuchteten Einfahrt standen Männer und Frauen mit leeren Körben und redeten hin und her. Eines nach dem Andern wurde in die Stube gerufen und Jedem verschiedene Sorten Backwerk vorgezählt und in den Korb gethan, so viel als hineinging. Es waren zwei Frauen, die das Geschäft der Vertheilung versahen. Die Aeltere zählte die verschiedenen Stücke vor, und die Jüngere, die vor einer Ampel an dem großen Tische saß und einen großen Bogen Papier vor sich hatte, schrieb einem Jeden das Empfangene auf. Heute war ein großer Tag für Alles was unterhalb der Weinsteig in Schwaben lebte, denn es war der letzte Tag des großen Militärmanövers, das bei Kornwestheim in der Nähe von Ludwigsburg gehalten wurde, oder eigentlich der Tag der letzten Heerschau. Die Leute, die das Brod hier in Empfang genommen hatten, trugen es eben hinaus in das Lager, wo sie es an die Soldaten, noch mehr aber an die überaus zahlreich versammelten Zuschauer aus allen Gegenden des Herzogthums verkaufen wollten. Sie erhielten von jedem Gulden des Erlöses drei Kreuzer für sich. Die letzte Frau, die den Korb gefüllt erhalten hatte, und ihn eben auf den Kopf hob, sagte zu der am großen Tisch Sitzenden:

„Wie, Frau Hauptmännin? Soll ich nichts ausrichten an den Herrn Hauptmann, wenn ich ihn sehe?"

„Ja wohl, Frau Schöllkopfin," erwiderte die Frau, und es lag ein Ausdruck in ihrem Ton, der etwas Anheimelndes hatte; „ja wohl. Sagt ihm, daß ich Gott sei Dank gesund sei, frisch auf, aber ich könne nicht, wie ich versprochen, zu ihm kommen. Ich darf's nicht wagen . . ."

„Da habt Ihr Recht, es wäre nicht brav, wenn Ihr in den Lärm und in die Gaukelfuhr' hineingingt; da ist man ja seines Lebens allein nicht sicher, und wenn man nun gar noch ein andres Leben unter dem Herzen trägt. Ja, ja, in der ganzen Stadt hört man nicht anders sagen, als: so eine brave, getreue Biederfrau wie die Frau Hauptmännin, so eine giebt's nicht mehr, und sie ist noch jetzt, wo sie doch stolz sein könnt', gerade so wie damals, da sie des Bäckers Lisabeth geheißen hat, und man hat's ihr immer angesehen, daß aus ihr einmal was Besondres wird, sie hat immer so was apart Feines gehabt."

„Ihr müßt mich nicht so viel in's Gesicht hinein loben," wehrte die jüngere Frau ab.

„Warum nicht?" fuhr die Redselige fort, zu der älteren Frau gewendet. „Man findet nicht so leicht noch eine, die so als rechtschaffnes Eheweib tragen wird, was sie zu tragen hat. Da geht der Mann in den Krieg und läßt die Frau daheim, und in's Winterquartier kommt der Mann, und im Sommer kommt ein Kind."

Streng erwiderte die jüngere Frau: „Frau Schöllkopfin, die Anderen sind Alle schon weit voraus, Ihr müßt eilen, wenn Ihr ihnen nicht das Beste vom Markt lassen wollt." Sie stand auf und brach das Gespräch kurz ab.

„Ja, ja. Ich will machen, daß ich fort komme," schloß Frau Schöllkopfin im Fortgehen, „aber ich gehe ohnedieß nicht mit den Anderen, die gehen über den Berg, Ludwigsburg zu, und ich gehe lieber auf der Landstraße. Man findet leichter ein Fuhrwerk, wo man aufladen kann oder auch man verkauft unterwegs ein gut Theil. Ihr könnt Euch drauf verlassen: an den Herrn Hauptmann werde ich Alles ordentlich ausrichten. Behüt's Gott beisammen."

Es war jetzt nach dem vorübergegangenen Lärm um so stiller in der Stube, und auch von der Straße hörte man nichts als bisweilen an den Nachbarhäusern einen Fensterladen öffnen und an den Riegel legen. Die Mutter, denn das war die Bäckersfrau, sagte nach einer Weile zu der jüngeren Frau: „Geh' hinauf und leg' dich noch ein paar Stunden schlafen. Es ist nicht recht von dir gewesen, daß du dir den Schlaf gebrochen; der Vater ist ein alter Bäcker, der hätt' den Schlaf am hellen Tag zu jeder Stunde wann er will nachholen können; aber du, du bist ja von den Neumodischen, die immer so allerlei im Kopf haben, daß sie am Tag gar nicht schlafen können. Lösch' das Licht aus, es brennt ein Loch in den Tag hinein. Geh' hinauf, mach' die Laden zu und schlaf' noch ein paar Stunden."

„Mutter, ich kann gar nicht recht schlafen. Und wenn ich wach bleibe und Etwas thue für die Meinigen derweil sie schlafen, das thut mir besonders wohl: da schläft mein Kind, da schläft mein Mann, da schläft mein Vater, sie wissen nichts von sich und nichts von mir und ich thue derweil Etwas für sie. Ich bin in einer andern Welt als die Meinigen jetzt, und bin doch bei ihnen und jede Minute können wir uns haben. O Mutter, mir ist als wäre ich be-

ständig getragen und wäre gar nicht auf der Welt, und ich bin gar nicht müd und mir lacht immer das Herz, als käme in der nächsten Minute eine Freude, wie sie noch gar nie auf der Welt war."

„Halt' dich nur ruhig," sagte die Mutter, „du brauchst Ruhe. Und ich sag dir's, ich sag dir's gern, so lange wir noch Gottlob gesund und in Ruhe bei einander sind. Ich prophezeie dir's: du wirst große Freude an deinen Kindern erleben. Wer so wie du an seinen Eltern Gutes thut, dem wird's von seinen eigenen Kindern vergolten. Brauchst nicht abzuwehren, laß dir's ruhig sagen. Es thut mir wohler als dir, daß ich's sagen kann. Geh' aber jetzt hinauf in deine Stube, und wenn du Kaffee willst, ruf's nur durch den Boden herunter, aber bück' dich nicht dabei, das ist dir nicht gut, ruf' nur und ich bring' dir ihn gleich. Ja, was ich dir noch hab' sagen wollen? Aber nein, geh' nur." Die Mutter drängte immer mehr zum Gehen, und doch konnte sie des Redens nicht satt werden; denn wie die Kinder am Abend, so sind alte Leute gern des Morgens gesprächsam.

Die junge Frau ging und die Mutter nickte noch mehrmals hinter ihr drein, als die Thüre bereits in's Schloß gefallen war. Und wie sie jetzt sinnend vor sich hin starrte, dachte sie wohl: „Seltsame Welt! Der Mann draußen unter den Waffen, jede Stunde bereit, Leib und Leben dem Tode zu stellen, und derweil kann ihm stündlich daheim ein Kind geboren werden . . ."

Die einzige Tochter des Bäckermeisters Kodweiß hatte einen aus dem Remsthale gebürtigen Wundarzt geheirathet, und die Beiden vereinte nicht nur innige Liebe, sondern auch Streben nach edlerer Erfassung des Lebens. Sie suchten sich jene Freuden des Geistes anzueignen, die allverbreitet sind wie das Sonnenlicht und nicht erst durch Reichthum oder eine besondere gesellschaftliche Stellung sich erwerben lassen. Beide Ehegatten kamen sich verkümmert in ihrer Geistesentwicklung vor; die Frau trug dieß leichter als der Mann, denn in ihrer häuslichen Begrenzung wurde sie minder an die Mangelhaftigkeit ihres Wissens erinnert als der Mann draußen in seinem Berufe und in seinem Streben nach Erreichung höheren Ranges. Des Bäckermeisters Lisabeth galt schon frühe bei ihren Gespielen als ein Mädchen von besonderer Begabung, aber man hielt sie auch für eine Schwärmerin; sie las nicht nur mit besonderem Eifer die Dichtungen von Uz, Gellert und Klopstock, sie spielte auch die Harfe und sang dazu allerlei ungewohnte Lieder. Was man indeß ehedem des Bäckers Lisabeth verdacht hatte, wurde jetzt für die Frau Hauptmännin als wohl anstehend betrachtet.

Die Festigkeit, mit der sie sich im Leben bewährte, zeigte auch, daß sie nicht nur von mächtigen Empfindungen ergriffen werden konnte, sondern auch mit starker gesunder Seele an allem Echten festhielt. Ihr Harfenspiel und ihre Bücher schienen sie nicht zu hindern, ja es ihr zu erleichtern, auch in Haus und

Feld emsig mit Hand anzulegen. Sie hatte immer etwas Gewecktes, sie kam zu jeder Arbeit, wie wenn sie eben erst frische Kraft gesammelt hätte.

Der junge Mann, der schon in seinem zweiundzwanzigsten Jahre als Feldscheer im österreichischen Erbfolgekriege bei einem bayrischen Husarenregiment in den Niederlanden gedient hatte, fand den Beruf des Wundarztes in der kleinen Stadt nicht genügend, und beim Beginn des siebenjährigen Krieges hatte er sich wiederum anwerben lassen. Er wurde Fähnrich und Adjutant in dem württembergischen Regimente Prinz Louis, das gegen Friedrich II. von Preußen zu Felde zog und stieg nachmals zum Hauptmann.

Selbst als der Mann aus dem Kriege zurückkehrte, zog die Frau nicht mit ihm nach der Garnisonsstadt.

Es ging zur damaligen Zeit eine Empörung durch die Gemüther, die als verhaltener Groll nur eine Schutzwehr gegen die Entsittlichung war. Die wahnwitzige Verschwendungssucht der kleinen Höfe, Bestechung und Stellenhandel, die ganz offen betrieben wurden, und das Hinwegsetzen über die gewohnten Schranken der Sitte hatte eine Auflösung zur Folge, die den engbürgerlichen Kreisen sich noch am schärfsten dadurch darstellte, daß in die Städte und Dörfer, die solcher Hofhaltung angrenzten, allerlei abgesetzte Gestalten ausgeworfen wurden.

Auch in dem kleinen Städtchen Marbach lebten solche Persönlichkeiten, die ehedem da drüben in der kleingroßen Residenz eine kurze Zeit geglänzt hatten, und von den rauschenden Balletten und Opern, die da drüben aufgeführt wurden, sahen die umgrenzenden Städte und Dörfer nur die andern Tags übernächtigen Gesichter und die abgerissenen Fetzen von all der Herrlichkeit.

Und da droben auf der Festung Hohenasperg saß die ehemals gefeierte Sängerin Marianne Pirker, eine geborene Württembergerin, gefangen. Sie hatte der Herzogin, die vor drei Jahren ihrem Manne entflohen war, allerlei Nachrichten gegeben und nun saß sie in dem dunkeln Kerker auf der Streu, und man erzählte, daß sie im Wahnsinn sich Kränze aus Stroh flechte und auf's Haupt setze.

Erst im Juli dieses Jahres war der edle Moser auf die Festung Hohentwiel gefangen gesetzt worden und der rücksichts- und gewissenlose Montmartin beherrschte das ausgesogene Land und die italienische Sängerin Gardela den jugendlich schönen Herzog.

Gegen all dies Treiben hatte sich im gesammten Volke und vor Allem in der Frauenwelt eine stille, aber um so entschiedenere Verwerfung festgesetzt.

Darum wollte auch die Hauptmännin hier nichts von einer Uebersiedelung nach der neuen Trutzresidenz wissen, und nach kurzer Auseinandersetzung mußte ihr der Mann Recht geben, da es vorerst auch nicht nöthig schien, und man keinen Tag sicher war, daß er nicht mit seinem Regimente aufbrechen mußte. Dennoch lag etwas Entfremdetes in der Art, wie die Frau allein lebte. Aber

sie konnte es nicht bemeistern, daß sie täglich das zügellose Leben mit ansehen und dazu still sein sollte.

Sie blieb bei ihren Eltern, und diese Heimkehr als verheirathete Tochter in's elterliche Haus, die sonst manche Unzuträglichkeit mit sich führen konnte, wurde durch die eigenthümliche Hoheit ihres Wesens zu einer besonderen Ehrenstellung.

Aus der ganzen herzlichen Art, wie jetzt eben die Mutter die Tochter behandelte, sprach sich eine Hochhaltung aus, die über das Gewöhnliche hinausging, und in der That hatte die junge Frau bei aller herzhaften Rührigkeit etwas so ergreifend Mildes, daß man ihr für Alles doppelt danken mußte, da es schien, als gehörte die rauhe Arbeit gar nicht zu ihr und sie übernähme sie nur als freien Liebesdienst. Und doch war sie immer bereit und war ihr nichts zu gering und die Eltern hatten nur zu wehren, daß sie nicht Alles allein vollführte.

Die Frau Hauptmännin hatte die Stube verlassen und stand eine Weile unter dem offenen Hofthor und schaute hinaus auf den Marktplatz in den erwachenden Tag. Der Färber im Hause gegenüber hängte in langwallenden Fahnen das blaugefärbte Zeug aus. Auf dem Dache flatterten die Tauben auf und nieder, jetzt kamen einige herunter und stellten sich auf den Rand des großen Marktbrunnens, der aus drei Röhren helles Wasser sprudelte. Nun aber knallte es von der inneren Stadt herauf. Der Vaihinger Bote kam mit seinem Einspänner auf seiner regelmäßigen Fahrt nach der Hauptstadt, die Tauben flogen vom Brunnenrad auf, setzten sich gleich wieder, aber nicht lange, denn jetzt trieb der Nachbar, der Schmid Daiber, seine beiden Kühe zur Tränke an den Brunnen und ein Kälbchen, das weit hinterdrein kam, und verwundert und zaghaft blöckend in der Ferne stehen blieb, machte plötzlich übermüthig lustige Sprünge. Nun kamen auch Mädchen zum Brunnen, sie trugen große mit Kupferreifen beschlagene Kübel und stellten sich plaudernd zusammen bis die Kübel voll waren, und eben als der Schäfer mit seiner blöckenden Heerde herankam, rief eine Stimme aus dem Innern des Hauses:

„Lisabeth, was stehst du noch so da?"

Es war die Stimme des Vaters, der an der Thüre der Backstube stand. Die Frau erwachte wie aus einem Traume, sie hatte all dem Treiben des Morgens zugesehen, als wäre sie eben jetzt zum Erstenmal auf die Welt gekommen. So traumverloren dreinstarren, Alles sehen, an Alles anknüpfen, und doch von nichts wissen—das war seltsam. Jetzt erwachte sie und sagte:

„Guten Morgen, Vater. Es giebt heute einen schönen, hellen Tag."

„Ist mir lieb, ich muß Holz verladen."

Die Frau ging hinauf in die obere Stube, hier schlief noch ihr zweijähriges Töchterchen. Sie sah nach dem Kinde, deckte es zu und setzte sich dann an das Fenster; aus der untern Backstube herauf zog durch eine im Fuß-

boden angebrachte Oeffnung angenehme Wärme. Die Fenster trieften, die Frau machte die Scheiben hell, dann setzte sie sich still nieder, aber es schien ihr zu einsam, ihr Herz war zu voll, sie mußte Jemand haben, der mit ihr sprach, und — da ist er ja, das ist ein guter, freundlicher Zuspruch, der ist allzeit bereit und wartet still bis man ihn ruft. Sie nahm ein Buch auf, es war sehr zerlesen, denn es waren die Lieder und Oden von Gellert. Sie las darin, aber nicht viel, nur ein einziges Lied, dann schloß sie das Buch, und wieder saß sie lange still. Es war ihr so voll und genügend zu Muthe, daß sie nicht wußte, ist es Abend, ist es Morgen, ob sie Speise zu sich genommen hatte, ob sie je deren bedurft habe oder noch bedürfe, und doch nährte sie ein zweites Leben in sich und ihre Seele schien unmittelbar die Sonne zu fragen, die jetzt ihre ersten Strahlen auf den Ritter am Marktbrunnen warf: „Du Sonne! Wie wirst du uns sehen, wenn du morgen wieder scheinst."

Da rief das Kind aus dem Bette, mit halbdeutlichen aber der Mutter vollkommen verständlichen Worten: „Der Vater soll kommen."

Die Mutter erschrack fast über diesen Ausruf. Das Kind gedachte des Abwesenden sonst nie. Aber so ist's: Kinder vergessen leicht einen Entfernten und haben in Anschauung des Gegenwärtigen den ganzen Tag nicht Veranlassung nach Abwesenden zu fragen, am Morgen aber aus dem Schlafe heraus kommt plötzlich ein Erinnern über sie.

„Der Vater wird kommen," sagte die Mutter und nahm das Kind aus dem Bett; seine Wangen waren so warm und roth. Nun hatte sie doch ein wirkliches Leben zu herzen und verlor sich nicht in's Unendliche.

Jetzt, indem sie dem Kinde vom Frühstück sprach, wurde sie auch inne, daß sie selbst hungerte; sie setzte das Kind auf den Boden und sagte ihm die Worte vor, die es der Großmutter durch die Oeffnung in die untere Stube hinabrief. Die Großmutter kam bald. Sie hatte viel zu berichten, denn sie sagte: „Weißt, wer heut Nacht angekommen ist und drüben im Hirsch wohnt? Er ist schon dagewesen und hat dich sprechen wollen, aber ich hab' gesagt, du schläfst."

„Ja, wer ist's denn?"

„Der Vetter von deinem Mann, der das Schloß zur Examenthür nicht aufmachen kann, der eingefrorene Student, oder wie er sich selber lieber heißt: der ewige Studiosus."

„Was will er denn hier?"

„Denk' nur! Hat man dem berichtet, du seist schon niedergekommen mit einem Buben (Knaben), und er ist nun da, um Gevatter zu stehen. Was nur die Leute haben, daß sie sich so Märchen ausdenken? Du gehst doch noch herum, und man weiß gar nicht wie's mit dir ist, und da berichten die Leute schon . . . ."

„Ja, immer heißt es von einem Buben und auch mein Mann will von nichts Anderem hören. Ich mein', es wäre Versündigung. Lieber Gott! Wer darf da etwas Anderes wünschen, als was Gott bescheert!"

„Jetzt wein' nicht, das ist gar nicht nöthig. Du hast dich doch sonst auch nicht so viel darum gekümmert, was die Leute reden. Du hast gewußt, was aus deinem Mann wird, bevor sich's vor aller Welt gezeigt hat. Ja, und ich sag's jetzt selber, er ist ein grundfeiner und herzlicher Mensch."

Die Mutter wußte, daß sie ihre Tochter nicht besser erheitern konnte, als wenn sie deren Mann lobte.

Die Großmutter nahm ihr Enkelchen auf den Schooß und gab ihm aus einem mit zwei Henkeln versehenen Schüsselchen Milch zu trinken und brockte ihm Weißbrod ein. Das Kind wollte immer das Schüsselchen selbst in die Hand nehmen, aber die Großmutter willfahrte nicht und sie sagte:

„Ich hab' dir schon oft und oft erzählt, das Schüsselchen ist ein Erbstück, wie's keins mehr giebt. Aus diesem Schüsselchen hat deine Mutter von ihrem ersten Jahre an bis zu ihrer Verheirathung tagtäglich ihr Frühstück genossen und es ist noch ganz. Schau, es hat keinen Bruch und keinen Stoß; du kannst was daran lernen, daß du auch so ordentlich wirst und auch Alles so ordentlich hältst. Heute hast du zum letzten Male Milch daraus bekommen, bis du selber bei Verstand bist und darauf Acht giebst. Ich schließ' es von heute an weg."

Die Hauptmännin lächelte. Es war als ob sie frohe Kindererinnerungen mit hinabschluckte und neu genoß, indem sie jetzt mit großem Appetit zwei ganze Wecken verzehrte, und man muß sich daran erinnern, daß sie zur damaligen Zeit fast doppelt so groß waren als heutigen Tages.

„Dein Bub hat gottlob Hunger," sagte die Mutter zufrieden nickend, denn sie konnte sich auch nicht erwehren, immer an einen Enkelsohn zu denken. „Iß nur recht viel, so oft du Lust hast; wenn deine Stunde kommt, kriegst du ohnedieß lange nichts mehr und mußt mit Wassersuppe vorlieb nehmen. Soll ich dir noch ein Mütschele holen?"

Sie hatte das noch nicht gesagt, als sie schon das Kind vom Schooß absetzte, hinab in die Stube eilte und mit einer Schürze voll Brod und Bretzeln herauf kam.

„Das soll ich doch nicht Alles essen?" fragte die Hauptmännin lächelnd.

„Nein, du sollst auch was zum Aufwarten haben, wenn der eingefrorene Student kommt. Kirschwasser hast du ja noch im Schränkchen."

Der Student ließ nicht lange auf sich warten. Es war ein Mann schon gegen das Ende der Zwanziger Jahre, der aber noch immer ein frohgemuther Jüngling war, und er sagte bald nach dem Willkommen:

„Ich bin eben zu früh dran. Ich glaubte immer, die Zukunft sei da, und sie läßt noch auf sich warten. Da will ich Gevatter sein, und es fehlt

noch an einer Nebensache, an einem Kinde dazu; und wenn's nun gar eine virgo wäre? Frau Base, den Schimpf würde ich Ihnen mein Lebenlang nicht vergessen. Ich bleib' jetzt da als Gevattersmanns-Einquartirung; ich hab' jetzt einmal Ferien gemacht, und weil ich noch nichts bin in der Welt, will ich doch wenigstens Gevatter sein."

Er ließ sich die Aufwartung wohl schmecken, vertilgte ein Gläschen Kirschengeist nach dem andern, und knapperte ein Dutzend Bretzeln dazu hinein. Endlich erhob er sich und sagte: „Ich will doch einmal hinausgehen, Benningen zu, und mir den Ort betrachten, wo man hier römische Alterthümer ausgegraben hat. Es ist doch brav von dem Städchen Marbach, daß es einem Gelehrten wenigstens einige Merkwürdigkeiten aus der Römerzeit bietet. Ihren Sohn, liebe Frau Hauptmännin, wollen wir Romanus tausen, er soll ein Römer werden, eine freie, große Seele, die nichts will von dem Gamaschenleben unsres Jahrhunderts. Zu Mittag bin ich wieder da, Frau Gevatterin, und sagen Sie Vater Kodweiß, ich will versuchen, ob sein Marbacher Heuriger das Lob verdient, das er ihm spendet."

Es war wiederum still in der Stube und seltsam still auf dem Marktplatz und auf der Straße. Auf dem ganzen Städtchen schien etwas zu liegen wie verhaltene Sehnsucht nach dem nahen großen, lärmenden Feste. Das ganze Städtchen schien still lauschend den Athem anzuhalten, und Jedes rechnete sich's als großes Lob an, daß es der so verzeihlichen Lockung nicht nachgab, zu dem nahen Feste zu eilen. Man hörte jetzt am hellen Tag den Brunnen am Marktplatz rauschen, wie sonst nur in stiller Nacht. Beim Schuster gegenüber, von wo man sonst allzeit Lederklopfen und Liedersingen hörte, war's heute still; Meister und Gesellen hatten sich heute einen außergewöhnlichen blauen Montag gemacht, und der Klempner drüben am Marktplatze, dessen gellende Schläge man sonst hörte, schien auch zu feiern, und die Gießkanne an eiserner Stange, die blinkend im Sonnenschein vor seiner Werkstätte hing, blinzelte auch immer nach Ludwigsburg hinüber.

Der Färber schaute zum Fenster heraus, und der Schlosser Weigle, der sonntäglich geputzt daher kam, fragte ihn: „Gehst nicht auch mit hinüber nach Ludwigsburg?" und er antwortete: „Nach dem Mittagessen komm' ich nach, und zum Feuerwerk komm' ich schon noch zeitig genug, und das ist doch die Hauptsache."

Und wieder war Alles still. Die Hauptmännin dachte sich auch hinüber und sie wäre auch gern fort zu ihrem Manne. Aber wie? wenn sie dem Herzog und seiner Umgebung begegnete, wenn sie von ihnen angesprochen würde! Sie hatte so viel gegen sie in Gedanken, sie hatte so oft gegen sie gesprochen; es schien unmöglich, daß sie ihre Zunge halten und Alles das nicht plötzlich den Beiden in's Gesicht hinein werfe, daß sie vor Scham in den Boden sinken müssen. Nein, nein, du mußt zu Hause bleiben! sagte sie

laut. Und doch konnte auch sie eine Unruhe nicht loswerden. Jetzt noch, nach zehnjähriger Ehe, sehnte sie sich nach ihrem Manne wie nach einem noch nicht zu eigen gewordenen Geliebten, ja noch mehr, sie wußte, wie wohlig sich's in friedlich beruhigter Gemeinschaft lebt, und es schien ihr unfaßlich, daß Eines fern vom Andern und nicht im stündlichen Beisammen das Dasein erfülle. Sie belohnte sich für ihr Daheimbleiben nun dadurch, daß sie sich jetzt mitten in der Woche ihre liebste Freude gönnte. In der Ecke der wohlgeordneten Stube stand eine Harfe, die Hauptmännin ergriff sie und erging sich in allerlei freien Tonverbindungen. Sie konnte in dem reichen Schatz ihrer Erinnerungen kein Lied finden, das in Worten das innerste Empfinden ihrer Seele ausdrückte. Jetzt erglänzte plötzlich ihr Antlitz und sie spielte mit einer von Innen quellenden Begeisterung und Leidenschaft, denn sie dachte, wie sie selbst zum letzten Neujahr in melodisch gefügten Worten dem Gatten ihr liebend Herz erschlossen; sie sah noch, wie er sie lächelnd betrachtete und dann in die Arme schloß. Er war kaum vor wenigen Tagen aus dem Feldzuge heimgekehrt, und dieses Wiedersehen nach banger Trennung gab den Treuverbundenen neue Lebenshochzeit. In dieser Empfindung hatte die Frau die bräutliche Glückseligkeit erfaßt und im Worte festgehalten. Und jetzt sang sie zu einer alten Melodie das von ihr selbst gedichtete Lied:

O hätt' ich doch im Thal Vergißmeinnicht gefunden
Und Rosen nebenbei! Dann hätt' ich dir gewunden
Im Blüthenduft den Kranz zu diesem neuen Jahr,
Der schöner noch als der am Hochzeittage war.

Ich zürne, traun, daß itzt der kalte Nord regieret,
Und jedes Blümchens Keim in kalter Erde frieret!
Doch eines frieret nicht, es ist mein liebend Herz,
Dein ist es, theilt mit dir die Freuden und den Schmerz!

II.

Die Besuche schienen indeß heute, wie man sagt, einander die Thür in die Hand zu geben. Gegen Mittag kam ein Bernerwägelein angefahren, hielt vor dem Hause still, und ein Bäcker, am grauen Kleide kenntlich, stieg ab. Er nestelte den einen Strang des Pferdes los, grüßte die alte Frau Kodweiß, die zum Schiebfensterchen im Erdgeschoß heraussah, und fragte:

„Ist der Bruder nicht zu Haus?"

„Ei, Ihr seid's, Herr Schultheiß?" rief Frau Kodweiß und kam auch alsbald auf die Straße, dann sagte sie: „Nein, er ist beim Manöver, es ist ja heute der letzte Tag; Ihr müsset bleiben, bis er kommt. Wie wird der

sich freuen! Er ist gar anhänglich an die Seinen und gar besonders an den Bruder Schultheiß."

„Thut mir leid, kann nicht bleiben, muß spätestens morgen früh daheim in Bittenfeld sein. Wie geht's der Frau Schwägerin? Ist sie noch wohlauf, oder komme ich recht zur Kindtaufe?"

„Grüß Gott, Schwager!" grüßte die Hauptmännin zum Fenster des oberen Stockes heraus, „kommet doch herauf."

„Ja, ja, komm' gleich."

Der Schultheiß warf zuerst seinem Pferd ein Bund Heu vor, dann ging er mit der Mutter hinauf in die obere Stube, schüttelte der Schwägerin wacker die Hand und sagte scherzhaft: „Da ist noch Alles gut bei einander und sie sieht prächtig aus; aber jetzt nur dies Mal einen Prinzen, Frau Schwägerin, dann soll ein Tag werden, an dem sich ganz Bittenfeld freuet, denn bei mir daheim ist doch eigentlich der Urstamm."

In ihrer Verlegenheit bat die Hauptmännin statt zu antworten: man möge nach dem Vater schicken.

„Wo ist er?"

„Draußen am Neckar, beim Holzverladen."

„Wie geht's mit dem Holzhandel?" fragte der Schultheiß, der sich nicht lange bei sogenannten Gemüthlichkeiten aufhielt, „wie ich höre, soll's gut gehen, aber es ist doch ein gefährlicher Handel," fuhr er sogleich fort.

„Ja, ja," ergänzte die Mutter, „mein Mann ist leider Gottes so eigensinnig. Er hat sich da eine Holzniederlage errichtet, sie ist geschickt, aber alle Leute sagen, und ich meine es auch, sie sei gefährlich. Wenn einmal ein rechtes Wasser kommt, kann es — Gott bewahre uns davor — in Einer Nacht unser Hab und Gut mit fortschwemmen. Und es ist doch keine Kleinigkeit, wenn man denken muß; jetzt regnet's schon lang, oder, jetzt kommt der Eisgang und nimmt Einem den Boden unter den Füßen weg. Helfet nur, Herr Schultheiß, daß er vorsorglicher wird, Ihr geltet viel."

„Da kann ich nichts machen," sagte der Schultheiß. Er mischte sich nicht gern in fremde Händel; er blieb für sich und ließ Andere auch für sich.

Als die Hauptmännin ihm jetzt ein Glas Kirschwasser einschenken wollte, sah sie zu ihrem Schrecken, daß der Student bereits Alles vertilgt hatte. Die Hauptmännin wollte es verbergen, die Frau Kodweiß aber merkte es und sagte: „Der Vetter Student ist heute schon dagewesen, und wo der eingekehrt ist, da ist hinter ihm der Garaus. Ja, wenn man die Wissenschaften auch so trinken könnte, wie Bier und Wein und Kirschwasser, so wäre der der Gelehrteste so weit man schreibt."

Die Hauptmännin suchte den Studenten zu vertheidigen. Sie erkannte, daß das hochtrabende Gebahren des Studenten auch aus einer gewissen

höheren Natur, die ihm innewohnte, hervorging, und sie sagte: „Es ist etwas Reines und Gutes in dem Vetter Student, das eben noch keine rechte Heimath in der Welt hat.“

„Ja, ja,“ sagte die Mutter halb scheltend, „du siehst in einem Jeden was Besonderes,“ und hocherröthend erklärte die Hauptmännin, daß sie dafür auch glücklich sei in der Welt, und daß sie sich's nicht nehmen lasse, daß überall, wohin man schaue, wenn man nur auf den Grund gehe, sich Herrlichkeiten aufthun, die die Welt zum Paradiese machen.

„Die Frau Hauptmännin hat etwas von unserer Mutter selig,“ sagte der Schultheiß, „die hat auch immer nur Gutes von allen Menschen geredet, an das Gute in jedem Menschen geglaubt und hat auch tausendmal gesagt: Glaubet nur dran und ihr werdet sehen, es kommt heraus! Schade, daß Ihr, Frau Schwägerin, und unsere Mutter selig nicht einander gekannt haben. Ihr hättet rechtschaffen Freud' an einander gehabt.“

Das Antlitz der Hauptmännin strahlte, denn es giebt für ein reines Gemüth nichts Beglückenderes, als wenn es eine Genossenschaft für seine Zuversicht kennen lernt, und hier war es noch dazu die eigene Schwiegermutter, die aus der Ewigkeit heraus ihr zugesellt wurde.

Die Frau Kodweiß, die indeß keine Bewirthung mit Worten kennen wollte, rief in die untere Stube, man möge etwas zum Imbiß heraufbringen, worauf der Schultheiß entschieden sagte, daß er nichts nähme und warten wolle bis zu Mittag, er müsse dann gleich fort, er fahre hinüber in's Lager.

Die Hauptmännin, ihr kleines Töchterchen an der Hand führend, geleitete den Schwager hinaus an den Neckar zum Vater.

Auf dem Heimweg hielt man sich noch kurz bei der Pathin des Töchterchens auf; denn zumal in der alten Zeit der Gastlichkeit gehörte ein Verwandtenbesuch auch alsbald den Freunden, ja fast dem ganzen Städtchen. Die Frau Collaboratorin — sie war die Wittwe des Collaborators Ehrenmann — gehörte zu den nächsten Freundinnen der Hauptmännin; sie geleitete dieselbe mit ihrem Besuche bis zum elterlichen Hause. Von allen Seiten wurden sie freundlich begrüßt, und Viele sagten, daß es schön sei, daß der Herr Schultheiß auch zum Manöver komme. Die Collaboratorin, die viel einsam denken mochte, bemerkte darauf: „Die Menschen bleiben doch ewig Kinder, Jedes denkt nur an sein neues Spielzeug und meint, wer aus der Ferne kommt, muß auch davon wissen und wegen nichts Anderem daher gekommen sein.“

Der Schultheiß sah die Collaboratorin betroffen an. Wo ist denn die daheim, daß die so von oben herunter redet? mochte er denken, er gab sich indeß keine Mühe, das zu erklären. Er schwieg einfach.

Das Essen war fertig, es läutete eilf Uhr von der Alexanderkirche und der alte Kodweiß befahl, daß man anrichte, obgleich der Student noch nicht da war: „Der kommt zum jüngsten Gericht zu spät," sagte er, „auf den kann man nicht warten."

Man saß bereits bei Tisch, als der Student ankam, mit zwei Männern, die einen großen Stein auf einer Bahre trugen und in der Einfahrt abluden; in der Stube verkündete der Student sogleich laut, daß er einen Stein gefunden habe, der offenbar Ueberbleibsel des römischen Castrums in der Gegend sei, es sei nichts mehr und nichts weniger als ein Altar des Vulkan, dessen Erklärung ihn berühmt machen werde in der ganzen Welt, und der Junge, der jetzt geboren werde, den setze er gleich auf den Altar.

„Der Stein könnte doch ein bischen zu kalt sein für das junge Kind," entgegnete der alte Kodweiß, „und jetzt setzt Euch, Herr Student, sonst fliegen die Leberspatzen da alle davon in unsern Magen. Aber jetzt ist's gut, Ihr kommt von einem Lager in's andere. Ihr seid draußen im Römerlager gewesen und jetzt fahrt Ihr heute mit in's württemberger Lager hinüber. Ja Alle, wie wir da sind, fahren wir nach Tisch hinüber nach Ludwigsburg. Der Hauptmann wird schauen, wenn er auf einmal Revue über seine ganze Familie halten kann."

„Ich kann nicht mit," sagte die Frau Kodweiß. „Und es muß doch Eines das Haus hüten."

„Und ich möchte auch daheim bleiben," setzte die Hauptmännin hinzu, „ich hab's wohl meinem Manne versprochen, daß ich zu ihm komme, aber ich mein', es wäre nicht recht, wenn ich's thäte."

„Du mußt mit," sagte der alte Kodweiß, und der Schwager und der Student baten ebenfalls und selbst das kleine Töchterchen rief: „Ja, Mutter, wir wollen zum Vater und zu seinen vielen, vielen Soldaten."

Während sich der Student Leberspatzen und Sauerkraut und dazu den Marbacher Heurigen wohl munden ließ, führte er mit guter Laune den höchst lächerlichen Vergleich aus, was man im Gegensatz zu einem römischen Lager von einem heutigen Lager in künftigen Tagen werde ausgraben können: da werde man nichts finden als eine zerbrochene Flasche, eine Puderbüchse, einen Frisirmantel und einen abgerissenen Zopf, eine Weste ohne Hintertheil und eine kunstreiche Wade von Watte — und über alle diese Herrlichkeiten werden sich die Alterthumsforscher künftiger Jahrhunderte die Köpfe zerbrechen.

Alles rüstete sich zur Abfahrt und der Student hatte schließlich keine weiteren Zuhörer mehr als den alten Schultheiß von Bittenfeld. Aber es war ihm gleich, wem er seine erhabenen Gedanken mittheilte, wurde er so doch von Niemand verstanden in der ganzen weiten Welt, und es war ihm nur darum zu thun, sich mit den gehörigen Kraftausdrücken kund zu geben in-

mitten dieser erbärmlichen Welt, die einen Geist wie den seinen nicht fassen und keinen Raum für ihn haben konnte.

Der Schultheiß nahm dem Student Alles was er sagte, geduldig ab, denn er rauchte dabei eine behagliche Pfeife; und es läßt sich gar nicht sagen, was man Alles Anhören kann, wenn man dabei raucht.

III.

Der alte Kodweiß hatte zwei Pferde von einer Holzfuhre genommen und sie an das doppelsitzige Bernerwägelein gespannt; er saß mit dem Enkelchen auf dem Vordersitz und versprach der Mutter, die es bei sich haben wollte, gut auf dasselbe Acht zu haben. Der Student und die Hauptmännin nahmen den zweiten Sitz ein. Der Schultheiß mit seinem Einspänner hielt hinter ihnen. Die Nachbarn standen umher und schauten zu. Diejenigen, die auch in das Lager wollten, schauten fragend auf, ob sie der Bäcker nicht aufsitzen heiße, und die daheim bleiben mußten, betrachteten mit einem wehmüthigen Tugendgefühle die Wegfahrenden; sie harrten pflichtgetreu aus, sonst wäre ja das ganze Städchen wie ausgestorben; nein, sie ließen sich nicht verleiten, auch der Lustbarkeit nachzurennen, obgleich ihnen von allen denen, die jetzt ruhig dahinziehen können, Niemand dafür Dank wußte, und gewiß Niemand daran denkt, ihnen für ihr Wächteramt auch nur eine Kleinigkeit mitzubringen.—Die Hauptmännin befahl noch der Magd, daß sie zwei Bündel Stroh hinten in den Wagen lege.

„Zu was soll das?" fragte der Vater rückwärts gewendet.

„Ich kenn' Euch ja, Vater," sagte die Hauptmännin, „Ihr lasset doch bei der Heimfahrt Manchen, dem der Weg zu viel ist, mit aufsitzen, und da sollen sie wenigstens gut sitzen können und nicht auf der harten Wagenleiter hocken."

„Unsere Frau Hauptmännin hat eine große Seele," rief der Student, sie sorgt wohlthätig für die Nachkommenden, für die Zukunft. Das will ich dem Sohne, der geboren wird, berichten, daß er dessen würdig sei."

„Wartet bis dahin, und ich bitte jetzt um ein wenig Ruhe; ich meine, ich sollte doch zu Hause bleiben," sagte die Hauptmännin.

„Nein, nein, jetzt wird nicht mehr abgestiegen!" rief der alte Kodweiß. „Hü! in Gottes Namen," und fort rollten die beiden Gefährte.

Man war kaum eine halbe Stunde gefahren, als die Hauptmännin anzuhalten bat, sie sah blaß aus, sie mußte absteigen, aber jetzt im Gehen wurde es ihr wieder wohler. Der Student war mit ihr abgestiegen, und war überaus zart und aufmerksam gegen sie, und die Hauptmännin sagte, es sei ihr so wohl zu Muthe, sie könne es gar nicht aussprechen, und über-

haupt fühle sie sich jetzt gar nicht beschwert, vielmehr als ob sie immer nur schwebte.

Der Student erklärte, daß, wenn ein großer Gedanke uns bewege und in uns lebe, wir nichts von unserem Körper fühlen, es ist als ob der Gedanke uns banne und hochhielte, wie viel höher muß es danach sein, wo ein wirkliches zweites Leben sich in einem regt, das muß tragen und heben. Er erzählte die Legende von Maria, die über den Berg ging und so ruhig athmete, als ob sie still sitze, denn das Kind unter ihrem Herzen trug die Mutter.

„Sie haben doch auch viel Schönes im Kopf," sagte die Hauptmännin, dann sprachen Beide lange nichts mehr, bis man in der Ferne Signale hörte und Staubwolken aufwirbeln sah. Jetzt rief der Vater, die Hauptmännin solle aufsitzen, er fahre nur noch im Schritt. Sie mußte willfahren und der Vater stieg selber ab und führte die Pferde an der Hand, damit sie nicht von dem Trommeln, Schießen, Blasen und Pfeifen wild würden.

Man war endlich am Lagerplatz angekommen. Unabsehbar weit reihte sich Zelt an Zelt; wo sonst nur das Korn wogte, waren jetzt Tausende von flüchtigen Menschenwohnungen, und in großen und festen Reihen zogen die Soldaten auf unter klingendem Spiel und dort hielt der Herzog mit seinem Generalstab. Die Reihen salutirten und riefen Hurrah. Der Herzog grüßte wieder.

Man hatte die Pferde an einen Baum gebunden, und Vater und Tochter und Enkelchen standen auf dem Wagen und schauten zu; der Student hatte sich alsbald unter die Menge verloren.

„Jetzt kommt das Regiment, bei dem dein Vater ist," rief die Hauptmännin und hielt ihr Kind fester an sich und schaute erhabenen Blickes aus. Ihr Blick hatte etwas Allmäliges, nicht rasch, nicht blitzend, aber man sah's, er erfaßte und durchdrang das Angeschaute. Und es giebt einen Blick des Auges, der gleich dem Sonnenstrahl die Dinge erwärmt, die er bescheint. Sie war eine schöne Gestalt, hoch aufgewachsen, mit schlankem Halse, mit weißem Antlitze, das die Sommersprossen nicht entstellten, sondern eher dessen Glanz milderten; sie hatte röthlich blonde, gelockte Haare, und Alles an ihr bekundete die Mutterhoffnung. Jetzt erglänzte ihr hellblaues Auge noch heller, denn sie sah ihren Mann an der Spitze seiner Schaar daherkommen, gemessenen Schrittes, und Alles klang und sang, und jetzt vor dem Herzog riefen sie Alle Hurrah und der Vater schwenkte den Degen und er blitzte im Sonnenschein, und jetzt schwenkte er ihn nochmals, und sie hatte gewiß nicht unrecht gesehen, er hatte sie bemerkt und der Gruß galt ihr. Er konnte nicht aus der Reihe treten, ihr nicht zurufen, ihr nicht die Hand reichen. Er grüßte jetzt zum Drittenmal deutlich und nickte dabei, und er sah freudig aus jetzt an der Spitze seiner Schaar; denn sonst war der eben

erst 36 Jahre alte Mann oft verdrossen und hatte viel zu klagen, daß er eigentlich nicht zu dem käme, was er im Leben sein könnte. Er fühlte einen Trieb nach Wissenschaft, nach großer Bethätigung in sich. Nun aber, in dieser Stunde, sah er doch so freudig aus, so froh gespannt, und als müßte er's hören, als müßte er fühlen, was sie sprach und empfand, sagte sie in die weite Luft hinaus: „Gottlob! Gottlob, daß du so glücklich bist.“ Sie wußte sich nicht zu helfen, sie hob ihr Kind auf und küßte es inbrünstig.

Der Vater war wieder verschwunden, nicht mehr zu erkennen in der großen Masse derer, die gleich ihm bekleidet waren, und die Frau setzte sich nieder und hielt die Hand vor die Augen. Sie wollte nichts mehr sehen, alles Andere kümmerte sie nicht und in ihr regte sich's wunderbar.

IV.

„Neugebackene Mütschele, Bretzeln, Wecken kauft! Sie sind die brävsten, sind vom Bäcker Kodweiß von Marbach! Kaufet! Kaufet!“ so wurde die Hauptmännin angerufen. Sie schaute auf, und Frau Schöllkopfin, der sie zuletzt noch den Auftrag gegeben, stand vor ihr; sie war aber durchaus nicht freundlich, denn sie rief laut:

„Das ist ja schändlich! Sag' ich noch vor einer Stunde dem Herrn Hauptmann, daß die Frau Liebste nicht kommen kann; und jetzt ist sie da und macht mich zur Lügnerin. Das Nächstemal gebt Euren Auftrag einem Andern, aber nicht mir. Und man soll's nicht wünschen, aber Spaß wär's doch, wenn das arme Kind jetzt da mitten in dem Durcheinander auf die Welt käme. Hei! das wäre schön! Und dort geht der Herzog und die Hauptitalienerin mit den Anderen, sie haben blaue Schuhe an, das ist ihre Uniform, die kämen gleich daher und thäten Gevatter stehen!“

Die Hauptmännin wehrte ab wie vor einem entsetzlichen Gespenst, das allerlei Schaudererregendes prophezeit.

Frau Schöllkopf war in der That sehr bös, daß man sie Etwas hatte ausrichten lassen, was anders eingetroffen war. Die Hauptmännin indeß beruhigte sie und versprach ihr, daß sie auch mit heimfahren dürfe.

„Und das bleibt fest!“ rief Frau Schöllkopfin. „Ich bin müd wie ein Jagdjund. Ich kann mich nicht dazu bringen, wie die Anderen, still auf einem Fleck zu sitzen, ich muß mit meinem Kram herumlaufen; und seht, es ist auch besser so, ich bin bald beim Kehraus. Aber ich hab' im Gedräng einen falschen Sechser für gut eingenommen, den müsset Ihr mir für voll einrechnen und nicht wahr, Ihr thut's?“

„Ja, ja,“ versprach die Hauptmännin, und Frau Schöllkopf ging, ihre Waare anpreisend, weiter.

Jetzt endlich kam der Hauptmann; er sah schön und stattlich aus, wie er sich den Tressenhut vom Kopf nahm und den Schweiß von der Stirne trocknete. Er war von kleiner gedrungener Gestalt und seine Stirn war hochgewölbt. Dabei hatte er nicht nur heute, sondern immer eine soldatisch straffe Haltung. Er küßte das Kind und hob es von dem Wagen herab, der Frau aber reichte er hier vor den Augen Aller nur die Hand. Er ließ durch einen Soldaten einen Stuhl aus dem nahen Schenkzelte holen und half der Frau absteigen, was nur mühsam geschah. Als sie auf dem Boden stand, sagte sie: „Schilt mich nicht, lieber Mann, daß ich es gewagt habe, jetzt zu dir herauszukommen; ich mach' mir schon selber Vorwürfe genug, aber dein Bruder und der Vetter Student haben mir keine Ruhe gelassen."

„Du bist ein stark Soldatenweib," erwiderte der Mann; „und was wir noch bekommen sollen, mit Gottes Hülfe wird's auch stark werden und nicht verweichlicht."

Nun reichte der Hauptmann dem Bruder beide Hände und schüttelte sie ihm wacker, dann führte der Bruder, Schwiegervater, Frau und Kind nach seinem Zelte.

„Du siehst wohl aus!" sagte der Bruder, „das Soldatenleben scheint dir doch jetzt mehr Freude zu machen."

„Ja, ja, an solchen Tagen macht's lebendig. Aber Bruder, du hast das bessere Theil erwählt, du bist daheim geblieben im elterlichen Haus, baust deinen Acker, bäckst dein Brod, und hast nach Niemand in der Welt was zu fragen, und brauchst nicht zu warten, bis man dir deine Ehre giebt. Wenn man sich von dem täglichen Leben mit seinen Geschwistern lossagt, sollte man die ganze Welt dafür gewinnen. Wenn man nicht was Rechtes, Großes wird in der Welt, ist's am besten, man bleibt daheim in den alten beschränkten Verhältnissen. Ich spür's, ich hätte was Ganzes werden können in der Welt, aber ich werde es nie. Meine Jugend ist verpfuscht worden. Und als verheiratheter Mann erst einen Beruf suchen und sich darin zu was Rechtem machen wollen, das heißt noch selber wachsen wollen, während man schon Kinder hat. Jetzt gehört das Wachsen den Kindern und der Vater bleibt wie er ist. Ich lasse aber doch nicht ab, bis ich Etwas finde, woran ich sehe, warum ich da bin. Mir wäre jetzt das liebste, wenn ich nichts als Bäume pflanzen könnte auf der Welt."

Etwas verdrossen sagte der Schultheiß: „Du weißt ja, man hat an dir gethan, was man in unserm Stand hat thun können."

Und der Hauptmann erwiderte: „Ich mache Keinem einen Vorwurf, es hat dabei Niemand anders gekonnt, aber daß ich eben Chirurg, Barbier war, das geht mir mein Lebenlang nach. In mir wollt' ich's schon verwinden, aber meine Kameraden vergessen's nicht, sie spötteln noch immer gern darüber und es ist nicht gescheit von mir gewesen, daß ich daheim in Kriegsdienst ge-

gangen bin, wo Jeder weiß und Jeder fragt, was ist er gewesen und woher ist er? und: sind Sie nicht ein Vetter von dem und dem? Das ist die erste Frage, die man immer wieder hört. Ich hab' mich meiner Verwandtschaft Gottlob nichts zu schämen, aber die Leute möchten mit den Fragen doch Einem immer gern den Rock ausziehen und einen andern anthun. In einem andern Land hätte ich's weiter gebracht. Aber genug, jetzt bin ich froh, daß ich dich bei mir hab' und ich hab' das Beste auf der Welt: ich hab' eine rechtschaffene Frau. Brauchst nicht die Augen niederzuschlagen, Elisabeth! Vor meinem Bruder darf ich mich doch meines Glückes rühmen. Jetzt bleibst du aber auch ordentlich bei uns, Johann. Ich kann mich erst recht freuen, wenn ich weiß, wie lange ich eine Freude habe."

„Ich muß noch heute Abend heimezu. Ich habe Leute nach Waiblingen bestellt und die warten auf mich."

„Nun gut, so wollen wir ein paar Stunden lustig sein. Hast du nicht gesagt, Frau, daß der Vetter Student auch hier sei?"

„Ja, aber er ist verschwunden, wie wir angekommen sind."

Der Hauptmann wollte seinen Burschen nach Speise und Trank schicken, aber der alte Kodweiß sagte: „Heut' kriegt man nichts Ordentliches hier, darum habe ich von unserm guten alten Schalksteiner mitgebracht, und da ist auch ein gut Essen."

Man saß wohlgemuth beisammen, die Brüder erzählten einander von ihrem Leben, und der Hauptmann konnte nicht genug rühmen, wie tapfer sich seine Frau benähme, sie habe ihn, trotzdem sie nichts auf der Welt mehr liebe als ihn, schon zweimal ohne Widerrede in den Krieg ziehen lassen, nur damit er es höher bringe, denn die Ausübung der Wundarzneikunde hatte ihn in Marbach nicht genährt und habe auch seinem Streben nicht genügt, und er habe nichts mehr zu wünschen in der Welt, als daß ihm Gott einen Sohn schenke, dem er das einbringen wolle, was an ihm verfehlt worden sei.

„Ja, ja," sagte der Bruder Schultheiß, „du hast dein Lebenlang immer Plane gehabt; du lebst in der Minute nur gut davon, wenn du dir ausdenkst, wie's immer weiter wird, immer schöner, immer größer." Er erzählte nun der Frau, wie der Bruder Kaspar in dem kleinen Dorfe Bittenfeld bei Waiblingen, als der Vater schon früh gestorben war, sich allerlei Abenteuerliches ausdachte, was man in der Welt ausführen könne.

Die Wiedererweckung vergangenen Jugendlebens that dem Hauptmann und seiner Frau gleich wohl und der alte Kodweiß drückte sein Behagen nur damit aus, daß er einem Jeden mit den Augen winkte auszutrinken, und dann immer wieder frisch einschenkte.

Endlich kam der Student und rief mit vollem Lachen: „Mir geschehen die besten Abenteuer."

Er konnte vor Lachen kaum anfangen bis er endlich berichtete: „Wie wir ankommen, denke ich: ich muß mich doch unter das Getümmel mischen und suche nach einem Platz, um Alles gut zu überschauen. Da sehe ich ein paar Ludwigsburger Neuresidenzler, sie kommen heran, wohl versehen mit Speis' und Trank, und haben eine Leiter und steigen damit an einem Baume in der Allee hinauf. Kaum hat aber der Letzte den Ast erfaßt und will die Leiter nach sich ziehen, ja, prosit Mahlzeit! Da ziehe ich ihm die Leiter weg, lege sie an einen andern Baum an und steige auch hinauf. Die Spießbürger schimpfen was sie können, aber das kümmert mich nicht, das erlustigt mich nur. Aber hinter mir drein steigen auch noch Andre auf meine geraubte Leiter, ich muß nur machen, daß ich auf den Baum komme; und richtig, noch eine dritte Partie macht es mir nach und stiehlt uns die Leiter, sie legen die Leiter an einen dritten Baum und ihnen gelingt es, die Leiter nachzuziehen. Jetzt hättet ihr das Schimpfen hören sollen von einem Baum zum andern, und unwillkürlich stellte sich ein Stück Griechenthum, ein Stück olympisches Fest mitten in eine durchlauchtigste herzoglich württembergische Zopfparade hinein: Drunten der griechische Chor der Volksmenge, der die Empfindungen der auf der Höhe des Daseins Hangenden und ihre Wechselreden mit klassischen Betrachtungen ausdeutete, sie klatschten und pfiffen, je nachdem die antiken drei Schauspieler auf den Bäumen einander gut heim bezahlten. Wir spielten auf einer wahrhaft hohen Bühne ohne Wechsel der Decorationen. Eine Weile wurde es still, so lange die Heerschau an uns vorüberzog, die Musik ertönte und salutirt wurde; auch wir von den Bäumen schrieen Hurrah! und Hoch! Und die Spießbürger auf dem ersten Baume schwenkten ihre Flaschen. Als aber die Heerschau vorüber war, da ging der dreifache Chorus aus den Bäumen von Neuem los."

Der Student ahmte hierbei das Schimpfen, Schelten und Schreien der verschiedenen Gruppen und dabei die vielfachen Zurufe des Volkes aus der Tiefe so glücklich nach und wußte namentlich die Stimme eines Kropfigen so lächerlich geschickt wiederzugeben, daß die Frau Hauptmännin rief:

„Um Gotteswillen, haltet ein, ich halt' es nicht aus vor Lachen."

Nun erzählte der Student rasch zu Ende, wie dann alle drei Gruppen mit Hülfe der Polizei, die allen Zauber löst, von ihrem Banne auf den Bäumen befreit wurden, und wie die große Menge sie mit Jubel begrüßte und noch lange verfolgte.

Die Erzählung dieses Zwischenfalles brachte neue Heiterkeit in das Zelt, und der Hauptmann fragte den Studenten, ob er noch immer sein Examen nicht gemacht habe.

„Ich glaube, ich werde unexaminirt sterben, und werde von den vier Facultäten im Jenseits auf Einmal zum Doctor gemacht. Aber ich bleibe auch nicht in dem kurzbeinigen gestauchten Württemberger Ländle, wo hinter

jeder Pfarrscheuer ein eingebildetes Genie hockt, das da glaubt, die ganze übrige Welt mit Geringschätzung über die Achsel ansehen zu können."

Die Hauptmännin, die sich eine „gute Schwäbin" nannte, vertheidigte indeß das schöne Heimathland mit seiner unverwüstlichen Bürgertugend und seinen tiefen Quellen inniger Gemüthserquickung. Sie nannte es undankbar, wenn man, weiteren Zielen zustrebend, das geringschätze und vergesse, was die Heimath uns ins Herz gepflanzt. Ihre Wangen glühten, da sie dies sprach, und nicht ohne Geschick wußte sie dabei nach Frauenart auch zugleich die früheren Unmuthsäußerungen ihres Mannes zu widerlegen. Er fühlte das und faßte nur still nach ihrer Hand.

Der Hauptmann war indeß auf seinen Lieblingsgedanken gekommen, und das war, daß ihm keine Mühe, kein Opfer zu schwer wäre, um sein mangelhaftes Wissen zu ergänzen. Er erzählte, daß er da, wo er bei dem Chirurg in der Lehre war, eine Lebensbeschreibung Alexanders von Macedonien gefunden habe, an der die letzten Bogen fehlten, und wie ihn das gequält habe; und fast so sei sein Leben und Wissen auch: es fehlten die letzten Blätter, und sie wären nicht mehr zu ergänzen. Der Student gab ihm in spöttischer Weise Recht. Er konnte das Streben des Mannes nicht recht begreifen. Denn wer den regelmaßigen Gang durchlaufen, wer die niederen und dann die höheren Schulen besuchte und methodisch geleitet wurde, der versteht nur schwer den Heißhunger nach Wissen, wie er sich in dem ausbildet, der sich allein und aus der Hand des Zufalls Wissenschaft und Erkenntniß erobern muß: wie da ein Buch, das ihm plötzlich zukommt, zu einem alleinigen und doch fremdartigen Führer wird; es fehlt der Zusammenhang, in dem es im Reiche des Wissens steht, und der einsam Arbeitende und Denkende knüpft an das Vorliegende die abenteuerlichsten Ergebnisse und glaubt sich wunder wie groß in seinem Besitzthum, und erst später erkennt er, welch einen dürftigen Ausschnitt aus dem großen Reiche des Wissens er übersah und durchforschte.

Der Schalksteiner kam der Laune des Studenten wohl zu Hülfe und er gefiel sich wiederum darin, einen Vergleich des Zeltlebens vor Troja mit dem jetzigen zu machen. Der Hauptmann und seine Frau nickten lächelnd, als er ihnen die Rollen von Hektor und Andromache zutheilte; sie mochten fühlen, daß es in jeder Lebenslage, in jedem Zeitgewande gegeben ist, die echte, in sich gediegene menschliche Kraft zu bewähren.

Der Bruder Schultheiß verabschiedete sich jetzt und auch der alte Kodweiß drängte zur Heimfahrt. Er wollte nicht beim Feuerwerk bleiben. Als die Hauptmännin sich zum Fortgehen anschicken wollte, fiel sie ihrem Mann um den Hals, verbarg ihr Antlitz an seine Brust und sagte: „Um Gotteswillen, Mann, ich fürchte, ich fürchte, ich kann nicht mehr heim: ich fühle mich Mutter werden."

Der Hauptmann erblaßte, er hieß alle Anderen hinausgehen, da hörte man plötzlich vor dem Zelte die Stimme der Frau Schöllkopfin, und sie rief:

„Meister Kodweiß, das Geschirr ist leer, es gibt morgen schön Wetter! Euer Brod steckt in hundert Magen und Eure Tochter hat mir versprochen, daß ich mit Euch heimfahren kann. Geht's denn nicht bald fort."

„Ruf' mir die Frau herein," sagte die Hauptmännin drin im Zelt. Der Hauptmann ging hinaus, da stand er eine Weile erbebend bei dem Vater und dem Vetter. Bald kam Frau Schöllkopfin wieder aus dem Zelt und sagte:

„Schnell anspannen, es kann noch gut werden. Aber es ist die höchste Zeit. O! Ihr Männer! Ihr Männer! Was thun nicht die Weiber um Euch. Geht die gute Frau in solchen Umständen noch daher, um ihren Mann zu sehen, und er, er lauft wenn die Trommel gerührt wird, wie's ihm einfällt, nach den Niederlanden und nach Böhmen in den Krieg. Was steht Ihr da, wie die Kuh vor dem neuen Thor? Machet, daß der Wagen herkommt, sonst hat das arme Kind nicht einmal einen Ort, in dem es geboren und heimathberechtigt ist."

„Ein im Feldlager geborener Sohn, das wäre herrlich!" rief der Student; aber Niemand hörte auf ihn. Der alte Kodweiß eilte nach dem Wagen, und der Hauptmann, der das Töchterchen dem Vetter übergab, zu seinem Oberst. Der Oberst Friedrich von der Gablenz ertheilte dem Hauptmann gern den Urlaub, da andern Tages nur noch die Entlassung der zu den Herbstmanövern Einberufenen zu bewerkstelligen war. Ja, der Oberst versprach, als Taufpathe zu erscheinen, wenn das Neugeborene ein Knabe sei.

V.

Es war ein milder Novemberabend, wie er in den schwäbischen Reblanden sich auch manchmal noch im Spätherbst einfindet. Die Nacht war schnell hereingebrochen. Unter dem Schutze des Dunkels wurde die Hauptmännin ohne Aufsehen auf den Wagen gebracht. Das Stroh, das sie für Andere vorsichtig mitzunehmen befohlen, kam ihr jetzt zu statten. Die Zeltdecke wurde darüber gebreitet und sie mit einer andern Decke zugedeckt, so daß sie fast wie in einem Bette lag. Eine Hauptsorge war, das Töchterchen zu beschwichtigen, das immer weinte und schrie, da es mit der Mutter so fremd hantieren sah.

Bis man das Gelärme hinter sich hatte, gingen die drei Männer neben dem Wagen, um Neugierige und Störende abzuhalten. Frau Schöllkopfin saß neben der Hauptmännin. Als das Toben und Lärmen nur noch von ferne erscholl, that es der alte Kodweiß nicht anders, die Herren, — der Hauptmann und der Student — mußten auch auf den Wagen sitzen. Er

selber führte die Pferde an der Hand, denn dort vom Lager her prasselte und knatterte es und manchmal stiegen Raketengarben, feurige Bienenkörbe und buntfarbige Leuchtkugeln zum Sternenhimmel hinauf.

„Mit dem, was dieses Feuerwerk kostet, könnten sich diesen Winter Tausende erwärmen," sagte der Student, „aber das dumme Volk gafft zu und denkt nicht daran, daß man ihm seine warme Stube in die Luft schmeißt. Doch nein, ich habe Unrecht, ich habe heute ein Lied gehört, das in vier Zeilen die ganze Last zusammenschnürt, die auf unserem Volke lastet:

O lieber Tod von Basel,
Was haben wir denn than,
Daß du uns arme Schwaben
Willst nimmer leben lan?"

Der Hauptmann bat dringend und streng um Stille. Er beugte sich hinüber zu seiner Frau und fragte, wie es ihr ergehe.

„Gut!" erwiderte sie leise, „sei nur nicht so ängstlich, sei nur ruhig und jetzt dank' auch Gott, daß du das geworden bist, worüber dich deine Kameraden, wie du glaubst, scheel ansehen; das gibt mir jetzt eine besondere Beruhigung und sieh, von dem Tag an laß dich's nicht mehr verdrießen, und was auch wahr oder nicht wahr daraus kommt, denke nur: daß ich jetzt deßwegen auch ruhig bin, das ist ein Segen, dem nichts gleichkommt. Gelt, Caspar, du bist nie mehr betrübt darüber? Sag' mir das jetzt und ich bin glücklich!"

Er faßte schnell ihre Hand, küßte sie und sie fuhr fort: „Wie ich vorhin ein wenig eingeschlafen bin, da war mir's, als sähe ich dich, wie du im vorigen Jahr in Böhmen warst; und einmal habe ich dich gesehen als Leutenant und einmal als Feldarzt und einmal als Feldgeistlicher. Du bist ja auch Alles auf Einmal gewesen wie sie dir Alle nachrühmen. Dank' Gott für die vielen Gaben, die du hast, und laß uns still beten, daß dies Gott unserem Kinde auch schenkt."

„Red' jetzt nicht so viel," sagte der Hauptmann. „Ich weiß Alles, ich kenne deine innersten Gedanken. Halte dich nur recht ruhig."

Er setzte sich wieder still auf den Vordersitz und eine Seligkeit ohne Gleichen kam über den starken Mann. Er sah, was er an seiner Frau hatte, und sein einziger Wunsch war, daß ihn Gott das noch lange sehen und erkennen lassen möge. Der ganze Himmel glitzerte und flimmerte in seiner Sternenpracht, und der Hauptmann schaute still hinauf; da sagte der Student, der neben ihm saß:

„Der Bursch wäre zu beneiden, wenn er heute am Vorabende des Luthertages wie Luther selbst unter freiem Himmel geboren würde."

Der Hauptmann antwortete nichts und hielt dem Vetter nur die Hand auf den Mund, daß er doch fortan schweigen möge.

Singend und jauchzend zogen Manche vorüber, die aus den Lustzelten von der Heerschau heimkehrten, und der Hauptmann hätte gern wie dem Studenten so allen Menschen den Mund zugehalten, daß sie seine Frau nicht stören, nicht aufwecken möchten, und sie fühlte das, was der vor ihr Sitzende dachte, denn sie sagte leise zu Frau Schöllkopfin: „Saget meinem Mann, daß das Singen und Schreien mich gar nicht stört; ich bin wohl und wach, nur darf ich mich nicht rühren."

Der Hauptmann küßte still den Trauring an seiner Hand als ihm Frau Schöllkopfin diese Worte berichtete.

Man fuhr still dahin. Die Frau, die mit offenen Augen in dem Wagen lag, schaute hinein in das zahllose Heer der Sterne, und sie fühlte sich hineingehoben in das All und wußte nicht mehr, wer sie war, woher sie kam und wohin sie strebte. Die ganze Welt war Eins, ein Mutterherz pochte im All.

Mutterseelenallein! Wenn du das Wort hörst, wenn du es empfindest, berührt es dich wie Glockenklang den tief im Walde Verborgenen, und Wehmuth und Genügen, Verlangen und gestillte Sehnsucht begegnen einander in diesem Worte, und die Welt ist in dir und du bist in der Welt, es gibt keine Trennung mehr und doch bist du allein, aber das All ist im Einen.

Der Student auf dem Vordersitz sagte jetzt leise zu dem Hauptmann: „Der griechische Philosoph Plato behauptet in seinem Phädon: all unser Lernen sei nur Erinnern, und die Thatsache, daß wir im Leben oft Dinge wahrnehmen, betrachten und inne werden, die wir schon einmal gesehen, erlebt, geträumt zu haben glauben. — Das kommt daher, weil sich die Seele eines Vorlebens erinnert, das diesem unserem jetzigen Dasein vorausgegangen sei. Ich möchte aber sagen, daß es nichts ist als das Erwachen der Gedanken. Träume und Phantasien, die die Mutter hatte, derweil sie das Kind unter dem Herzen trug. Es läßt sich nicht fassen, wie das einwirken mußte auf das ganze Dasein des Kindes, und auch das Samenkorn still in der Erde entwickelt und entfaltet sich unsern Blicken ungesehen. Wir wissen nur das, was außerhalb im Licht erscheint. Und jetzt, wie geht die Unendlichkeit vor uns auf, die Unendlichkeit der Welt und des Menschenlebens! Da ist die Erde, da droben das zahllose Heer der Sterne, die große unendliche Welt. Alles das wartet auf ein Menschenkind, das morgen aufschaue und alle diese Herrlichkeit und Größe in sich aufnehme, und hier eine Mutter, und in dem Worte Mutter ist die Unendlichkeit der Menschheit" ....

Der Student wurde in seinen gehobenen Betrachtungen unterbrochen, denn:

„Gott Lob und Dank! Schau dort, da sind die Lichter von daheim," rief der alte Kodweiß, der bisher kein Wort gesprochen hatte, jetzt laut und froh aus erleichterter Brust. Die Hauptmännin richtete sich auf und athmete

tief, sie sah die Lichter aus der Heimathstadt flimmern. Wie weit, weit war sie gewesen, wohin war ihre Seele getragen worden — sie fand sich wieder in der wirklichen begrenzten Welt. Unter der Decke faltete sie im Dankgebet die Hände, daß sie wohlbehalten heimkäme.

Den Hauptmann verdroß die Härte jedes Steines, als man über das Pflaster fuhr, und er fühlte doppelt und dreifach, wie wehe das seiner Frau thue.

Als man zum Marktplatz kam, sah man just über dem Giebel des Hauses ein flimmerndes Doppelgesti n stehen, und der Student rief mit lauter Begeisterung: „Schaut dort, wie auf den Giebel gesetzt, das Brüdergestirn Castor und Pollux, die Unzertrennlichen. Im Hausflur mein Altar des Vulkan und über dem Giebel das Sternenpaar! Sei gegrüßt, du neuer Weltbürger.“ Der Hauptmann konnte nicht anders, er umarmte still den Studenten.

Man brachte die Hauptmännin glücklich in das Haus und jetzt im Elternhaus war sie plötzlich wieder munter, sie öffnete alle Schränke und gab der Mutter an, wo man Alles finde. Ueber die Harfe in der Stube breitete sie noch selbst die Decke, sie wußte, daß sie sie lange nicht mehr berühren werde. Die herbeigerufene Wehmutter erklärte, daß man noch ruhig sein könne. Die Hauptmännin schlief bald ein. Die Collaboratorin war aus dem Bett geholt worden und sie wachte nun bei der Freundin. Man trennte sich still, bereit, dem ersten Rufe zu folgen.

VI.

Am Morgen — vom Färberhause gegenüber flatterten heute lustige rothe Fahnen im hellen Sonnenschein — da war großes Leben im Hause des Bäckers Kodweiß. Die Frau Collaboratorin hatte eine große mit Brustlatz versehene Bäckerschürze angethan und ging ordnend im Hause hin und her. Nachbarn und Verwandte gingen fragend und dienstanbietend aus und ein; auf dem Tische stand immer wieder frischer Kaffee und Butter und Brod, und ungefragt griff Jedes zu, und der alte Kodweiß und dessen Frau nickten freundlich dabei; denn wenn die Freude in ein Haus einzieht, so ist es, als ob eine Blume aufbreche und ihren Duft, den sie bisher in sich gehalten, ausströme zur Erquickung Aller.

Die Männer waren in die untere Stube gebannt und sprachen allerlei fremde Sachen, als wollten sie durch Aussprechen von Fremdem und Anklammern an Fernabliegendes nur um so ungestörter im Innern an das bebende Ereigniß selber denken.

Der Student zwang den Hauptmann, ihm von dem letzten Feldzug in Böhmen zu erzählen, wie er da mit dem österreichischen Heere gegen Frie-

drich II. gestritten und wie sie jämmerlich zerschlagen und zerstreut und von Seuchen heimgesucht wurden.

Der ganze Widerstreit von Erhebung des Gemüths und namentlich von der Zwiespältigkeit der Empfindung, die in denjenigen deutschen Ländern waltete, die weder unter das österreichische noch unter das preußische Scepter gehörten, alles das that sich hier in der kleinen Bäckerstube am Marktplatz zu Marbach auf. Es war noch dazu gefährlich, über Friedrich II. zu sprechen, denn noch erinnerte man sich, wie vor wenigen Jahren die zum Dienste gepreßten Soldaten unter dem Rufe: „Wir ziehen nicht gegen die Preußen!" revoltirt hatten, die Kaserne anzündeten und auseinanderstoben; und wie sie dann später nochmals am Eingange des Eybachthales bei Geißlingen revoltirten und siebzehn auf der Stelle füsilirt wurden.

Der Student hatte ebenso viel Hohn dafür, daß Friedrich II. eben in diesem Jahr schlechtes Geld hatte prägen lassen, als daß die kleinen deutschen Fürsten, die ihre Truppen für das deutsche Reich in's Feld stellten, von Frankreich große Geldunterstützungen bezogen, um damit ihre aberwitzige Hofpracht auszustaffiren. Er war indeß noch rücksichtsvoll genug gegen die Uniform des Hauptmanns, um nicht kurzweg nach Ludwigsburg zu deuten.

Der Hauptmann hatte nur leichthin erwähnt, daß auch der englische Minister Pitt im vorigen Jahre ganz offen im englischen Parlamente Friedrich II. den Helden des Protestantismus genannt hatte, und fast willenlos sprach er seine Begeisterung für den Preußenkönig aus. Der Student wollte nicht viel davon wissen, er behauptete: Friedrich II. sei wohl ein Held, aber er sei es auch hauptsächlich dadurch, daß die, die gegen ihn kämpfen, nicht mit voller Seele gegen ihn streiten. Er machte es gar spassig, wie er erklärte, daß die Gegner Friedrichs schon halb besiegt in die Schlacht gehen, er kämpfe mit lauter Ein-Armen, denn der Mißmuth binde jedem Soldaten den Einen Arm auf den Buckel. Der Student, der schon sonst immer einen gewaltigen Uebermuth hatte, überbot sich jetzt noch und gab sich selber zum Besten, um den Anderen über das Bangen dieser Stunde wegzuhelfen.

Der Hauptmann nickte, er sprach und hörte wie im Halbtraum, denn er horchte immer wieder hinaus, ob noch nichts verkündet würde. Er behauptete, daß Friedrich II. durch die verlorene Schlacht bei Kunnersdorf noch nicht vernichtet sei, er behauptete das stark und fest, und wußte doch kaum, daß er es that. Er sprach das, was er sagte, wie aus der Erinnerung, wie etwas Auswendiggelerntes, und jetzt deklamirte der Student eines der Kriegslieder von Gleim, die damals als fliegende Blätter durch alle Lande flogen, und mit neuem ungewohnten hellen Klang überall ertönten. Er verwahrte sich indeß dagegen, daß er wie der Hauptmann und so viele Andere von Friedrich II. eine Erneuerung deutscher Kraft und Reichshoheit erwarteten.

„Wir Schwaben," rief er mit gewaltiger Stimme, „können uns nicht

daran gewöhnen, daß von der Burg Hohenzollern bei Hechingen da droben die deutsche Reichshoheit wieder ausgehen soll."

„Die Burg der Habsburger am Vierwaldstädter See ist nicht größer," erwiderte der Hauptmann, und wußte kaum, daß er es sagte.

Plötzlich rief eine unsichtbare Stimme von der Decke herab: „Ein Sohn! Ein Sohn!" Und von der Treppe, von der Hausflur, in der Küche, überall rief es: „Ein Sohn! Ein Sohn!"

Der Hauptmann eilte an allen Gliedern bebend die Treppe hinauf, aber auch hier noch mußte er eine Weile warten. Endlich durfte er eintreten. Auch das Schwesterchen, das ganz verscheucht in der Küche gehalten worden war, trat jetzt mit dem Großvater ein, und stand nun verwundert und furchtsam an der Wiege und schaute auf das Brüderchen, von dem so oft die Rede gewesen war; die Großmutter legte dem Vater das Kind in die Arme, er faßte es behutsam, küßte es leise auf die Stirn, es schlug die blauen Augen auf. Er gab das Kind der Großmutter zurück, und nun kniete er am Bett der Mutter nieder und sagte: „Ich danke Gott, und danke dir, daß mir mein höchster Wunsch erfüllt ist. Und dir verspreche ich: ich will nicht ablassen und Alles dafür hingeben, damit ich aus dem Kriegshandwerk heraus und zu dem komme, was mein Herz begehrt: große Baumpflanzungen machen, und die Welt verschönern und nähren helfen. Ich will dich und unsern Sohn pflegen, daß er Wohlgefallen finde vor Gott und den Menschen."

„Das nehme ich an, aber das erste nicht," erwiderte die Frau, indem sie die Hand auf das Haupt des Vaters legte, „in solcher Stunde darf man kein anderes Versprechen geben und keines annehmen. Du sollst dich in nichts übereilen."

„Jetzt wird nichts gemeint und nicht viel gesprochen," sagte die Großmutter, und der Hauptmann mußte die Stube verlassen. Noch im Fortgehen nickten Mann und Frau einander fröhlich zu, denn von der Straße herauf hörte man die heimziehenden beurlaubten Soldaten singen:

„Mein Vater hat's g'sagt,
Und mein Mutter hat's denkt:
Ich gäb ein'n Soldat
Zum Leibregiment."

Der Vater schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: „Hoffentlich nicht." Die Mutter nickte ihm zu und ergänzte: „Es ist doch schön, unser Sohn hört gleich singen."

Als der Hauptmann in die untere Hausflur kam, sah er den Student auf dem von ihm sogenannten Altare des Vulkans sitzen, und der Student hielt eine große Anrede an den Neugeborenen über ihm und hieß ihn Götterwaffen schmieden.

Der Hauptmann lächelte und sagte: „Alles auf der Welt kann man sich ausdenken, aber das nicht, das ist ganz anders, ganz anders, wenn es da ist. So dastehen und seinen Sohn lebendig in den Armen halten, sein eignes Leben, sich selbst und doch ein anderes. Und das schaut mich an mit den Augen der Mutter."

„Hat er auch Sommersprossen und gelockte rothe Haare wie die Mutter?" fragte der Student, und der glückliche Vater fuhr ohne Unterbrechung fort: „Solch einen Augenblick erlebt zu haben, solch einen Blick der Augen gesehen zu haben, das heißt ewig gelebt!!"

Der Student nickte und erwiderte:

„Der Junge bringt ein Stück Heidenthum mit auf die Welt; nicht umsonst habe ich gestern den Altar des Vulkan gefunden und in's Haus gebracht. Sieh, Vetter, die Mutter mit dem Kinde — es ist das Bild der ewigen, unauflöslichen Liebe im Heiligthum der Natur und des Menschenherzens, und die Griechen haben auch den Vaterblick zu einer bildlichen Göttergestalt geschaffen. Es ist die hehre Gestalt des Silen, des derben lustigen Pädagogen, der den neugebornen Bacchus auf den Armen hält und ihn als eigen und doch gegeben begrüßt. Dein Junge ist erkoren, beide Elemente zu vereinigen. Wenn der Bursch nur schon laufen könnte, daß ich ihn unterrichten dürfte!"

„Ja, wenn du noch in der Gegend bist, mußt du mir helfen ihn erziehen, das ist jetzt meine höchste Lust, das ist noch mein schönstes Glück, daß ich denken kann, so Gott will, an meinem Sohne einzubringen, was an mir versäumt worden ist. Ich habe schon, da ich noch nicht volle zehn Jahr alt war, meinen Vater verloren, und ich mußte mich durchschlagen mit aller Noth in der Welt. Ich kann nicht mehr das werden, was ich meine, daß ich hätte werden können. Aber ich weiß doch so viel, daß ich's an meinem Sohn einbringen kann, und jetzt ist Alles versöhnt und gut, er soll mein Leben fortsetzen, besser als ich's kann."

„Immer weiter hinaus," entgegnete der Student lachend. „Hast auch du den alten Philistertrost, den Transport seiner Lebensrechnung auf Conto des Sohnes zu übertragen? Es geht nicht, Jeder kriegt ein frisches Folio und Jeder muß von vorn anfangen zu buchstabiren."

Der Hauptmann antwortete nichts; er fühlte, daß ihn ein Gedanke belebte, den er nicht im Widerspruch mit einem Andern zurechtsetzen konnte, er riß sich los von Allen, die ihm Glück wünschten und ihn bestürmten. Er konnte jetzt Niemand mehr sprechen, er schickte Boten nach Vaihingen zu dem Bürgermeister Hübler, der Gevatter stehen sollte, und nach Ludwigsburg zu seinem Oberst, und ihm selbst war's, als müßte er in's Weite, in's Unendliche, um sein übervolles Herz auszuströmen und die ganze Welt mit Glückseligkeit zu erfüllen. Aber trotz aller Bewegtheit des Gemüthes war der Soldat in

ihm so stark, daß er sich zunächst ganz ordonnanzmäßig kleidete, und das geschah fast willenlos. Untadelig, als ginge es zur großen Parade, verließ er das Haus, und dem Vater selber war es jetzt beim ersten Ausgang nach der Geburt seines Sohnes, als wäre auch er jetzt neu geboren; er grüßte die gewohnte Welt wie eine neue.

Er ging hinaus vor die Stadt, den Neckar entlang, rasch, lange, als strebte er einem Ziele zu, und er wußte doch nicht wohin, nicht wonach.

Er sehnte sich, jetzt in dieser hohen Glückseligkeit etwas fest gründen, etwas thun zu können, das dem Kinde für seine ganze Lebenszeit zugute käme, eine That, die zur nie versiegenden Quelle werde.

O, wer die Kraft hätte, die ein Ausfluß jener göttlichen Macht ist, die durch das „Werde" die Welt schuf! Wer in einem Worte fassen und geben könnte den Pulsschlag des Herzens, daß es fortlebt in einem Andern, zu seinem Heile! Du kannst es nicht! Du bist ein lallendes Kind, dem die Sprache gebricht; in dir regt sich's dunkel, aber die Macht des Geistes fehlt dir....

Das Gute, das du vermöchtest, läßt sich in seiner ganzen Ausbreitung nicht in einem Augenblicke gründen, es muß gepflanzt und gepflegt werden in fortgesetztem Thun. Und willst du deinem Sohn einen Segen geben, der ihm sicher ist, so mache dich selber immer mehr zum rechtschaffnen Menschen — in dir selbst liegt sein Quell des Guten. Wolle fortan nichts mehr für dich, wolle es nur, um Andere damit zu beglücken; laß gestillt sein all dein Sehnen, du hast nichts mehr für dich zu bitten, ihm, ihm sei Alles.

Er stand plötzlich still, faltete die Hände auf der hochklopfenden Brust und rief: „**Du Wesen aller Wesen, zu Dir bete ich, daß du meinem Sohne an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte.**" Und als hätte er eine Antwort erhalten von dem unendlichen Geiste, so still beschwichtigt und befriedigt ging er dahin. Er sah den Strom, die Berge, den Himmel mit neuen Augen, denn seinem Sohne gehörte das Alles auch, und er hätte ihm gern ein Zeichen, einen Gruß gebracht aus der freien Natur, ihm gern eine Blume in die Wiege gelegt; aber es blühte jetzt keine mehr ringsum. Und das eben ist ein Wahrzeichen der neuen Welt, daß sie sich an dem unmittelbaren Gedanken allein genügen muß, und es ist immer mehr die Aufgabe der Menschheit, den Gedanken des Ewigen, ohne Bild und ohne Zeichen rein und klar zu erkennen und auszubreiten. Im Herzen des Vaters stieg der Vorsatz auf, daß, wenn sein Sohn mit Geistesgaben begnadet würde, er Geistlicher werden sollte. Er sprach das nicht aus, aber im Herzen beruhigte es ihn wie eine stille That. Er hatte heute die tiefste Erlösung gefunden, er wollte nichts mehr für sich; was er im Leben noch wünschte und erstrebte, wollte er nur um seines Sohnes willen.

Aus der Stadt kamen Bursche und sangen mit heller Stimme:

„Der rechte Kukuk, der bin ich ja schon!
Kukuk!
Bin ich meines Vaters sein einziger Sohn!
Kukuk!“

Der Hauptmann staunte und erschrack fast, als die Singenden mit weißen Bündeln auf den Rücken jetzt näher kommend stehen blieben und ihn militärisch begrüßten. Er wußte kaum mehr, daß er noch etwas Anderes war als Vater eines Sohnes, und das hier waren heimziehende Soldaten und er war ihr Hauptmann. Die Soldaten aber kannten das Wesen des Hauptmanns heute auch kaum mehr. Er, der sonst immer so straff militärisch kurz und knapp im Worte war, reichte einem Jeden die Hand und segnete sie, daß sie das Glück hätten, ein Jeder dem Vater die volle Sohnesfreude jetzt wieder heim zu bringen.

Sie sahen ihn staunend an und marschirten weiter und aus der Ferne sangen sie:

„Wilhelm bin ich der Telle,
Von Heldenmuth und Blut,
Mit meinem G'schoß und Pfeile
Hab ich die Freiheit gut
Dem Vaterland erworben,
Vertrieben Tyrannei,
Einen festen Bund geschworen
Haben unsre Gesellen drei.“

Der Hauptmann schaute ihnen lange nach, und jetzt gewahrte er, wie weit er stromauf gegangen war. Er sah hier vor sich den Fluß seines Heimaththales, die Rems, sich in den Neckar ergießen. Er stand lange betrachtend, dann kehrte er um, heim zu seinem Sohne. Der tiefste Herzenswunsch des Vaters hatte auf diesem Gange einen Ausspruch gefunden. Nun konnten alle Leute wieder reden was sie wollten, er hörte ihnen geduldig zu.

Er wurde in der Stadt oft angehalten und beglückwünscht und er dankte herzlich.

Als er heimkam, sagte ihm der Schwiegervater, daß die Frau, aus einem guten Schlaf erwacht, nach ihm verlangt habe. Er ging hinauf. Wie freudestrahlend erglänzte jetzt das Auge der Mutter und sie sagte zu dem Nähertretenden: „O guter Mann, du bist gewiß weit draußen gewesen. Du bringst so frische Feldluft mit. Geh zu dem Kind, laß es sie einathmen.“

Sonntag den 11., am Tage nach seiner Geburt, wurde der Knabe getauft und erhielt die Namen Johann Christoph Friedrich. Der Vetter Student, der sich als Gevatters-Einquartirung tapfer bewährt hatte, erhielt natürlich eine Pathenstelle, nicht minder „Frau Sophia Ehrenmännin, verwittibte Collaboratorin von hier,“ aber neben dem Bürgermeister von Vaihingen und dem aus dem Städtchen selber, stand auch ein Mann mit vielen Orden, denn der

Oberst von der Gablenz war von Ludwigsburg herübergekommen in voller Uniform, und hielt den jungen Täufling.

Beim Taufschmaus in der untern Stube ging's hoch her. Der Student verkündete immerfort in den höchsten Ausdrücken, daß der Täufling ein Weltgenie werden müsse, denn der Nährstand—„und nicht wahr, der Bäckerstand ist doch wirklich der Nährstand?" schaltete er lachend gegen Kodweiß ein—„also der Nährstand in Euch, der Lehrstand als in mir, und der Wehrstand hier in dem Herrn Oberst haben an seiner Wiege gestanden!" Da sagte der alte Kodweiß:

„Ich weiß nicht, was Ihr von dem Buben wollt. Warum muß er gerade was Besonderes werden? Warum? Sein Großvater väterlicherseits und mütterlicherseits waren Bäcker; daß der Herr Sohn Hauptmann geworden ist, das geht nicht so fort; es ist recht und billig, daß der Enkel wieder Bäcker wird."

„Und der Mensch lebt nicht vom Brod allein," schaltete der Student dazwischen. Es wurde kaum gehört, denn der Oberst von Gablenz ergriff das Glas, stieß mit Kodweiß zuerst an und rief dann laut: „Hoch lebe der neugebackene Bäckermeister."

Alles stimmte fröhlich mit ein.

Der Student aber ließ sich das Wort nicht nehmen und fragte: „Vetter Hauptmann, dein Sohn hat so viele Namen, wie wirst du ihn denn rufen?"

Der Hauptmann sah etwas betroffen drein, sein Auge glänzte, er wagte es aber vor seinem Oberst, obgleich dieser in der Neigung für Friedrich II. vielfach mit ihm übereingestimmt hatte, doch nicht im Beisein Anderer seiner Verehrung Worte zu geben. Ohne daher zu sagen, an wen er dabei gedenke antwortete er nur mit lauter freudiger Stimme: „Friedrich!"

„Sei's denn!" rief der Student. „Und mein Spruch heißt: „Hoche lebe Friedrich der Große von Schwaben!""

Sein Name aber ist:

Friedrich

Schiller.

(Aus Berthold Auerbach's Volkskalender.)

Die Deutschen am stillen Ocean.

Wie den ferne von der Heimath Weilenden die Erinnerungen aus ihrem alten Vaterlande, die Nachrichten von wichtigen Begebenheiten am Schauplatze ihrer Jugend, die süßen Töne ihrer Muttersprache auf fremdem Boden inmitten fremder Klänge ein starkes und ergreifendes Gefühl verursachen, ihr ganzes inneres Leben wieder in eine ihnen jetzt fremde aber in der Erinnerung noch so theure Welt zurückversetzen, so haben auch uns, die wir hier so ferne unserer alten Heimath an den Gestaden des stillen Oceans unsere Wohnsitze aufgeschlagen haben, die vielfachen und allseitigen Vorbereitungen zu dem großen bevorstehenden deutschen Feste, zur Geburtsfeier unseres herrlichen Dichters Schiller, auf's lebhafteste angeregt.

Schiller ist der Dichter und Liebling unseres Volkes. Sein Name nicht nur, auch seine Werke sind mit dem deutschen Namen und dem deutschen Wesen und Charakter auf's innigste verflochten. Darum ist es auch nicht nur den Zurückgebliebenen im alten Heimathlande gestattet, jetzt das hundertjährige Fest seiner Geburt in großartiger Weise zu begehen, sondern auch wir, die wir in die neue Welt hinübergezogen sind, mit unserem deutschen Charakter und mit unsern deutschen Erinnerungen, wollen Theil haben an seinem Ruhme, wie ja auch er durch sein gewaltiges Wirken Theil hat an den Errungenschaften deutschen Fleißes und deutschen Wirkens im fernen Lande in der neuen Welt.

Wäre ein Beweis nöthig, daß Schiller der Dichter nicht für einen engen Kreis, sondern für ein ganzes großes Volk gewesen, so wird nichts besser ihn zu liefern im Stande sein, als gerade das vor uns liegende Erinnerungsfest an seine Geburt, gleichzeitig gefeiert in der alten wie in der neuen Welt, überall, wo Deutsche ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben.

Indem Schiller seinem Volke die Ideen wahrer Freiheit eingeprägt, indem er es zu dem Standpunkt emporgehoben, der in geistiger Hinsicht wenigstens unter allen Völkern ihm eine geachtete Stellung und allseitige Anerkennung erworben, hat er auf die Errungenschaften des deutschen Volkes in diesem Lande einen wichtigen und entscheidenden Einfluß ausgeübt und gerade sein Wirken auf die geistige Befreiung der deutschen Nation war wohl mehr als irgend etwas Anderes die Veranlassung, daß so manche unserer Landsleute, die nun hier sich eine gesicherte und glückliche Heimath gegründet haben, den vater-

ländischen Boden, auf dem leider der Erfüllung seiner und ihrer Hoffnungen sich so manches Hinderniß entgegenstellte, an die neue Welt vertauschten. Wenn sie hier, trotz der fremden Sprache, trotz fremder Sitten und Umgebungen, sich zu Wohlstand und Ansehen emporschwangen, wenn sie mit ihrem Fleiß und ihrer Ausdauer dazu beitrugen, Wildnisse in blühende Gärten umzuwandeln, wenn sie durch die Früchte seiner Geisteswirkungen der Civilisation und Cultur Bahn brechen halfen, so hat er zu all' diesem Erstrebten einen großen Theil beigetragen und ich halte es für gerechtfertigt, als ein Scherflein zu seinem Ruhmeskranze eine kurze allgemeine Beschreibung deutschen Wirkens und deutscher Fortschritte hier aus dem fernen Goldlande einzusenden.

Californien, dieses schöne, von der Natur so reich begabte Land, war vor der Entdeckung seines Goldreichthums verhältnißmäßig noch wenig bekannt und von den civilisirten Staaten der neuen Welt durch endlose Wildnisse abgeschnitten. Nur das Locken goldner Früchte, wie sie hier dem Einwanderer entgegenwinkten, waren im Stande, trotz der anscheinend unüberwindlichen Hindernisse, welche sich durch die von allen Bequemlichkeiten und von jedem Hülfsmittel zum Fortkommen noch baaren, zwischen der Civilisation und dem Eldorado liegenden ungeheuren Länderstrecken entgegensetzten, in kurzer Zeit eine solche Bevölkerung an die Gestade des stillen Oceans hinzuzaubern, wie sie uns gegenwärtig sich hier entgegenstellen. Aber es war nicht die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes, sondern einzig das rein materielle Streben nach Gewinn und Reichthum, was die Pioniere dieser jetzt so großen Bevölkerung nach Californien hinzog.

Heutzutage hat sich diese Sachlage bedeutend verändert. Neben dem materiellen Streben, haben die Gewerbe der civilisirten Länder, die Künste und wenigstens in ihrem Beginne auch schon die Wissenschaften ihren Wohnsitz hier aufgeschlagen. Das wirklich Vorhandene wird nicht nur nach einer Richtung sondern nach allen Seiten hin zur Grundlage eines staatlichen Lebens benutzt und bearbeitet. Die mannichfachen eingeströmten Elemente haben sich vertheilt und in ihren verschiedenen Gebieten wirksam gemacht. Der Sinn für höhere Genüsse, der Geschmack an geistigen und Naturschönheiten sind in ihrer vollsten Entwicklung und ich beginne daher meine Beschreibung mit einer Schilderung der großartigen Natur unseres Landes in einzelnen hervorragenden Zügen.

Wie die Erzeugnisse der Natur an Größe und Wachsthum hier beinahe Alles übertreffen, was anderwärts gesehen wird, wie zu allen Zeiten des Jahres die schönsten Früchte, die prächtigsten Blumen in einzelnen Landestheilen, namentlich in und um San Francisco herum die Märkte anfüllen, wie unsere Ausstellungen an Blumen, Früchten und Gemüse Alles überbieten, was man sich in dieser Hinsicht in Deutschland vorstellen kann, der Ertrag unserer Felder das Doppelte und Dreifache von dem liefert, was anderwärts hervorgebracht wird, so bietet die Natur auch in ihrem Urzustande Niegesehenes dar. Ich

berühre hier nur die Wunder Californiens in großen Wasserfällen und Bäumen, wie solche namentlich in den Minen-Counties Tualumne, Callaveras, Mariposa und Tulare in Menge vorkommen, wie zugleich der Bridelveil (zu deutsch Brautschleier), der sein Wasser 937 Fuß hoch in einem ununterbrochenen senkrechten Strome herabgießt, der Southfork 600 Fuß, der Nevadafall, welcher ebenfalls 600 Fuß in einem breiten Strome über hervorragende Felsen herunter seine Wasser förmlich zerstäubt und von der Sonne beschienen, im Glanze der Regenbogen-Farbe spielend, einen herrlichen Anblick gewährt, der Jo Semitafall, der schönste von allen, welcher in drei Absätzen über eine Höhe von 2500 Fuß herunterstürzt, der kleine Vernafall 400 Fuß hoch, welcher in einem eng zwischen zwei Bergen zusammengepreßten Strome herunterschießend durch seine kegelförmige Ansicht, einen gar merkwürdigen Anblick gewährt. Mit Staunen sucht der Beschauer ferner von dem Felsen Tutocomula, über dessen 3039 Fuß hohe Seiten sich in den Monaten Juni und Juli die Schneewasser der Sierra Nevada in einem starken Strome ergießen und in Staub zerfließend, dem Abgrunde zueilen. Ein anderer Fels, der Sentinel-Felsen, erhebt sich 3200 Fuß senkrecht empor, wie aus der Erde gewachsen, und zeigt auf seiner Spitze eine neue 50 Fuß hohe Felsbildung, die wie ein Schilderhaus aussieht und darum wohl dem Ganzen den Namen gegeben hat. Die zwei Dome erheben sich nahe beisammenstehend 4967 Fuß hoch und sind oben abgerundet, was ihnen ganz das Ansehen eines Doms gibt. Die drei Brüder über 2500 Fuß sich erhebend, haben ganz das Ansehen von gewaltigen Kegeln aus Menschenhand verfertigt. Der merkwürdigste von allen endlich, der Kathedral-Felsen, ungefähr 2000 Fuß hoch, erstreckt sich in gerader Linie eine geraume Zeit fort und trägt an seinem Ende eine weitere Felserhöhung von 300 Fuß, in Gestalt eines Thurmes, welche das Ganze dem Auge des Beschauers wie eine Kathedrale erscheinen läßt. Eine weitere Merkwürdigkeit Californiens, die großen Bäume oder Waldriesen (Taxodiums), findet sich namentlich in Callaveras County (Callaveras bedeutet im Indianischen Todtenköpfe). Hier am Fuße der Sierra-Nevada steht auf einem Flächenraume von beinahe fünfzig Ackern Landes eine Gruppe von zweiundneunzig dieser Bäume. Ich besuchte diese Gegend, welche achtzig (englische) Meilen von Stockton und fünfzehn Meilen östlich von Murphis, einem kleinen Minenstädtchen, liegt, im Mai 1853 und konnte mich kaum sattsehen an diesen Wundern der Schöpfung. Wie viele Jahre mögen vergangen sein, bis diese Bäume, welche jetzt den Namen Washington Gigantia tragen, ihre jetzige Höhe und ihren Umfang erreichten. Der eine derselben, die Mutter des Waldes genannt, ist 30 Fuß im Durchmesser, 90 Fuß im Umfang und 327 Fuß hoch, 10 Fuß weniger als der Münsterthurm in Straßburg. Die Rinde, 16 Zoll dick, wurde von einem spekulirenden Yankee bis zu einer Höhe von 120 Fuß abgeschält, der sie nun in der Welt herumführt und sie für Geld sehen läßt. Der sogenannte Vater des

Waldes, von 37 Fuß Durchmesser und 112 im Umfang, ist umgestürzt und hat beim Fallen die Spitze abgebrochen. Dieser zeigt bei einer Höhe von 300 Fuß noch einen Umfang von 36 Fuß, und mag daher, als er noch stand, wenigstens 450 Fuß hoch gewesen sein, so hoch, wie die Pyramiden Aegyptens. Unter den merkwürdigen Bäumen dieser Gruppe von ähnlichen Dimensionen, sind noch besonders bekannt: der Hercules, der Eremit, Mutter und Sohn, und namentlich Uncle Toms Cabin. Der letztere Baum ist von den Indianern unten angebrannt und ausgehöhlt und enthält in seinem Innern einen Raum, der für zwanzig Personen Platz zum Sitzen bietet. Durch seine Pracht ausgezeichnet, verdient noch erwähnt zu werden „die Schönheit des Waldes," ein Baum, 60 Fuß im Umfang, über 300 Fuß hoch, dessen grüne Aeste 200 Fuß vom Boden anfangen und der einen vollen grünen Gipfel hat.

Wie im Pflanzenreich so ist auch im Thierreich dieses Landes beinahe Alles vertreten, was die Natur in ihrer Ursprünglichkeit irgend wo hervorgebracht hat. Neben dem Puma, dem sogenannten Löwen Californiens, dem Luchs, der Tigerkatze, dem grauen, braunen und schwarzen Löwen, den Wölfen und Füchsen durchstreicht der friedliche Hase die Fluren, baut der große Architekt des Thierreichs, der Biber seine künstliche Wohnung und folgt die Fischotter getreulich ihrem Berufe des Fischfanges, den Mutter Natur ihr angewiesen hat. Das Eichhörnchen ist der Gymnastiker des Hochwaldes, die Sprungratten und Grundeichhörnchen sind die gewandten Springer des Wiesengrundes. Zahlreich vorhanden sind auch der stattliche Hirsch und das schöne Reh. Unter den gefiederten Bewohnern Californiens befinden sich die majestätischen Adler und die beutegierigen Geier in den verschiedensten Arten vor, aber auch die lieblichen Singvögel sind in Menge vorhanden, unter denen namentlich der Spottvogel als der vorzüglichste Sänger Amerika's sich auszeichnet. Die Jagdvögel, sowie solche, welche durch ihre Schönheit und ihr glänzendes Gefieder als Seltenheiten die europäischen Naturalien-Cabinette zieren, sind im Ueberflusse vorhanden. Unsere Meeresküsten und Flüsse wimmeln von großen und kleinen Fischen, darunter Wallfische, Haifische, Seelöwen und Seehunde. Unter den Reptilien ist namentlich der gehörnte Frosch eine Eigenthümlichkeit Californiens. Schildkröten und Schlangen sind in den verschiedensten Arten vorhanden. Unter den Insecten heben wir nur den Seitenraupenschmetterling und die fleißige Biene als heimisch hervor.

Der Mineralreichthum Californiens namentlich an edlen Metallen ist bekannt genug, denn er bildete ja die Brücke zu dem raschen Emporblühen des Landes und schnellen Fortschreiten der Civilisation.

In diesem Lande nun, das an Ausstattung von Mutter Natur so bevorzugt ist, haben unter der Menge der durch die Goldsucht hereingezogenen Bewohner auch die Deutschen in ziemlich starker Anzahl sich niedergelassen,

und obwohl sie unter den Angehörigen aller Völker einen kleinern Theil des Ganzen ausmachten, ist es ihnen dennoch gelungen, durch ihren stetigen festen Charakter, durch Fleiß und Ausdauer und durch das ihnen inne wohnende Streben nach allgemeiner Bildung und nach Begründung einer festen heimathlichen Cultur sich eine Achtung gebietende Stellung zu erwerben. Seit der erste deutsche Einwanderer, J. A. Sutter (ein Schweizer) am 2. Juli 1839 hier landete und die Besitzungen einer russischen Handels- und Pelz-Compagnie nebst dem Fort, später Sutters Fort genannt, am Ausfluß des American River in den schönen Sacramentostrom, wo gegenwärtig die prächtige Hauptstadt Sacramento steht, übernommen, seit er mit Hülfe der Indianer, die er wie ein Vater an sich zu fesseln wußte, die ursprüngliche Wildniß zu bebauen anfing und zum Getraide-, Obst- und Weinbau den ersten Impuls gab, seit alsdann die wichtigen Goldentdeckungen auf seinen Ländereien den Anstoß zu den gewaltigen Einwanderungen gaben, haben die Deutschen im Allgemeinen, seinen Fußstapfen folgend, einen großen Theil dazu beigetragen, das Land auf den Höhepunkt zu bringen, auf dem es gegenwärtig ist.

In den Gebieten der Landwirthschaft, in Getraide-, Wein- und Obstbau, als den natürlichsten Feldern ihrer ersten Thätigkeit, haben sie sich, wie auch sonst in dem ganzen weiten Gebiete der Vereinigten Staaten, namentlich ausgezeichnet, und es steht zu erwarten, daß sie diese Zweige, besonders den californischen Weinbau, der in früheren Jahren nur ganz im Kleinen von Altspaniern und Franzosen betrieben wurde, in kurzer Zeit zu einer weit über die Grenzen des Landes hinauswirkenden Höhe bringen werden, da die herrlichen Traubensorten, welche hier vorkommen, schon nach den bis jetzt erzielten bedeutenden Resultaten zu den schönsten Hoffnungen berechtigen.

In industrieller Beziehung, in Gewerbe und Fabrikation, von dem einfachen Handwerker, der für die gewöhnlichen Bedürfnisse des Haushalts zu sorgen hat, bis zu den großartigen Etablissements, welche die Fortschritte der Kunst und die Resultate der Forschung des menschlichen Geistes zur Herstellung ihrer Erzeugnisse sich dienstbar gemacht, sind die Namen der Deutschen in großer Menge in den meisten dieser Gebiete sogar unter den hervorragendsten und ersten Firmen vertreten. Manches der jetzt im besten Flor sich befindenden, Tausende von Händen beschäftigenden Gewerbe verdankte seine erste Einführung und seine weitere Fortentwicklung zu dem jetzigen Standpunkte nur allein deutschem Fleiße und deutscher Kunst. An den von Zeit zu Zeit Statt findenden Industrieausstellungen sind es namentlich die Deutschen, welche die zahlreichsten und ersten Preise davon tragen. Bei vielen jetzt unter fremden Namen blühenden Etablissements läßt sich die Gründung und Befestigung auf deutsche Arbeiter und Künstler zurückführen.

In den Gebieten höherer technischer Berufe, mit denen ein bedeutender

Aufwand von Geistes-Arbeiten verbunden ist, glänzen vorzugsweise die germanischen Namen oben an, wie sie ja auch im Allgemeinen durch die ganze Welt sich einen Ruf als Denker erworben haben.

Auch auf dem Felde des Handels haben sich die Deutschen festen Ruf und namentlich die Anerkennung als die solidesten und zuverlässigsten Geschäftsmänner erworben.

In den Kunstfächern, in den höheren Berufsarten, als Aerzte, Apotheker, Advocaten u. s. w., soweit die Sprache ihnen nicht hinderlich war, finden wir sie in verhältnißmäßig sehr starker Anzahl vor.

Wie aber der Deutsche trotz den ihn umgebenden, nach anderen Richtungen hinsteuernden Elementen neben dem materiellen Streben, soweit die Sicherung seiner Existenz und seines Fortkommens es zuläßt, auch die geistigen Genüsse und die Anforderung an Gemüthlichkeit, welche er aus seiner Heimath mitbringt, zu befriedigen strebt, so hat er auch hier nach dieser Richtung hin schon sehr viel und im Durchschnitte weit mehr gethan, als seine andern Nationen angehörigen Nachbarn.

Es mag nicht uninteressant sein, eine kurze Schilderung der Anfänge und Fortschritte des hiesigen deutschen Zeitungswesens an diesem Platze zu geben, was zwar nach andern als amerikanischen Begriffen noch ein sehr junges Dasein hat. Es war am 18. Februar 1852, als der Schreiber dieser Zeilen, nachdem er den verwegenen Gedanken, ein deutsches Journal in Californien zu gründen, wozu er vielseitig ermuntert worden war, gefaßt hatte, von hier nach Philadelphia abreiste, um von dorther, seinem früheren Wohnsitze, die nöthigen Materialien für ein deutsches Zeitungs-Etablissement zu holen. Mit einem Buchdrucker, der sich zu diesem Zwecke mit ihm associirt hatte, und einem Redakteur, kam er nach einer höchst beschwerlichen Reise am 18. Juni desselben Jahres wieder in San Francisco an. Die ganze Druckerei mußte während der Regenzeit unter großen Unkosten auf 10 Maulthieren über den Isthmus von Panama gebracht werden. Am 4. Juli 1852, am Tage der Unabhängigkeitserklärung, welche durch ein Bankett von den Deutschen gefeiert wurde, erschien die erste Nummer der „Californischen Staats-Zeitung", der ersten deutschen Zeitung am stillen Meere, unter der Firma J. F. Hähnlen & B. Walz, und zum ersten Male wurde da an diesem Bankett die Unabhängigkeitserklärung aus dieser neuen Zeitung in deutscher Sprache vorgelesen. Begeisterte Reden wurden dabei gehalten und es war ein erhabener Tag, der heute noch in schönster Erinnerung vor mir steht. Kurze Zeit darauf fiel jedoch ein unvorhergesehener Uebelstand ein, indem an dem Platze gänzlicher Mangel an Papier eintrat. Die verschiedenen englischen und anderen Blätter mußten daher auf alle Sorten Papier, namentlich Packpapier, gedruckt werden. Zum Glücke fanden auch wir in einem deutschen Geschäftslocale eine Quantität solchen Packpapiers vor und mußten froh sein, dasselbe zu dem hohen Preise von

zwanzig Dollars per Ries ankaufen zu dürfen. Während sechs Monaten nun erschien unser Blatt abwechselnd auf fünf verschiedenen Farben solchen Packpapiers. Die Zeitung ging später aus verschiedenen Ursachen an eine Actiengesellschaft über und hielt sich leider nicht länger als bis Ende 1853.

Von den 7 inzwischen bis heute aufgetauchten deutschen Zeitungen hielt sich nur der „Californier Demokrat“ als unabhängiges Blatt und steht gegenwärtig in voller Blüthe ohne Rivalen da. So viel zur Geschichte der deutschen Presse.

Wie im alten Vaterlande, haben auch hier begreiflicherweise die Deutschen ihre Vergnügungslocale, wo sie in gemüthlicher Weise sich Abends zusammenfinden und hie und da ein fröhliches Fest zur Auffrischung von dem endlosen Treiben des regen Alltagslebens begehen.

Gesangvereine wurden seit der Zeit gegründet und haben bei den ausgezeichneten musikalischen Kräften, die uns unter unsern Landsleuten hier zu Gebote stehen, einen höchst erfreulichen Aufschwung genommen und zur Besserung der socialen Verhältnisse sehr wesentlich beigetragen, da Gesang und Musik bald allgemein beliebt wurden und dem einstigen, für die Gesittung so nachtheiligen Gebrauche, dem Besuche der Spiel-Lokale am Abende, kräftig entgegenwirkten. Ebenso heilsam wirkte in dieser Hinsicht die Bildung von deutschen Turnvereinen, welche sowohl unter ihren eigenen Gliedern, als auch nach außen hin für die Entfaltung deutschen Lebens und Beibehaltung deutscher Kraft und Sitte namhaft beitragen.

Ein deutscher Unterstützungsverein, hervorgerufen durch Joseph N. Rausch, wurde gestiftet am 7. Januar 1854. Derselbe besitzt ein großes Grundstück, auf dem seit der Zeit ein trefflich eingerichtetes deutsches Hospital, das 50 Kranke bequem aufnehmen kann, für $20,000 gebaut wurde. Eine hübsche Seite dieser Anstalt ist die Verordnung, daß die Bekenner aller Confessionen gleichberechtigt darin aufgenommen werden.

Von bemerkenswerthen deutschen Vereinen nennen wir ferner noch die deutschen Freimaurer Logen, neben zwei andern deutschen Logen, zwei deutsche Feuerversicherungsgesellschaften und eine deutsche Schützengesellschaft.

An deutschen Kirchen, theilweise mit deutschen Schulen verbunden, finden sich gegenwärtig vier protestantische hier vor und eine fünfte, römisch-katholische, ist im Bau begriffen.

Werfen wir einen Blick auf die Entwicklung der deutschen Bühne, die ja ohnedieß unserm gefeierten Dichter ihre neue veredelte Gestaltung hauptsächlich zu danken hat, so können wir auch hier von erfreulichen Resultaten sprechen. Schon im Anfange des Jahres 1852 konnten wir hier eine deutsche Bühne begrüßen, die zwar noch klein war, und obschon zu Anfang freudig unterstützt, dennoch lange Zeit mit großen Hindernissen zu kämpfen hatte. Mit Zwischenräumen dauerten die Theater-Vorstellungen von jener Zeit bis

zum Winter '57, von wo an ein halbes Jahr lang zwei regelmäßige Vorstellungen wöchentlich gegeben wurden. Nach einer langen Pause, die alsdann eintrat und während welcher die dramatischen Künstler ein wahres Wanderleben zu führen hatten, etablirte sich im Spätjahr '57 eine neue Gesellschaft, die für längere Zeit sich gut zu halten wußte. Eine seither eingetretene Spaltung, welcher zu Folge zwei deutsche Theater entstanden, die neben einander sich nicht zu halten vermochten, brachte die Vorstellungen zum Stillstande. Gegenwärtig ist man aber im Begriffe ein neues deutsches Theater-Gebäude aufzuführen, was, wenn es zu Stande kommt, den Deutschen in Californien zur Ehre gereichen wird.

In ähnlicher Weise wie in St. Francisco hat sich das deutsche Leben auch in den zwei weiteren hervorragenden Städten Sacramento und Pueblo San Jose entfaltet und wir zweifeln nicht, daß der deutsche Name hier am stillen Meere zu einer immer größeren Geltung kommen wird, daß die zweite hundertjährige Geburtsfeier Schiller's unter den Deutschen dieses fernen Welttheils eine eben so großartige sein wird in ihrer Art, wie jetzt die Feier im alten deutschen Heimathlande sein mag, und daß die hiesigen Deutschen das Ihrige getreulich beitragen werden, das bedeutungsvolle Wort Schiller's „Seid umschlungen Millionen" zur großartigen Verwirklichung zu bringen.

San Francisco in Californien, im September 1859.

Jacob F. Haehnlen.

[illegible], was die an ein halbes Jahr lang zwei regelmäßige Ver-
bindungen wöchentlich gegeben wurden. Nach einer langen Pause, die [illegible] [illegible] und während welcher sich [illegible] [illegible] ein [illegible] [illegible] zu führen hatte, etablirte sich im Spätjahr [illegible] eine [illegible], die nur längere Zeit sich gut zu halten [illegible]. Eine weitere [illegible] [illegible], welche zu Anfang [illegible] [illegible] Theater [illegible], die jedoch sich nicht zu halten vermochten, brachte die Vorstellungen zum Stillstand. Gegenwärtig ist man aber im Begriff ein [illegible] [illegible] aufzuführen, und, wenn es zu Stande kommt, [illegible] [illegible] in Californien zur [illegible] gereichen wird.

[illegible] in San Francisco hat sich das deutsche Element auch in den zwei weiteren [illegible] Städten Sacramento und [illegible] [illegible] und wir [illegible] nicht, daß der deutsche Name [illegible] in einer immer größeren Geltung kommen wird, daß die [illegible] [illegible] Schiller's unter den Deutschen dieses Landes [illegible] [illegible] in der Art, wie [illegible] [illegible], und daß die [illegible] [illegible] werden, das [illegible] Schiller's „[illegible] Bildnissen“ zur großartigen Verwirklichung zu bringen.

San Francisco in Californien, im [illegible] 1859.

Jacob [illegible]

Friedrich Schiller und Gustel von Blasewitz.

Kleines Genrebild in einem Aufzuge

nach

einer Begebenheit aus Schiller's Leben

und mit

Benutzung des einzigen komischen Gedichtes:

„Die Bittschrift“ von Schiller,

bearbeitet von Adolph Meaubert.

Personen:

Friedrich Schtller.

Appellationsrath Körner.

Die Appellationsräthin.

Gustel von Blasewitz,	Wäscherinnen.
Jette,	
Hanne,	

Johann, sächsischer Leibgardist.

Ein Winzer.

Soldaten, Winzer und Winzerinnen.

Scene: Körners Weinberg an der Elbe bei Dresden. Zeit 1786.

(Getheiltes Theater. Auf der einen Seite Zimmer mit Schreibtisch und Büchern. In der Wand nach der Bühnenseite ein Fenster und im Hintergrund eine Mittelthür. Vor dem Fenster in der Mitte der Bühne ein Waschkübel und Wäsche, Körbe mit Wäsche ꝛc. Prospect: Freie Gegend, Körner's Weinberg an der Elbe.)

Erste Scene.

Schiller (im Zimmer am Schreibtisch), **Gustel, Hanne, Jette** (am Waschfaß vor dem Fenster, singen bei ihrer Arbeit):

„Mei Schatz is ä Reiter
Ä Reiter muß sein!"

Schiller (übersieht das Geschriebene).

„O Carlos! Wie wenig hab' ich Sie gekannt!
„Wie reich und grenzenlos belohnt Ihr schönes Herz
„Die schwere Müh', es zu begreifen! — —
„ — Fürstin, wo sind Sie jetzt?"

Gustel, Hanne, Jette (singen weiter):

„Das Roß is dem König
Der Reiter is mein, lalalala" ꝛc.

Schiller (fährt auf). Nein, es ist aber doch nicht mehr auszuhalten, das Geschrei dieser Weibsleute! (geht zum Fenster) Gustel, thue Sie mir doch den einzigen Gefallen und schwatze und singe Sie nicht so laut, wenn ich hier arbeiten soll!

Gustel (sieht erschrocken zum Fenster auf). Eiherrjeses, mei kutes Härrchen! Was bin ich Sie verschrocken! Mer haabe' ja gegloobt, es wäre Niemand derheeme, weil Abbellationsrahds heide in de Kermeß na Billnitz gemacht wern. Derweilen sitzen Sie bei den scheenen Wetter derheeme un zerbrechen sich 'n Kupp mit der Schreiberei. Na, nähmen Se's nur nich uhngitig, mer wärn ooch jetz mucksmeischenstille sein! (wascht ruhig weiter, indem sie sich hie und da leise mit den Andern unterhält.)

Schiller. Ja, sehen Sie, Gustel, das wäre mir grade recht! (setzt sich nieder und schreibt.)

„Wie schön ist diese Hand!
„Wie reich ist sie! — Prinz diese Hand hat noch
„Zwei kostbare Geschenke zu vergeben —
„Ein Diadem und Carlos Herz —" (unterbricht sich).

Aber wo ist meine Dose? (findet und öffnet die Dose) Na! das fehlte noch — kein Stäubchen mehr drin! (nimmt unmuthig die Feder.)

„Und Beides vielleicht an eine Sterbliche? —
„An Eine? — Ein großes, göttliches Geschenk."

(Sich wieder unterbrechend.) Wenn mir jetzt Einer die Liebe anthäte und eine volle Dose hinsetzte, ich wollte es ihm lange nicht vergessen. Aber wie konnte ich es auch nur gestern in Dresden so ganz vergessen! (schreibt weiter.)

„Beinahe für eine Sterbliche zu groß! Wie Prinz?
„Wenn Sie zu einer Theilung sich entschlössen? —
„Die Königinnen lieben schlecht — ein Weib,
„Das lieben kann, versteht sich schlecht auf Kronen!"

Gustel (niest überlaut).
Hanne (laut). Gott helf Der! (zusammen.)
Jette (ebenso). Zur G'sundheit!

Schiller (fährt auf, schüttelt mit dem Kopf, rückt ungeduldig mit dem Stuhl und fährt nach einer Pause fort zu schreiben).

„Drum besser Prinz, Sie theilen und gleich jetzt
„Gleich jetzt — Wie? Oder hätten Sie wohl schon?
„Sie hätten wirklich? — O dann um so besser!
„Und kenn' ich diese Glückliche?" (hält inne und ruft):

Gustel! Gustel!— —Ich halt's meiner Seel' nicht mehr aus vor Durst! (reibt sich die Hände.) Und warm ist es eben auch nicht hier! Gustel, hört Sie denn nicht? —

Gustel. Ich globe der fremde Härre daht rufen. (Steckt den Kopf durch's Fenster.) Erloben Se, mei kutes Härrchen, dahten Se mich rufen thun?

Schiller. Ja, Ja, komme Sie nur einmal herein, Gustel!

Gustel. Im Oogenblicke, mei kuter Härre! (verschwindet und tritt dann in's Zimmer.)

Schiller (schreibt).

„Du sollst,
„Dir Mädchen, Dir entdeck' ich mich — der Unschuld
„Der lautern, unentheiligten Natur
„Entdeck' ich mich —

Gustel (spricht a tempo wie darauf antwortend).

Nu reden Se doch, mei kutes Härrchen,
Was wäre Se denn gefällig?

Schiller. Liebe Gustel! Ich habe so großen Durst! Könnte Sie mir nicht ein Mäßchen von dem frischen Most, der gestern gekeltert worden ist, herbeischaffen und etwas Butterbrod dazu?

Gustel. Ach, sehn Se wohl ahn! Ä Tröppel Most wullten Se gerne un e baar Butterbemmchen! Ja, mei kutes Härrchen, ich gloobe weeß Gott nich, daß ich Sie dadermit ufwarden kann!

Schiller. Ja, warum denn nicht, Gustel?

Gustel. Sehn Se, her'n Se, mei kuter Härre, die Frau Appellations-rähd'n hat Sie wirklich alle Schlissel mitgenummen, weil se gloobte wie der

Wagen gekummen war un Se uf de Kermeß fuhren, der Herr Rahd dähte ooch mitmachen duhn.

Schiller. Aber das ist mir freilich sehr unangenehm!

Gustel. Das gloobe ich Se recht gerne, mei kutes Herrchen. Bis de Herrschaft heeme kimmt, werd' Sie gewiß noch ganz schwummrig wern, da is Sie werklich ä kuter Raht schwer zu finden, mei kuter Herr Rahd.

Schiller. Na, dann gehe Sie nur, liebe Gustel, es kann eben nichts helfen! Ich muß warten und weiter arbeiten.

Gustel. Ja, mei kutes Härrchen, es dhut mer sehre leid, daß ich Sie nich dienen kann. Bei der Schreiberei dhäde Sie so e Gläschen Most gewiß sehre kud. (Geht und kehrt wieder um.) Heern Se — (verschämt) kuter Herr Rahd, Se wer'ns nich vor uhngidig nehmen — is 'n das wahr, was mer neilich mei Johhann gesagt hat, där bei de kurferstliche Leibgarde mit de scheenen rhoden Rocke un de großen Bärenmitzen dient. —

Schiller (ungeduldig, indem er währenddessen immer an seiner Arbeit corrigirt). Nun, was denn Gustel, sage Sie's schnell!

Gustel. Nu, — daß Se ä so großer berihmter Kumedjenmacher sin, der so scheene Gesangbuchvärsche macht, daß alle Leide vor Freide ganz närrsch driber wern. Mei Johhann hat neilich so ä Stück in de Kumedje gesehn von Sie un 's hat em sehre gefallen un sei Hauptmann hat zu 'm gesagt: Nu, Johhann, wie warsch denn in der Kumedje? Nich wahr, das is der greeßte Kupp in Deitschland der das gemacht hat?

Schiller (immer auf seine Arbeit sehend). So, so, hat er das gesagt?

Gustel. Ja, sehn Se, da hab' ich zu Johann'n gesagt, ä berihmter un gescheidter Mann dhäden Se gewiß sein, aber von wegen dem großen Kupp, das hat mich doch ä Bissel geärgert. Se sein doch ä ganz netter repetirlicher Mann, där sich überall sehn lassen därf un ooch immer so freindlich gegen uns arme Dienstleite, daß mer Se ooch Alle im Hause sehre gerne hätten.

Schiller (gutmüthig). Ja, ja, es ist gut Gustel, gehe Sie nur jetzt, ich muß wirklich arbeiten.

Gustel. Ja, den Oogenblick, mei kuter Herr Rahd—un—wenn Se de grooße Gidde hädden—un wenn ä mal wieder so eene scheene Kumedje von Sie in Dräsen gesbield werd—un Se wollden mer ä Pillet derzu gäben—wissen Se, 's brauchte nich so deier zu sin—nich uf den Blatz, wo Churferschtens un Abbelladionsrahds hingehe duhn—nur so ä Stickchen weit dervon—so obennuf—ich wollte Se 's ooch sehre scheene danken.

Schiller. Ja, ja, Sie soll bald ein Billet haben, gehe Sie doch nur endlich, ich muß jetzt nothwendig schreiben— /

Gustel (vergnügt). Ja, ja, mei kutes Härrchen, ich gehe. Sie! Herrjeseshätte, was wird das aber vor eene Freede gäben, wenn ich in meinen Sonn-

dagsstaad un Johhann mit seinen scheenen rothen Rock un de große Bärenmitze in de Kumedje gehen kann! Na, die Freede, die Freede! (geht rasch ab und kommt hinter dem Hause vor, wo sie ihren Kameradinnen leise erzählt, was ihr versprochen.)

Schiller. Na, das wird eine gute Geschichte geben, wann ich morgen noch nicht weiter bin und mein Verleger, der schon so fleißig am ersten Akte druckt, nach der Fortsetzung schickt, weil die Leute, wie er sagt, auf das Stück passen! Melpomene! thu' mir nur heute den Gefallen, und laß Deinen Jünger nicht im Stich! (schreibt nach einer Pause und spricht mit Pathos, um sich wieder in die Situation zu bringen.)

„An diesem Hofe bist Du
„Die Würdigste, die Einzige, die Erste
„Die meine Seele ganz versteht!—Ja denn
„Ich leugn' es nicht—ich liebe!—"

Hanne (ist indessen in's Haus gegangen und hat mehr Wäsche geholt, ruft an der Thür sehr laut): Sechs paar Strimbe und drei Nachtjacken, Gustel, von der Abbelladionsräd'n missen ooch noch gewaschen wern!

Schiller (wirft wüthend die Feder weg). Nein! zum Kuckuk! jetzt ist es aus! Das ist mehr als ein Mensch ertragen kann! Trauerspiele schreiben, nichts im Magen haben, keine Prise Taback in der Dose und noch dazu der Weibsleute ihr Wäschgeschwätz anhören müssen! An die Situation will ich denken mein Lebtag—und damit ich es nicht vergessen kann, ein paar komische Verse darauf machen!——Ich und komische Verse machen! Da sieht man, wohin die Verzweiflung den Menschen bringen kann! (nimmt die Feder auf und setzt sich zum Schreiben.) Na, warte, die Frau Räthin soll sich verwundern über den Unsinn! (schreibt:) Bittschrift eines niedergeschlagenen Trauerspieldichters an die Körner'sche Waschdeputation!—So, der Titel ist gut—also weiter! (schreibt fort, indem er hie und da den Kopf aufstützt, um sich zu besinnen.) /

Zweite Scene.

(Im Hintergrund erscheint ein Zug Winzer und Winzerinnen im sächsischen Bauernkostüm mit einem bekränzten Mostfäßchen auf einem Schubkarren, Kübel u. s. w. in den Händen, sie kommen singend herbei und machen in der Mitte der Bühne Halt. Von der andern Seite kommen Johann und Soldaten von der Stadt her. Allgemeine Begrüßung. Johann erblickt Gustel und ruft:)

J—was der Blitz—da is ja de Gustel von Blasewitz!

Schiller (horcht bei dem lauten Ruf etwas auf und schreibt dann weiter).

Johann (ruft): Wie geht dersch denn, mei lieber Schatz?

Gustel. Sieh e mal ahn Johhann, wo kimmst Du denn här? Haste heide Uhrloob, das is ja scheene. Na warte, ich will blos hier de Wäsche ä bissel bei Seide duhn, Du kannst denn ooch ä bissel reinkommen, de Herrschaft is nich derheeme. (Gustel, Jette und Hanne rücken die Wäsche bei Seite.)

Johann und Soldaten (kommen in den Vordergrund). Scheenen guden Dag! Scheenen guden Dag!

Gustel (halblaut zu Johann). Du, die Dage kumm ich zu Dir na Dräsen, Johhann, da wullen mer zusammen in die Kumedje geh'n. Denke mal ahn, (leiser,) der Herr Rahd Schiller, der bei uns zu Besuche is un jetzt dadrinne sitzt un Gesangbuchvärsche macht, werd mer ä Pillet schenken. Du weeßt doch där, där die scheenen Kumedjen schreibt—

Johann. Der Herr Schiller! Schwerebrät, Gustel, den berihmten Mann dhäde ich ooch vor mei Läben gerne ämal sähn.—Kameraden, wißt Ihrsch von dem is ooch das scheene Lied: Freede, scheener Getterfunken, was mer alle kennen.

Alle. Ach där! Jekersch där is hier, den mecht'n mer ämal sähn!

Gustel. Na, wart' nur hier ä Bissel, vielleicht kummt er ämal an's Fenster! (sieht sich um und gewahrt den noch ruhenden Winzer mit dem Mostfäßchen.) Ach Herrjesesḧätte, der arme Herre hat so viel Durscht und die Nähdin hat alle Schlisseln mitgenummen. (Geht nach hinten.) Leide, wißt' er was, gäbt mer doch ä baar Kannen Must här for Abbelladionsrahds ihren Gast, die Frau werd's Euch ooch scheene danken.

Winzer. O ja, warum denn nich, Gustel, hol' nur en Krug!

Gustel (erblickt den an der Seite stehenden Krug). Da steht ja ä reener Wasserkrug! dhuds nur danein dhuhn! (Winzer öffnet den Krahn und füllt den Krug.)

Gustel. Jemine, was werd der Härre dadrinne vor 'ne Freede haben, wenn er sich dadran ä Bissel stärken kann, bis de Härrschaft kummt.

Schiller (hat sein Schreiben beendigt). So—kuck, da ist es fertig! Ein komisches Gedicht in 9 Versen von Fritz Schiller! Das hätte ich nimmermehr von mir geglaubt, daß ich das zu Wege bringen könnte!—Na, die werden darüber lachen! Aber jetzt will ich doch sehen, ob sie noch nicht daheim sind! (Geht zur Thür hinaus und betrachtet dann hervorkommend erstaunt die Gruppe, die sich ihm darstellt. Gustel hat während des Vorhergehenden ein Glas geholt und ausgespült und will gerade auf Schiller's Zimmer zu, als er heraustritt:)

Gustel (knixt). Da sein Se ja, mei kuter Herr Rahd, äben wullte ich Sie ä Gläschen Most zur Erquickung bringen, das ich Sie äben glicklich ufgegabelt habe. (Soldaten und Wäscherinnen machen bei Schiller's Anblick eine Bewegung und ziehen sich zurück.)

Schiller. Das ist aber gescheit von Dir, Gustel—ich komme bald um vor Durst! Vergelt's Dir Gott!—Aber, wo kommen denn die vielen Leute daher?

Gustel. Das sein Winzer, mei kutes Härrchen, die vom Nachbarsberge mit Most heeme gehn un von denen hab' ich mer derweile ä Krigel Most for Herrn Rahd gäben lassen. Un dadriben, das is mai Liebster, der Johhann, von dem ich Sie gesagt habe un seine Kameraden, die sein hier heide uf Uhrloob. Na, nu drinken Se vor allen Dingen, mei kutes Härrchen! (schenkt ein und überreicht ihm knixend das Glas.)

Schiller. Meiner Treu, der Most ist gut, Gustel—so gut hat mir noch keiner in meinem ganzen Leben geschmeckt!

Gustel. Na, möge Sie 's ooch wohl bekommen! (schenkt wieder ein.)

Schiller. Nun laß Dich aber nicht stören und plaudere wieder mit Deinem Schatz, der wird lange Weile nach Dir haben!

Gustel. Ach, mei kuter Herr Rahd, der kann schon warde. Der is ooch glicklich, daß er heide die große Ehre haben dhud, den Herrn Rahd zu sähn, den berihmten Värschemacher. Das hat er sich schon lange gewinscht.

Schiller (geht nach dem Hintergrund zu den Winzern). Grüß Euch Gott, Ihr Leute, habt Ihr eine gute Lese das Jahr? Seid Ihr zufrieden?

Winzer und Winzerinnen (verbeugen sich). O ja, danke Sie, Herr Rahd, 's geht schon ahn! S'macht sich!

Schiller. Euer Most ist recht gut! Bei uns, wo ich zu Hause bin im Schwabenlande, haben wir freilich bessere Weine, das ist auch ein anderes Klima!—Es ist aber doch auch ganz hübsch hier zu Lande!

Johann (bescheiden vortretend, spricht mit einigen Verlegenheitspausen und Gesten). Nehmen Se 's ja nich uhngitig, lieber Herr Rahd, daß mer hier so mir nischt dir nischt reingekommen sin, aber ich wullte bloß mei'm Schatz, der Gustel, gude Dag sagen, wie mer aber heerden, daß der Herr Rahd Schiller hier is, der sich vor's ganze deitsche Volk durch seine scheene Gedichte verhärrlicht hat, da warsch unser greeßter Wunsch ooch emal seine Berson betrachten zu derfen. Ueber die Ehre nu sein mer Alle sehr glicklich un werns ooch gewiß nie vergessen. Nich wahr, Kameraden un Landsleide? Unser große Dichter, der Herr Rahd Schiller, soll hoch leben!

Alle. Hoch! Hoch!

Schiller (bewegt). Ich danke Euch von Herzen, wenn ich Euch durch ein paar Verse Freude gemacht habe, so ist mir das wirklich recht lieb. Für Eure gute Meinung will ich auch jetzt hier ein Glas auf Euer Wohl trinken! Prosit, Ihr Leutchen! Prosit! (trinkt.)

Johann und Landleute. Scheenen Dank for die Ehre! Möge Sie 's wohl bekommen!

Gustel (ruft plötzlich, indem sie in die Coulisse sieht). Ach Härrjesesḧätte! Da kummt schon de Härrschaft wieder heeme un mer sein nich bei der Arbeid und die vielen fremden Leide hier! Das werd was Scheenes gäben! (Gustel, Hanne und Jette holen die Waschfässer hervor und arbeiten, Johann, Soldaten und Landleute wollen fort.)

Schiller. Na, wartet nur, Ihr Leutchen, lauft nicht fort! Ich werde es schon verantworten, Johann, wenn die Gustel hier ein Bischen mit Euch geplaudert hat.

Dritte Scene.

Appellationsrath Körner und Frau treten auf.

Vorige. (Alle grüßen tief.)

Räthin. Guten Tag, guten Tag, liebe Kinder! Ei, hier scheint ja heute wirklich ein Waschfest gefeiert zu werden, da geht es ja lustig zu! (Zu Schiller.) Und Sie, mein verehrtester Herr Rath, sind hier zu Hause und gewiß beinahe verschmachtet. Ich bin auch ganz untröstlich über das Mißverständniß gewesen, welches mir mein Mann erst unterwegs aufklärte, daß Sie nicht nachkommen, sondern heute arbeiten wollten.

Rath Körner. Es hat ihr auch keine Ruhe gelassen bei der ganzen Parthie, Sie ohne Imbiß zu wissen, das kann ich bezeugen.

Schiller. O meine verehrteste Frau Räthin, ich bedaure von ganzem Herzen, wenn Sie sich meinetwegen haben in Ihrem Vergnügen stören lassen. Ich bin heute mit meiner Schreiberei nicht recht glücklich gewesen, Durst und Hunger haben mich geplagt und dabei haben die Frauenzimmer da unter meinem Fenster so fleißig gewaschen mit Hand und Mund, daß mich das Alles zuletzt auch wirklich aus dem Texte gebracht hat. Meine Verzweiflung ist zuletzt sogar auf eine solche Höhe gestiegen, daß ich zum ersten Male in meinem ganzen Leben komische Verse gemacht habe.

Räthin (erstaunt). Sie, lieber Schiller, ein komisches Gedicht?—Ach, das müssen Sie uns gleich zum Besten geben!

Rath Körner. Ja, mein lieber Freund, das bin ich auch begierig zu hören. Dazu muß es Ihnen kurios um's Herz gewesen sein.

Schiller (lachend). Das können Sie mir gewiß glauben, Herr Rath, und meinem Magen noch viel kurioser. So hören Sie denn—(zieht das Blatt, welches er in der zweiten Scene beim Heraustreten in die Tasche steckte, hervor). Aber vorher müssen Sie mir erlauben, daß der Gustel ihr Schatz und die Nachbarsleute auch zuhören dürfen, denn sie haben mich durch ein Krügchen Most vom Verdursten gerettet.

Räthin. Dafür dank ich Euch herzlich, lieben Leute! Kommt doch näher und trinkt mit uns ein Gläschen von unserem besten Wein! (sagt Gustel und Jette leise einige Worte, welche abgehen und nach dem Gedicht mit Flaschen und Gläsern aus dem Hause kommen)

Alle. Sie sind gar zu gitig, Frau Rähd'n! Scheenen Dank ooch! (kommen Alle näher und gruppiren sich.)

Rath Körner. Nun lesen Sie aber Ihr komisches Gedicht, lieber Schiller

Schiller. Also — (liest.)

Bittschrift eines niedergeschlagenen Trauerspieldichters an die Körner'sche Waschdeputation.

Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei,
Die Tabacksdose ledig,
Der Magen leer — der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig!

Ich kratze mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen;
Wer kann Empfindung, wer Gefühl
Aus hohlem Herzen pumpen?

Feu'r soll ich gießen auf's Papier
Mit angefrornem Finger —
O Phoebus! Hassest Du Geschmier,
So wärm' auch Deinen Jünger!

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür
Es plärrt die Küchenzofe,
Und mich, mich führt das Flügelthier
Zu König Philipps Hofe.

Ich steige muthig auf das Roß,
In wenigen Sekunden
Seh' ich Madrid; am Königsschloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Gallerie
Mit schnellem Schritt, belausche
Dort die Prinzessin Eboli
Im süßen Liebesrausche,

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevollem Schauer;
In ihrem Auge Götterlust,
Und in dem seinen Trauer.

Schon ruft das schöne Weib: Triumph!
Schon hör' ich — — Tod und Hölle!
Was hör' ich! — einen nassen Strumpf,
Geworfen in die Welle.

Und hin ist Traum und Feerei —
Prinzessin, Gott befohlen! —
Der Henker mag die Dichterei
Beim Hemderwaschen holen!

Alle (lachen).

Rath und Räthin. Bravissimo, lieber Schiller.

Räthin. Wäre die Veranlassung nicht eine so unangenehme für Sie, so könnte ich nun beinahe stolz darauf sein, die Gelegenheit gegeben zu haben, daß unser großer Tragödiendichter sich uns auch von der humoristischen Seite gezeigt hat.

Schiller. Nein, meine gute Frau Räthin, es ist wohl auch besser, wenn er 's künftig bleiben läßt, das ist ein lebensgefährlicher Humor, der erst durch Hunger und Durst hervorgerufen werden muß. Da wollen wir doch lieber beim Trauerspielschreiben bleiben, um nicht vorher so viel Noth leiden zu müssen.

Räthin (lachend). Da haben Sie allerdings Recht! Ah, sieh, da ist ja der Wein! Nun Leutchen, langt zu und vor Allem stärken Sie sich, mein lieber Herr Rath! (präsentirt ihm ein Glas Wein.)

Schiller. O, danke schön, jetzt ist schon das Aergste vorüber, das hab' ich der Fürsorge meiner braven Gustel von Blasewitz zu danken, dafür will ich sie auch verewigen, in meinem Wallenstein'schen Lager soll sie mit ihrem ganzen Namen paradiren.

Gustel (außer sich). Ach Du mei Jeseshätte, mei kutes Härrchen, ich soll vorkommen in Ihre Kumedje un in de Gesangbuchvärsche — Johhann hast des geheert? Du kriegst emal eene Frau, wie sie im Buche steht un berihmt vor ganz Deitschland!

Schiller (nimmt sein Glas). Nun Leutchen, Ihr wißt ja, was der Brauch ist, überall wo man ein gastlich Obdach findet und freundliche Bewirthung, da gilt das erste Glas — — der wackern Hauswirthin und der bring ich es auch hier von ganzem Herzen! — Mögen die Musen, die hier so freundlich und gütig aufgenommen sind, sich auch hübsch dankbar beweisen und unter den Nachkommen dieses Hauses sich einen zum Liebling erwählen, damit wenn es einst dem Schwabendichter gelungen ist, sich im Herzen des deutschen Volkes ein Plätzchen zu erringen, auch dort der Name Körner mit ihm vereint bleibe im Andenken des Volkes, wie sie sich jetzt vereinen in Liebe und Zuneigung! Der Name Körner und das Körner'sche Haus soll leben! Hoch!

Alle. Hoch! hoch! hoch! (stoßen an.)

Schiller. Und nun da wir hier beisammen sitzen, so fröhlich und guter Dinge, darf auch ein nettes Lied nicht fehlen, und wenn die Frau Räthin nichts dagegen hat, so singt mir eins, Kinder!

Räthin. Ja gewiß, singt ein hübsches Lied, das wird uns sehr freuen.

Johann (hervortretend). Wenn Sie's gitigst erlooben, so werd'n mir Eens ahnstimmen, was Sie Allen bekennt sein werd! (Giebt seinen Kameraden einen Wink und beginnt nach der bekannnten Melodie):

Freude schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken
Himmlische Dein Heiligthum!
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt;
Alle Menschen werden Brüder
Wo Dein saufter Flügel weilt!

Chor. Seid umschlungen Millionen
Diesen Kuß der ganzen Welt,
Brüder über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

(Schiller dankt gerührt durch Anstoßen und der Vorhang fällt mit einem „Hoch!" auf Schiller und passender Schlußgruppe.)

Nachträge zu Schiller's sämmtlichen Werken, gesammelt von E. Boas, Stuttgart 1853, enthalten Seit: 67 Folgendes:

1786. Das einzige komische Gedicht von Schiller, welches wir besitzen, ist diese „Bittschrift," welche schon oftmals abgedruckt wurde, doch fehlte fast immer der zweite Vers. — Die Entstehung dieses neckischen Promemoria's ward durch folgenden Vorfall veranlaßt: Schiller schrieb seinen Don Carlos größtentheils im Hause des Appellationsraths Körner zu Loschwitz und er hatte ihn noch nicht vollendet, als der Druck desselben schon eiligst vorschritt. Der Dichter mußte deßhalb von einer Landpartie, welche die Körner'sche Familie an einem schönen Herbsttage unternahm, zurückbleiben, um sein Werk zu fördern. Die Frau Appellationsräthin hatte aber fest geglaubt, Schiller würde mitfahren, darum ließ sie Alles verschließen und der Dichter sah sich ohne Speise, Getränk und Holz. Sein Unmuth erreichte durch das Plätschern der Wäsche unter den Fenstern den höchsten Grad, und er machte ihm durch jene possirlichen Verse endlich Luft.

Namensverzeichniß der Subscribenten.

Herr J. Abegg, Zürich.
,, Joh. Achenbach, St. Francisco.
,, M. Adams, Bridesburg, Pa.
,, Aug. Ahrens, St. Francisco.
,, Dr. A. Alers, St. Francisco.
,, Francis Allen, Galveston.
,, Prof. Angele, Philadelphia.
,, C. T. Amsler, Philadelphia.
,, Eduard Angelis, St. Francisco.
,, Peter Anthes, St. Francisco.
,, Paul Anthon, Sidney.
,, Johann Apfel, Philadelphia.
Appun's Buchhandlung, Bunzlau.
Herr M. Arenz, Sacramento.
,, S. Arnold, St. Francisco.
Frau Bach, St. Francisco.
Herr Bächle, Sacramento.
,, Adolph Bädeker, Rotterdam.
,, C. Baer, Buffalo.
,, J. Baer, Lancaster, Pa.
,, J. Balbach, Pueblo St. Jose, Cal.
,, Rev. Balzer, Femme Osage, Mo.
,, V. Baunackius, New York.
,, Robert Baur, Wilkesbarre, Pa.
,, A. J. Bayer, Sacramento.
,, Louis Bayer, St. Francisco.
,, C. H. Baerdsloe, Honesdale, Pa.
,, Carl Beck, Cincinnati.
,, A. H. Beck, Mokelumne Hill, Cal.
,, F. Becker, Columbia, Cal.
,, Fr. Becker, Femme Osage, Mo.
,, C. Becker, Philadelphia.
,, Lewis Becker, Philadelphia.
,, G. W. Beckh, St. Francisco.
Frau Beckh, St. Francisco.
Herr John Behn, Los Angeles, Cal.
,, Dr. Herm. Behr, St. Francisco.
,, Fr. Behrend, St. Antonio, Texas.
,, H. C. F. Behrens, St. Francisco.
,, C. Benkert, Philadelphia.
,, Leon Benkert, Philadelphia.
Herr Georg Berghäuser, New York.
,, John Berghäuser, St. Francisco.
Frau Berghäuser, St. Francisco.
Herr W. Berndt, Oldenburg.
,, Georg Bernhardt, St. Francisco.
,, Rud. Berrens, St. Francisco.
,, Ed. G. Bert, St. Francisco.
Frau Bert, St. Francisco.
Herren Beythien & Schenk, St. Francisco.
Herr Conrad Bickel, St. Fancisco.
Frau Bickel, St. Francisco.
Herr F. Biehn, Bridesburg, Pa.
,, Dr. Binnefeld, Augusta, Mo.
,, Wilh. Bitter, St. Francisco.
,, A. Bixel, Columbia, Cal.
,, Prof. Blaufuß, Trappe, Pa.
Herren C. Bloed & H. Klund, St. Francisco.
Herr Dr. G. Blöde, Petersburg, Va.
,, J. H. Blumenberg, St. Francisco.
,, Blumer & Leichsenring, Allentown, Pa.
,, Carl Boas, St. Francisco.
Herren Bödeker & Stübing, Berlin, Can.
,, F. M. Böhme, Bremen.
,, Albrecht Böhme New York.
,, F. Böhmer, Columbia, Cal.
Frau Bothe, St. Francisco.
Herr J. Böttcher, Middletown, Pa.
,, C. Böttcher, Sacramento.
,, Constantin Botthof, Philadelphia.
,, J. H. Bowman, Grafton, Va. (4 Expl.)
,, Rev. H. Borchers, Rockford, Ind.
,, H. Brand, St. Francisco.
,, Dr. Theodor Brandes, Philadelphia.
,, C. J. Brandenburger, St. Louis.
Herren Bravermann & Levy, St. Francisco.
Herr Augustus Brecht, St. Francisco.
Frau Brecht, St. Francisco.
Herr H. Brennermann, St. Francisco.
Frau Brennermann, St. Francisco,
Herr Louis Bremer, Philadelphia.
,, Heinrich Brentano, Stockton, Cal.

Herr Rev. Arthur Brickmann, Baltimore.
„ H. Brisch, Eden, Cal.
„ Rev. J. Brobst, Allentown, Pa.
Herr F. A. Brockhaus, Leipzig.
„ Brumb, Pueblo St. Jose, Cal.
„ Ch. Bruns, St. Francisco.
„ H. Bruns, St. Francisco.
„ L. Brunner, St. Francisco.
„ L. J. Brunner, Sacramento, Cal.
„ W. Brunner, St. Louis.
„ Ed. Büchel, St. Francisco.
Rev. J. J. Bürgi, Schaffhausen.
Herr Louis Bullinger, Egg Harbor City.
„ M. Burkhardt, St. Francisco.
„ Dr. Heinrich Busch, St. Francisco.
„ Gustav Butz, Hagen.
„ L. Call, Chicago.
Calve'sche Buchhandlung, Prag.
Herr A. Cartellieri, Stettin (2 Expl.).
„ Moritz Caspari, Großenhain.
„ Ignaz Christen, Columbia, Cal.
„ P. Claasen, St. Francisco.
„ Daniel Clemens, „
Frau Clemens, „
Herr Otmar Coler, „
Frau Coler, „
Herr Heinrich Cordes, Philadelphia.
„ Herm. Cordes, „
„ E. Cramer, „
„ Heinr. Cramer, St. Francisco.
„ F. A. Credner, Prag (2 Expl.).
„ Dr. L. J. Czapkay, St. Francisco.
„ Carl Dankers, Sacramento.
„ Prof. Datzel, Philadelphia.
„ J. M. Dauth, „
„ Debus, Mission Dolores, Cal.
„ J. Decker, St. Francisco.
„ W. Degener, Columbia, Cal.
„ H. Demuth, Bautzen.
„ Constantin Deininger, Reading, Pa.
„ Jonathan Deininger, „
„ Albert Detken, Neapel (6 Expl.).
„ Otto Deising, St. Francisco.
„ Rev. Diehl, Monroe.
„ Christopher Diehl, St. Francisco.
„ J. Diedrichs, Sacramento.
„ Julius Dietterlen, St. Francisco.
„ G. Dietzel, St. Paul.
Herr Carl Dohn, Sacramento.
Frau Dohn, „
Herr Heinrich Dohse, Corvallis, Oreg.
„ Carl Dohse, Corvallis, Oreg.
„ J. H. Dörfflinger, Sandusky.
„ Wm. Dörger, St. Francisco.
Frau Dörger, „ „
Herr Moritz Döring, Hamburg. Pa.
„ Peter Dorn, St. Francisco.
„ Carl Döriner, Pueblo St. Jose, Cal.
„ Dreßler, Sacramento.
„ J. Dreykorn, Nürnberg.
„ Aug. Drucker, St. Francisco.
„ Friedr. Dunsing, „
„ Carl Dürr, St. Amon Thal, Cal.
„ Carl Ebner, Sacramento.
Frau Ebner, „
Herr Dr. Eckhardt, Memphis.
„ Otto Eckelmann, Valecito, Calif.
Heeren Ehrenpfordt & Vollberg, St. Franc.
„ E. Ehrlich, Philadelphia.
„ L. Eichler, Eden, Cal.
„ Dr. Gg. Eidenmüller, St. Francisco.
„ M. Einstein, Philadelphia.
Frau Eisenmeyer, Sacramento.
Herr Carl Eißner, Delitzsch.
„ Dr. Ellermann, Landisburg, Pa.
„ Herm. Engelbrecht, St. Francisco.
Frau Engelbrecht, „ „
Herr Louis Engelbrecht, „ „
„ Friedr. Engler, „ „
„ Prof. Entrup, Prince Ann, Md.
„ Friedr. Epting, St. Francisco.
„ August Erbsmehl, Philadelphia.
„ G. Faas, Philadelphia.
„ Adolph Faust, New York.
„ Carl Fendrich, St. Francisco.
„ F. Fiedler, Columbia, Cal.
„ Dr. Emil Fischer, Philadelphia.
„ Prof. F. Fischer, „
„ Carl Fischer, Sacramento.
„ A. Fischer, St. Francisco.
„ C. Fischer, „
„ John Fischer, „
Frau Fischer, „
Herr Dr. A. Fischer, Sandusky.
„ Georg Fohrbach, St. Francisco.
„ A. Forster, Piladelphia.

Herr Peter Förster, St. Francisco.
Frau Förster, „ „
Herr Louis Fösterling, Columbia, Cal.
„ A. M. Foth, „ „
„ H. Frahs, Philadelphia.
„ Henry Frank, Lancaster, Pa.
„ Friedr. Frank, St. Francisco.
„ L. Franke, Baltimore.
„ A. Frankenheimer, Stockton, Cal.
„ Emil Frese, St. Franciscco.
„ Fr. Frey, Sacramento.
„ G. Freytag, Philadelphia.
Fräulein Emma Fricke, Blankenburg a/H.
Herr Dr. Albert Fricke, Philadelphia.
„ L. Friedmann, Columbia, Cal.
„ A. Friedrietz, Mexico.
„ Robert Fries, Zieglersville, Pa.
„ John Fröhling, Los Angeles, Cal.
„ John Fröhling, St. Francisco.
„ Funk, Union City, Cal.
„ F. Fürsattel, Newark.
„ V. Fürst, New York.
„ H. Garbe, Sacramento.
„ Dr. Fr. Garke, Perry, Ga.
Frau Augusta Garke, „ „
Fräul. Anna Garke, „ „
Herr D. Gaerdes, Pueblo St. Jose, Cal.
„ F. J. Gehring, Sacramento.
„ Friedr. Gentner, Philadelphia.
„ H. Gerke, St. Francisco.
„ S. German, Harrisburg, Pa.
Germanisches Museum, Nürnberg.
Herr H. Gerstung, St. Francisco.
Frau Gerstung, „ „
Herr Bd. Gesing, Pueblo St. Jose, Cal.
Herren J. Gies & Brother, St. Francisco.
„ W. Gilbers, Amsterdam.
Herr G. Goebel, Philadelphia.
„ J. A. Goehle, Buffalo.
„ R. Gohsner, Sacramento.
„ M. Goldsticker, St. Francisco.
Frau Goldsticker, St. Francisco.
Herr G. Goller, Los Angeles, Cal.
Herr H. Göhrs, Straßburg.
Frau J. Gottholb, Sacramento.
Herr N. Götz, „
Frau Henriette Goetze, Leipzig.
Herr G. H. Gräbe, Valecito, Cal.
Herr Victor Grahn, Galveston.
„ L. Grieb, Philadelphia.
„ Daniel Großmann, Philadelphia.
„ George Großmann, „
„ Prof. Grobe, Wilmington, Del.
„ Fr. Grob, St. Francisco.
„ Gruber, St. Francisco.
„ C. Gruhler, Sacramento.
„ Jacob Gruhler, „
„ N. Grünewald, St. Francisco.
Frau Grünewald, „ „
Herr Philipp Gruner, Philadelphia.
„ N. Gulde, Stockton, Cal.
„ Jacob Gundlach, St. Francisco.
Frau Gundlach, „ „
Herr Robert Gustler „ „
„ H. Habermehl, Baltimore,
„ C. F. Hackebusch, Leavenworth, Kan.
„ Albert Hafenbrack, Philadelphia.
„ J. F. Hähnlen, St. Francisco.
Frau Hähnlen, „ „
Herr L. A. Hähnlen, „ „
„ A. Hamann, Santa Rosa, Cal.
„ J. Hammerschmid, St. Francisco.
„ John Hanold, Philadelphia.
„ Georg Hansen, Los Angeles, Cal.
„ Oberst Haraszthy, Sonoma, Cal.
„ John P. Harder, St. Joseph, Mo.
„ Alex. R. Hardfinger, Philadelphia.
„ H. Harms, Sacramento.
„ Louis Hart, St. Francisco.
„ Rev. Hartmann, Chicago.
„ G. P. Hartmann, Sacramento.
„ John Hartmann, Pueblo St. Jose, Cal.
Frau Hartmann, „ „ „ „
Herr Gustav Haessel, St. Petersburg.
„ Louis Hauck, St. Francisco.
„ F. Haug, Sacramento.
„ G. Häusler, Santa Rosa.
„ Herm. Hausmann, St. Francisco.
„ J. Hector, Sacramento.
„ A. Heilbronn, Sacramento.
„ C. Heinemann, Columbia, Cal.
„ J. A. Heintzenberger, St. Francisco.
„ A. Heisch, Sacramento.
„ Carl Helf, Wien.
Helfers Buchhandlung, Bautzen.
Herr M. Hellmann, Mokelumne Hill, Cal.

Herr Dr. Hemme, Montecillo, Ga.
„ N. L. Henschel, St. Francisco.
„ Henzel, Union City, Cal.
„ G. Herfurth, Philadelphia.
Frau Dr. Hering, „
Fräul. Ottilie Hering, „
Herr J. C. Herringer, St. Francisco.
Frau Herringer, „ „
Herr J. Hertel, Sandusky, O.
„ Rudolph Herold, St. Francisco.
„ G. Herwig, Philadelphia.
„ Herm. Herzer, St. Francisco.
„ C. Heß, New York.
Herren Heß, Brauer & Köhler, St. Francisco.
Herr J. Heuberger, Bern.
„ L. Heußner, Philadelphia.
„ Heyer, Union City, Cal.
„ A. Hildebrand, Sacramento.
„ Th. Hilscher, Indianopolis.
„ A. Himmelmann, St. Francisco.
Frau Himmelmann, „ „
Herr A. Hinckel, Rochester, Mass.
„ A. Hinckelbein, Pueblo St. Jose, Cal.
Frau Hinckelbein, „ „ „ „
„ Anisja Hochgesang, Philadelphia.
Herr Fiedr. Hochgesang, „
Fräul. Natalie Hochgesang, „
Herr Gustav Hodes, Corvallis, Oreg.
„ Jac. Hoeberlein, St. Francisco.
Hof- u. Staatsbibliothek, München.
Herr Gustav Hoefer, Valecito, Cal.
„ B. C. Hoffmann, Augusta, Mo.
„ A. Hoffmann, Sacramento,
„ Wilh. Hoffmann, Weimar.
„ John Hoeffner, Eden, Cal.
„ Heinr. Hohs, „ „
„ J. D. Holle, New Orleans (4 Expl.).
„ A. Holloway, Pueblo St. Jose, Cal.
„ Aug. Hölscher, St. Francisco.
Frau Hölscher, „ „
„ B. Hoen, Santa Rosa, Cal.
Herr G. Honegger, Richmond, Va.
„ van der Hop, Rotterdam.
„ Hösch & Jörger, St. Francisco.
„ Otto Hosbach, „ „
„ Otto Hoym, New York (6 Expl.).
„ Wilh. Hüffner, St. Francisco.
„ Josef Hug, „ „
Frau Hug, St. Francisco.
Herr Traugott Hummel, Skaßa.
Herren J. F. Hummel & Wetzel, Sacramento.
Herr F. A. Hünert, St. Francisco.
„ Dr. Jackson, Philadelphia.
„ V. Jander, St. Francisco.
„ Carl Janke, „ „
„ Frank Ils, „ „
„ John Ils, „ „
„ Fr. Johns, Philadelphia.
„ Heinrich Johnson, St. Francisco.
„ B. Joerger, „ „
„ Jorck, Sacramento.
„ Herm. Julitz, St. Francisco.
Frau Julitz, „ „
Herr L. Jung, Sacramento.
„ W. Jung, „
„ J. C. Junghaus, Sacramento.
„ E. Justh, St. Francisco.
Herr Dr. John Kafka, St. Francisco.
„ Friedr. Karasiat, Brünn (2 Expl.).
„ Friedr. Katz, St. Francisco.
„ N. Kauffmann, Baltimore.
„ Ernst Keil, Leipzig.
„ Fr. Keller, St. Francisco.
Frau Keller, „ „
Herr F. Keller, Sacramento.
Herren Kemink & Sohn, Utrecht.
Herr H. Kenitzer, St. Francisco.
Frau Kenitzer, „ „
Herr L. Keselberg, Sacramento.
„ Rev. Dr. Keßler, Allentown, Pa.
„ H. Kester, St. Francisco.
„ Paul Ketterlinus, Philadelphia.
„ W. L. Kiderlen, „
„ Louis Kielmeyer, St. Francisco.
„ Alex. Kientzle, Philadelphia.
„ Adolf Kieper, „
„ Ph. Kitzsch, „
Herren Ed. Klebitz & Green, Sacramento.
Herr Alex. Klebs, St. Francisco.
Frau Klebs, „ „
Herr C. Kleine, Sacramento.
„ John Kleinschroth, St. Francisco.
„ Fr. C. J. Klink, Sacramento.
„ J. Klippel, „
„ O. Kloppenburg, St. Francisco.
„ W. Klump, „ „

Frau Klump, St. Francisco.
Herr Friedr. Knappe, St. Francisco.
„ J. Knell, „ „
„ Fritz Koch, Columbia, Cal.
„ Carl Koch, „ „
„ Louis Koch, Philadelphia.
„ W. Koch, New York.
„ J. B. Kohl, Sacramento.
Frau Kohler, St. Francisco.
Herr Georg Köhler, Philadelphia.
„ J. Kohlmoos, St. Francisco.
„ A. Koehn, Sacramento.
„ F. W. Koll, Los Angeles, Cal.
„ L. Koenig, Sacramento.
Frau Pauline Koradi, Philadelphia.
Fräul. Anna Koradi, „
Herr Johannes Körber, Bern.
„ Georg Kordmeyer, Columbia, Cal.
„ Wilh. G. Korn, Breslau.
„ Dr. Korn, Sacramento.
„ Theodor Körner, St. Franciseo.
„ J. A. Koester, „ „
Herren Friedr. Koester & Co., „
Herr F. Krauß, Philadelphia.
„ Fr. Kraus, St. Francisco.
„ Eduard Krauß, Sacramento.
Frau Krauß, „
Herr C. H. Krebs, Sacramento.
„ W. Kreckeler, „
„ Dr. Otto Kreisler, „
„ W. Kretschmann, St. Francisco.
„ Wilh. Krehe, „ „
„ L. Kreutzberger, Sacramento.
„ V. Kreutznach, Boston.
„ Dr. Fr. Krickmann, St. Francisco.
„ Aug. Krische, Philadelphia.
Herren Kron & Albrecht, New York.
Herr Carl Krug, Sonoma, Cal.
„ C. C. Küchel, St. Francisco.
Frau Küchel, „ „
Herr Heinrich Kuhl, Philadelphia.
„ E. Kühl, Sacramento.
„ Friedrich Kuhn, Philadelphia.
„ Rudolf Kuhn, Lancaster, Pa.
„ Jacob Kuhn, Stockton, Cal.
„ J. F. A. Kühn, Weimar.
„ M. Kulmann, Stockton, Cal.
„ F. W. Külp, St. Francisco.
Frau Külp, St. Francisco.
Herr Albert Künner, St. Francisco.
„ Conrad Kunz, „
„ H. Küstemacher, Burlington, Jowa.
„ Dr. R. Labberton, Baltimore.
„ Louis Ladner, Philadelphia.
„ C. Langlois, Burgdorf.
„ Aug. Lambert, Philadelphia.
Frau Landolt-Rahn, Zürich.
Herr A. Lautenbach, Philadelphia.
„ Samuel Leawer, Boyerstown, Pa.
„ L. Lebenter, St. Francisco.
„ Ernst Lehmann, Bethlehem, Pa.
„ A. Lehmann, Sacramento.
„ J. W. Lehmann, „
„ Fr. Lehn, Santa Rosa, Cal.
„ W. Leibe, Pueblo St. Jose, Cal.
„ H. Leibe, Santa Clara, Cal.
„ Gustav Leibnitz, St. Francisco.
„ A. Leiwelle, „ „
„ Georg Lenderking, Corvallis, Oreg.
„ Louis Levi, St. Francisco.
Lindauer'sche Buchhandlung, München.
Herr A. Lindemann, Stuttgart.
„ Ph. Liesenfeld, St. Francisco.
Frau Liesenfeld, „ „
Herr J. H. Liennüng, Sacramento.
„ F. Link, Philadelphia.
„ Georg Lipfert, Sandusky, O.
„ Philipp Lippe, Pottsville, Pa.
„ J. Locher, Sacramento.
„ Dr. Ferd. Loehr, St. Francisco.
Frau Loehr, „ „
Herren Loehr & und Claassen, „
Herr Victor Lohse, Hannover.
„ Prof. Lorentzen Mt. Caroll., Ills.
„ L. Lothammer, Sacramento.
Frau Lothammer, „
Herr C. Louis, St Francisco.
„ C. A. Lucius, Philadelphia.
„ H. Lürsen, Stockton, Cal.
„ O. Lütje, Sacramento.
„ Rudolf Lütke, St. Francisco.
Frau Lütke, „ „
Herr J. L. Lutz, „ „
„ Heinr. Lux, „ „
„ Philipp Maag, St. Joseph, Mo.
„ Otto Maas, Philadelphia.

Herr C. L. Mahlke, St. Francisco.
„ J. M. Maisch, Philadelphia.
„ John Maisch, St. Francisco.
„ C. Maiser, Philadelphia.
„ F. Malech, Pueblo St. Jose, Cal.
Frau Caroline Malech, „ „ „
Herr Dr. Gustav Malech, St. Francisco.
„ C. Mann, Wheeling, Va.
„ Joseph Margraf, St. Francisco.
„ Fr. O. Marx „ „
„ J. Marzen, Sacramento.
„ G. Marschall, St. Francisco.
„ Herm. Mast, „ „
„ A. May, Union City, Cal.
„ Prof. Mayer, Columbia, Tenn.
„ Anton Mayer, Philadelphia.
„ J. G. Mayer, St. Francisco.
„ Johann Mayer, „ „
Frau Mayer, „ „
Herr Dr. J. W. Mayerhofer, „
„ Adolf Mayrisch, „
„ Ernst Mayrisch, „
„ Gustav Mayrisch, „
„ Rudolf Mayrisch, „
Frau Mayrisch, „
„ Henriette Meaubert, New York.
Herr J. Meese, St. Francisco.
Frau Meese, „ „
Herr Georg Meier, Eden, Cal.
Herren J. & J. Meister, Sacramento.
Herr F. Melchers, Charleston, S. C.
„ P. Menges, New York.
Herren Mersfelder & Sanders, Springfield.
Herr Adam Merz, St. Francisco.
„ Carl Mettlach, Philadelphia.
„ J. M. Metz, St. Francisco.
Frau Metz, „ „
Herr J. Meuli, „ „
Frau Meuli, „ „
Herr J. C. Meußdorffer, „
Frau M. Meyer, Fürth.
Herr Adam Meyer, St. Francisco.
„ August Meyer, „ „
„ Daniel Meyer, „ „
„ H. H. Meyer, „ „
„ Bernhard Meyer, Schaffhausen.
Herren T. & J. F. Mier, Sacramento.
Herr F. Millemann, St. Francisco.
Herr J. H. Miller, Lebanon, Pa.
„ C. Mitschel, St. Francisco.
Frau C. Miur, New York.
Herr M. Moebus, Stockton, Cal.
„ Rev. Mooshake, St. Francisco.
Frau Mooshake, „ „
Herr A. W. Morris, „ „
Herren Moesta & Lohmann, „
Herr L. Müller, Charleston, S. C.
„ H. Müller, Detroit, Mich.
„ Anton Müller, Columbia, Cal.
„ Dr. Müller, Montreal.
„ Jacob Müller, Philadelphia.
„ Fr. J. Müller, Pueblo St. Jose, Cal.
Frau Müller, „ „ „ „
Herr L. D. Münkel, Philadelphia.
„ A. F. Münster, Venedig.
„ Heinr. Mutteler, Columbia, Cal.
Herren Gebr. O. & K. Nahl, St. Francisco.
Frau Nahl, „ „
Herr Dr. Negendonck, Wilmington, Del.
„ John Nepp, Sonoma, Cal.
„ A. Nessel, Sacramento.
„ H. Neumann, St. Francisco.
Frau Neumann, „ „
Herr Philipp Niestralt, Stockton, Cal.
„ Louis Noll, St. Francisco.
„ A. Nolte, Rochester.
„ H. W. Nolting, Oakland, Cal.
Frau Nolting, St. Francisco.
Herr L. Nusbaumer, St. Amon, Cal.
„ Fr. Nutz, St. Francisco.
Frau Nutz, „ „
Herr Cohn Obenauer, „
„ J. Ochsner, Zürich.
Fräul. Anna Ochsner, Hauptwyl.
Herr Theod. Olshausen, Davenport Jowa.
„ F. Oette, Sacramento.
„ Georg Osmer, St. Francisco.
„ Carl Ostner, „ „
Frau Ostner, „ „
Herr Carl Otter, Santa Clara, Cal.
„ C. Otto, Erfurt,
„ Dr. O. Palmedo, Brooklyn.
„ Julius v. Pankewitz, Quedlinburg.
„ J. Paravicini, Philadelphia.
Frau Ida Paeßler, Leipzig.
Herr Robert Pattberg, Philadelphia.

Herr J. Andr. Perthes, Gotha.
„ A. Peters, Middleburg, Pa.
Frau Pestalozzi-Wiser, Zürich.
Herr Caspar Pfeiffer, Philadelphia.
„ G. Pfeiffer, „
„ E. J. Pfeiffer, St. Francisco.
„ J. J. Pfirter, „ „
Frau Pfirter, „ „
Herr A. Pfister, Pueblo St. Jose, Cal.
„ Herm. Pflüger, St. Francisco.
Herren J. & A. Pforr, „
Frau Pforr, „
Herr H. Piper, Quincy, Ills.
„ J. Theophile Plate, Philadelphia.
„ Adolf Plate, St. Francisco.
„ Conrad Pletscher, Schaffhausen.
„ H. Pleß, St. Francisco.
„ Sigm. Pollack, „
„ J. Popper, „
„ Georg Precht, Columbia, Cal.
„ Dr. Carl Precht, St. Francisco.
Frau Precht, „ „
Herr G. Probst, Fort Snelling, Minn.
„ Carl Prochaska, Teschen.
„ Gv. Prohasky, Pueblo St. Jose, Cal.
„ H. Proll, St. Francisco.
„ J. Proll, „ „
„ L. A. Proll, „
Frau Proll, „
Herr Carl Proscholb, „
Frau Proscholb, „
Herr Friedr. Putzmann, Sacramento.
„ Arnold Puvella, Reading, Pa.
„ Louis Quanz, St. Francisco.
„ Theodor v. Quartus, St. Francisco.
„ Wilh. Rabe, St. Francisco.
„ F. Rabel, Sacramento.
„ J. Räber, Canton, O.
„ Dr. Rachenberger, Philadelphia.
„ Wm. Rabbe, New York. (4 Expl.)
„ Rev. Adolf Rahn, St. Francisco.
„ Dr. Rahn-Escher, Zürich.
„ Peter Ramb, Pueblo St. Jose, Cal.
Herren Fr. Rasche & Söhne, St. Francisco.
Frau Rasche, „ „
Herr Dr. Ferd. Rattenmann, Philadelphia.
„ Eduard Rau, „
„ J. Rau, Sacramento.
Herr Philipp Rauch, St. Francisco.
„ G. Räuchel, „ „
„ Georg Raund, Columbia, Cal.
„ Josef N. Rausch, St. Francisco.
Frau Rausch, „ „
Herr C. F. Rees, Millersville, Pa.
„ Heinr. Reese, Columbia, Cal.
Frau Regensburger, St. Francisco.
Herr A. B. Reichenbach, Philadelphia.
„ W. Rehm, Columbia, Cal.
„ B. Rehm, New York.
Frau Reichert, St. Francisco.
Herr J. N. Reinecke, „
„ G. Reinecke, Sacramento.
„ Theod. Reisser, Springfield, Cal.
„ Caspar Rieder, Philadelphia.
„ R. A. Riesner, St. Francisco.
„ Dr. Florentin Rivinus, Philadelphia.
„ Carl A. Robeck, Columbia, Cal.
„ Hermann Roehrs, Oakland, Cal.
„ W. Rosenthal, Philadelphia.
Herren S. Rosenthal & Co., St. Francisco.
Herr E. L. Roesing, „
„ D. Rothenbusch, Stockton, Cal.
„ P. Rothenbusch, „ „
„ Prof. Rothschild, Abbeyville, S. C.
„ Louis Rückert, St. Francisco.
„ Berrins Rudolph, „
„ L. Rueff, Sacramento.
„ G. J. Ruelius, Philadelphia.
„ Georg Runge, „
„ Adolf G. Ruß, St. Francisco.
„ Carl Ruß, „
„ G. van der Sahl, St. Francisco.
„ Georg Sanders, „
„ E. Sauer, New York.
„ L. Sauer, St. Francisco.
Frau Bertha Schäfer, Leipzig.
„ Maria Schäfer, „
Herr J. G. Schäfer, Los Angeles, Cal.
Frau Ernestine Schäfer, Philadelphia.
Fräul. Clara Schäfer, „
„ Laura Schäfer „
„ Melania Schäfer, „
Herr Louis Schäfer, „
„ F. Schäfer, Pueblo San Jose, Cal.
„ Georg Schäfer, St. Francisco.
„ J. P. Schäfer, „

Frau Schäfer, St. Francisco.
Herr Prof. Dr. Philipp Schaff, Mercersb'g.
„ Georg Scheble, St. Francisco.
Frau Scheble, „
Herr J. Scheidecker, „
„ Ph. Scheld, Sacramento.
Fräul. Marie Scheller, New York.
Herr Louis Scheller, Pueblo St. Jose, Cal.
„ Peter Schemm, Philadelphia.
„ Mathias Schertzger, Brooklyn.
„ Eduard Schiffel, St. Francisco.
„ Wilhelm Schiller, Freistadt.
„ Jacob Schleußer, St. Francisco.
„ F. W. J. Schliebitz, Indianapolis.
„ G. Schmeißer, Sacramento.
„ W. R. Schmidt, Baltimore. (4 Ex.)
„ Dr. Schmidt, Columbia, Cal.
„ Anton Schmid, Los Giulucos, Cal.
„ Fr. Schmidt, St. Francisco.
„ Theodor E. Schmidt, St. Francisco.
Herren A. von Schmidt & Co., „
Herr Georg Schmitt, „
„ Johann Schmitz, „
„ Wilhelm Schmolz, „
„ Joseph Scholer, Columbia, Cal.
„ J. Scholer, St. Francisco.
„ W. Scholl, „
„ Fr. Schollenberger „
„ C. Schöttler, Philadelphia.
„ Peter Schrentz, Pueblo San Jose.
Frau Alwine Schröder, Quedlinburg.
Herr J. Schröder, Pueblo San Jose, Cal.
„ Louis Schröder, St. Francisco.
Frau Schröder, „
Herren C. u. H. Schroth, „
Herr Dr. Julius Schrotz, Philadelphia.
„ C. H. Schubert, St. Francisco.
„ J. G. W. Schulte, „
„ J. F. Schultheß, „
Frau Schultheß, „
Herr Fr. Schultheß, Zürich. (2 Exempl.)
„ Carl Schultz, St. Francisco.
„ W. Schulze, Philadelphia.
„ J. M. Schünemann, Schippach.
„ Adolf Schüppert, St. Francisco.
„ Ernst Schütz, „
„ J. H. Schwacke, Philadelphia.
„ J. C. Schwanda, Valecito, Cal.
Herr Philipp Schwartz, Columbia, Cal.
„ Carl Schwartz, St. Amon, Cal.
„ Friedr. Schwedler, New York. (4 Ex.)
„ J. Schwegerle, St. Francisco.
Frau Schwegerle, „
„ John Schweitzer, „
Herren Schwerin & Schad. „
Rev. Edmund von Schweinitz, Philad'a.
Herr R. Seeger, Sacramento.
„ Fr. Seidenstricker, St. Francisco.
„ Franz Seilnach, Stockton, Cal.
„ Chr. Seitz, St. Francisco.
„ R. Seitz, Philadelphia.
„ Simon Sekles, Madison.
„ Peter Sessar, St. Francisco.
„ A. K. Sensemann, Easton, Pa.
„ Joseph Sichel, Savannah.
„ Anton Siebert, Columbia, Cal.
„ J. Siemon, Philadelphia.
„ P. Sievers, St. Francisco.
„ A. Sievers, Sacramento.
„ John Anton Simonis, Webster, Mass.
„ Heinrich Sloman, Philadelphia.
„ Wilhelm Sloman, „
„ S. Smith, Singapore.
„ Heinrich Sonntag, Mission Dolores.
„ Theodor Söhnlein, Philadelphia.
„ J. Sonichsen, St. Francisco.
„ F. Sowers, Philadelphia.
„ Ferd. Spiegel, „
„ Fr. Staake, „
„ Jacob Stadtfeld, St. Francisco.
„ Christian Stadtfeld, „
Frau Stadtfeld, „
Herr Franz Staglich, „
Herren Stahl & Thiele, „
Frau Stahl, „
Herr Franz Staud, „
„ W. Steinmetz, Sacramento.
„ B. G. Stephan, Philadelphia.
„ T. Steudemann, Sacramento.
Herren Stern & Regensburger, St. Francisco.
Herr J. Th. Stettner, Lindau.
„ Oscar Stoefer, New York.
„ F. Stoltze, Columbia, Cal.
„ John Strahle, Sacramento.
„ Jacob Straehle, St. Francisco.

Herr Dr. O. Strecker, Richmond, Va.
„ S. Strecker, Philadelphia.
„ Philipp Stürhof, Canton, O.
„ Stüßberger, New York. (25 Ex.)
„ John Sturz, St. Francisco.
„ Hermann Sunders, Honolulu.
„ Prof. Dr. Leonhard Tafel, Philad'a.
„ C. L. Tartter, Philadelphia.
„ L. Tavernier, St. Francisco.
„ Nicolaus Thas, Corvallis, Oregon.
Herrn Theile's Buchhandlung, Königsberg.
Herr F. Theilig, Pueblo San Jose, Cal.
„ H. Thiele, Sacramento.
Frau Thiele, „
Herr A. Thieme, Erie, Pa.
„ Henry Tilge, Philadelphia.
„ August Tittel, St. Francisco.
„ Conrad Tittel, „
„ F. Tittel, „
„ Wilhelm Tittel, „
Frau Tittel, „
Herr W. G. Thomas, Philadelphia.
„ Tode, St. Francisco.
„ Gustav Toellner, St. Francisco.
Herren Treichler & Pfeiffer, Sacramento.
„ Trexler, Harlacher & Co., Allentown.
Herr S. Tritsch, Sacramento.
Turn-Verein, Portsmouth, O. (2 Expl.)
Herr Chr. Uhrig, St. Francisco.
Frau Uhrig, „
Herr A. Ullrich, Round Top, Texas.
„ G. Ulmer, Philadelphia.
„ Philipp Umlauf, Stockton.
„ Carl Valender, Philadelphia.
„ Wilhelm Viereck, St Francisco.
Frau Viereck, „
Herr G. Voigt, Philadelphia.
„ Louis Voigt, „
„ L. H. Voigt, St. Francisco.
„ E. Vogel, Philadelphia.
„ Dr. Wackerbarth, St. Joseph, Mo.
„ J. J. Wagener, Columbia, Cal.
„ Max Wagener, Stockton.
„ W. Wagner, Philadelphia.
„ John Wagner, St. Francisco.
„ Philipp Wagner, „
Wallishauser'sche Buchhandlung, Wien.
Herr Frank Walther, St. Francisco.
Herr G. M. Walter, St. Francisco.
„ F. Weber, Sacramento.
„ Dr. Weber, Chesnuthill, Pa.
„ Albert Weihenmayer, Philadelphia.
„ Richard Weinbach, St. Francisco.
„ David Wayß, Philadelphia.
„ Prof. Weber, Newberry, S. C.
„ Wilh. Weiß, Santa Rosa, Cal.
„ Jacob Weiß, Springfield, Cal.
„ Friedr. Weißer, Santa Clara.
„ Ferdinand Weißgerber, Philadelphia.
„ Regierungsrath Wenzel, Dresden.
„ Wilh. Westedt, St. Francisco.
„ S. Wertheimer, Sacramento.
„ Julis Weyse, Los Giulucos, Cal.
„ W. Widmaier, Philadelphia (10Expl.)
„ Carl F. Wiegand, St. Francisco.
Herren John Wieland & Co., „
Frau Wieland, „
Herr A. Wienbrack, Leipzig.
„ H. Wiese, St. Francisco.
„ Assessor Wiester, Bunzlau.
Herr J. J. Wildberger, Schaffhausen.
„ Carl Wilhelm, Philadelphia.
„ Aug. A. Wilke, Marine, Miss.
„ Jacob Wingerten, Lockhardt, Texas.
„ Heinrich Winkler, St. Francisco.
„ Dr. Gustav Winkler, Philadelphia.
„ Carl Winter, Sacramento.
„ Conrad Witter, St. Louis. (4 Expl.)
„ G. Wittmann, York, Pa.
„ J. D. Witzel, St. Francisco.
„ Herm. Wohler, „
Frau J. Woehm, Philadelphia.
Herr Ferd. Wolff, Columbia, Cal.
Herren Wolff & Mühlenfels, Sacramento.
Herr Wolleb, „
„ Nicol. Wollerscheid, Webster. (2Expl.)
„ Josef Worris, St. Francisco.
Herren R. & F. Wulfen, St. Francisco.
Herr R. H. Wunnenberg, „
„ C. F. Wuster, Stockton, Cal.
„ L. M. Xander, St. Francisco.
„ Ludwig Xandry, Philadelphia.
„ J. Yäger, St. Francisco.
„ L. Yenez, „ „
„ J. Young, Lebanon, Pa.
„ Adam Zahn, St. Francisco.

Herr H. Zahn, St. Francisco.
" Jacob Zech, " "
" Dr. Fr. Zeile, "
" John Zeile, "
" M. Zeller, Pueblo St. Jose, Cal.
Frau Zeller, " " " "
Herr John Zeller, St. Francisco.
" Heinr. Zeuner, Boston.
" Heinr. Ph. Zeuner, Philadelphia.

Herr Fr. Ziegler, Philadelphia.
" L. K. Ziegler, "
" Conr. Zimmermann, Oakland, Cal.
" J. A. Zimmermann, St. Francisco.
" H. Zimmermann, " "
" Friedr. Zinngraff, Sacramento.
" Z. F. Zweibrück, St. Francisco.
" John Zwicker, Sacramento.
Frau Zwicker, "

Inhalts-Verzeichniß.